Geschichte

der

Girondisten.

Achter Band.

Geschichte

der

Girondisten

von

A. de Lamartine.

Aus dem Französischen.

Achter Band.

Leipzig,
Brockhaus & Avenarius.

1847.

Inhalt.

Achter Band.

Fünfundfunfzigstes Buch.

Robespierre, Danton. — Ihre Zusammenkunft. — St.-Just bei Robespierre. — Unthätigkeit Danton's. — Geheime Sitzung der drei Ausschüsse. — St.-Just's Rede. — Er verlangt die Verhaftung Danton's und seiner Mitschuldigen. — Danton, Camille Desmoulins, Philippeaux, Lacroix, Westermann werden verhaftet. — Ihre Ankunft im Luxemburg. — Sitzung des Convents. — Legendre's Rede. — Robespierre's Antwort. — St.-Just's Bericht. — Entwurf des Decrets gegen Danton und seine Mitschuldigen. — Einhellige Abstimmung. — Danton im Gefängniß. — Camille Desmoulins. — Seine Frau. — Prozeß der Angeklagten. — Ihre Verurtheilung und Hinrichtung. — Urtheil über Danton . . . . S. 1—50.

Sechsundfunfzigstes Buch.

Erneuerung der Schreckensherrschaft. — General Dillon, Chaumette, Bischof Gobel, die Witwe Hebert's, Cäcilie Desmoulins. — Brief der Madame Duplessis an Robespierre. — Herrschaft des Wohlfahrtsausschusses. — St.-Just bei der Armee. — Macht und Plan der Coalisirten im Jahre 1794. — Stärke der französischen Armeen. — Pichegru. — Souham. — Moreau. — Turcoing's Sieg. — Marceau. — Duhesme. — Kleber. — Bernadotte. — Jourdan als Generalissimus. — Lefebvre. — Macdonald. — Einnahme von Charleroi. — Schlacht bei Fleurus. — Lefebvre und Championnet. — Observationsballon. — Der Einfall in Holland wird beschlossen. — Unentschlossenheit des Hofes von Wien. — Hoche. — Landau wird entsetzt. — Die Oestreicher gehen wieder über den Rhein zurück. — Die Preußen ziehen sich nach Mainz zurück. — Verhaftung Hoche's. — Er wird nach Paris abgeführt. — Die Grenzen sind gesichert. — Dumas. — Massena und Serrurier. — Bonaparte. — Augereau. — Perignon. — Dupommier. — Die Flotte von Brest. — Ihre Empörung. — Admiral Morard de Galles wird von Villaret-Joyeuse ersetzt. — Die französische Flotte trifft mit der englischen zusammen. — Kampf am 1. Juni 1794. — Das Schiff: der Rächer. — Die französische Flotte kehrt nach Brest zurück. — Der Abmarschgesang. — Der Schrecken und die Hinrichtungen verdoppeln sich. — Die öffentlichen Verhöhnerinnen. — Custine's Sohn wird verurtheilt und hingerichtet. — Claviere's Selbstmord. — Seine Frau vergiftet sich. — Hinrichtung des Bischofs von Lyon. — Lamourette. — Condorcet. — Seine Zufluchtsstätte. — Seine Flucht. — Seine Verhaftung. — Er vergiftet sich. — Louvet. — Lareveillere-Lepeaux. — Herr v. Malesherbes und seine Familie, Luckner, Duval-Depremenil und die größten Namen der Monarchie auf dem Schaffote. — Schübe für die Guillotine. — Die jungen Mädchen von Verdun. — Die Nonnen vom Montmartre. — Die Guillotine wird vom Ludwigsplatz nach der Barriere du Throne gebracht. — Abbe von Fenelon wird im 89. Jahre hingerichtet. — Worte Collot d'Herbois' an Fouquier-Tinville . S. 51—91.

Siebenundfunfzigstes Buch.

Anblick der Gefängnisse. — Roucher, Andre Chenier. — Die Carmeliter. — Frau von Aiguillon, von Beauharnois, von Cabarrus. — Der Tempel. — Prinzessin Elisabeth. — Die königliche Prinzessin. — Der Dauphin. — Prinzessin Elisabeth vor dem Revolutionstribunale, — Sie wird zum Tode verurtheilt. — Ihre Hinrichtung. — Robespierre herrscht in der Gemeine und im Convente. — Seine Bedenklichkeiten. — Seine Freunde St.-Just, Couthon, Lebas. — Seine geheimen Feinde. — Zerwürfnisse in den Ausschüssen. — Rede Robespierre's im Convente über das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. — Decret. — Jean-Jacque Rousseau's sterbliche Ueberreste im Pantheon . . . . S. 92—127.

Achtundfunfzigstes Buch.

Ladmiral. — Versuch eines Meuchelmords an Collot d'Herbois. — Cecile Renault bei Robespierre. — Sie wird verhaftet. — Rede Robespierre's vor dem Convent. — Fest des höchsten Wesens. — Robespierre's Triumph. — Reizung der Ausschüsse, — Vorschläge des Convents zu menschenfreundlichen Gesetzen. — Decret vom 22. Prairial. — Zwistigkeiten im Wohlfahrtsausschuß. — Robespierre trennt sich von seinen Collegen. — Seine geheimen Noten über einige Conventsmitglieder. — Stumme Verschwörung . S. 128—167.

Neunundfunfzigstes Buch.

Die Thermidoristen. — Der Schrecken verdoppelt sich. — Barrere, der Anakreon der Guillotine. — Abergläubische Tendenzen. — Catherine Theos. Dom Gerle. — Frau von St.-Amaranthe. — Herr und Frau von Sartines. — Fräulein von Grandmaison. — Herr von Quesvremont. — Trial. — Robespierre bei Frau von St.-Amaranthe. — Verhaftung derselben und ihrer Familie. — Sie wird mit Cecile Vernault und Ladmiral in die Verschwörung des Auslandes verwickelt. — Die Angeklagten vor dem Tribunal. — Ihre Verurtheilung und Hinrichtung. — Robespierre bei den Jacobinern. — Versuch einer Versöhnung zwischen den Gliedern der Ausschüsse . . . . S. 168—192.

Sechzigstes Buch.

Die Versöhnung ist trügerisch. — Berathung der Verschworenen. — Die Jacobiner und die Sectionsmänner betrachten Robespierre als ihr Haupt und Feldzeichen. — Anzeichen eines neuen 31. Mai's. — Erste Tage des Thermidors. — Robespierre hält sich im Verborgenen. — Seine Wallfahrt nach der Eremitage Jean Jacques Rousseau's am 7. Thermidor. — Robespierre's Rede an den Convent. — Die Versammlung weiset ihren Druck zurück. — Robespierre im Club der Jacobiner. — Er liest die von dem Convent zurückgewiesene Rede. — Sein Testament. — Aufregung. — Tumultuarische Scenen. — Payan schlägt vor, die Ausschüsse aufzuheben. — Gewaltsamer Auftritt. — Collot d'Herbois und St.-Just. — Die Verschworenen bereiten sich zu der Entscheidung des nächsten Tages vor. — Brief von Therese Cabarrus an Tallien. — Dessen Antwort. — Unentschlossenheit der Abgeordneten der Ebene. — Sie lassen sich von den Verschworenen umgarnen. — Der 9. Thermidor. — Die Jacobiner machen sich auf die Ereignisse des Tages gefaßt. — Coffinhal, Fleuriot, Payan, Henriot. — Sitzung des Convents. — Collot d'Herbois als Präsident. — St.-Just auf der Rednerbühne. — Er wird von Tallien unterbrochen. — Billaud-Varennes denuncirt die Projecte der Jacobiner gegen die Versammlung. — Langdauernde Aufregung. — Er greift Robespierre an und wird lebhaft beklatscht. — Robespierre erhebt sich gegen die Rednerbühne. — Geschrei des Berges. — Tallien nimmt Robespierre das Wort; er verlangt die Verhaftung Henriot's und Permanenz der Sitzung. — Diese Vorschläge werden mit Beifall aufgenommen. — Barrere besteigt die Rednerbühne und spricht sich gegen Robespierre aus. — Vadier tritt nach Barrere auf. — Robespierre kann nicht zum Worte kommen. — Er verläßt die Rednerbühne. — Er wird von allen Sitzen zurückgewiesen. — Lärm und Geschrei. — Robespierre's Anklage wird beschlossen. — Sein Loos theilen Robespierre der jüngere, St.-Just, Lebas. — Die Angeklagten werden vor die Schranken geführt. — Aufhebung der Sitzung. — Die Angeklagten werden in das Gefängniß geschickt. — Hinrichtungen an diesem Tage und am andern Morgen. — Roucher, Andre Chenier . . . . S. 193—241.

Einundsechzigstes Buch.

Die Gefängnisse weigern sich die Gefangenen aufzunehmen. — Sie werden entlassen und im Triumphe der Gemeinde zugeführt. — Das Stadthaus, der Heerd der Insurrection. — Die Sturmglocke. — Der Ruf zu den Waffen. — Henriot an der Pforte des Carrousels. — Er wird im Namen des Convents verhaftet. — Robespierre im Verwahrsam der Municipalität. — Coffinhal zieht ihn nach dem Stadthause fort. — Coffinhal befreit Henriot. — Der Convent nimmt seine Sitzung wieder auf. — Bourdon de l'Oise auf der Rednerbühne. — Merlin de Thionville. — Lärm von außen. — Henriot will die Thüren sprengen lassen. — Er wird außer dem Gesetze erklärt. — Er zieht sich nach dem Stadthause zurück. — Barras wird von dem Convente zum General-Commandanten ernannt. — Gegenbewegung der Agenten des Convents und der Gemeinde. — Unentschlüssigkeit des Volks. — Barras umzingelt das Stadthaus. — Robespierre verharrt in seiner Unthätigkeit. — Henriot wird von den Truppen verlassen. — Geschrei: „Es lebe der Convent!“ — Dulac sprengt die Pforten des Stadthauses. — Lebas schießt sich durchs Herz. — Robespierre der Jüngere stürzt sich zum Fenster hinaus. — Coffinhal wirft Henriot aus dem zweiten Gestock auf den Hof. — Leonard Bourdon greift das Stadthaus an. — Robespierre wird von einer Kugel verwundet, die ihm die Kinnlade zerschmettert. — Bewachung der Besiegten. — Sie werden vor den Convent gebracht. — Robespierre wird im Wartesaal niedergelegt. — Die Gefangenen werden nach der Conciergerie gebracht. — St.-Just und General Hoche unter der Einlaßpforte. — Verhaftung der Familie Duplay. — Fouquier-Tinville liest vor den Gefangenen das Decret, welches sie außer dem Gesetze erklärt, ab und constatirt ihre Identität. — Die Verurtheilten werden auf das Schaffot geführt. — Verwünschungen und Beifallsbezeigungen der Zuschauer. — Duplay's Haus. — Madame Duplay wird im Gefängniß erdrosselt. — Robespierre's Haltung. — Sein Kopf fällt. — Urtheil über Robespierre. — Die Revolution . . . . S. 242—270.

Fünfundfunfzigstes Buch.

I.

Robespierre zauderte indessen immer noch, Danton zu stürzen. Seine Unentschlossenheit und die St.-Just's und Couthon's, welche er beherrschte, ließen den Tod unsichtbar über dem Haupte dieses ehemaligen Nebenbuhlers schweben. Robespierre achtete ihn nicht, aber er haßte ihn auch nicht, und er hatte aufgehört, ihn zu fürchten. Wenn Danton unbestechlicher gewesen wäre, würde ihn Robespierre gern an der Herrschaft haben Theil nehmen lassen. Dieser Antonius würde diesen Lepidus ergänzt haben. Danton war gerade von der Natur mit Fähigkeiten begabt, welche Robespierre fehlten: mit richtigem Scharfblicke und mit dem Ungestüm der Inspiration. Der eine war das Denken, der andere die Hand einer Revolution. Der Bürgermuth war bei Robespierre hartnäckiger, der physische Muth schlagfertiger und instinktmäßiger bei Danton. Diese beiden Männer würden vereinigt der Leib und die Seele der Republik gewesen sein. Aber Robespierre's Gedanke widerstrebte der unreinen Verschmelzung mit Danton's Materialismus. „Seinen Gedanken mit etwas seiner Unwürdigem verbinden, heißt nicht ihn stärken,“ sagte er, „das heißt ihn verderben. Die besiegte aber reine Tugend ist stärker als das triumphirende Laster.

Eine peinigende Angst beunruhigte ihn die Tage und die Nächte, ehe er seinen Entschluß faßte. Man hörte ihn oft rufen: „Ach, wenn Danton ein redlicher Mann wäre! wenn er wirklich Republikaner wäre! ... Könnte ich doch die Laterne des griechischen Philosophen haben," sagte er einmal, „um in Danton's Herzen zu lesen, und um zu erfahren, ob er mehr Freund als Feind der Republik ist!"

Die Jacobiner waren weniger bedenklich bei ihrem Verdachte. Danton war in ihren Augen das thönerne Götzenbild des Volks, welches bei den ersten Regengüssen zerfließen würde. „Man müßte," sagten sie, „diesen falschen Gott der Menge nehmen, damit sie nur die reine revolutionaire Tugend verehrte. Dieser Perikles des verderbten Athens paßte nicht für Sparta."

Robespierre gab es zu, allein er zitterte davor, einen letzten Entschluß zu fassen. Er fragte sich in seinem Innern, ob nicht die gewaltige Popularität Danton's bei dem Berge nach seinem Tode auf einige untergeordnete eben so verderbte, aber weniger gewaltige und treulosere Häupter herabsteigen würde? ob es nicht besser wäre, seinem Einflusse auf den Convent das Gegengewicht zu halten, als diesen Einfluß nach der Fügung des Zufalls anderen Popularitäten in die Hände fallen zu lassen? ob, wenn der Lasterhafte todt sei, das Laster mit ihm in der Republik sterben werde? ob bei den großen Kämpfen, welche die Regierung mit den sich mehrenden Factionen zu bestehen haben würde, Danton's Stimme, Gegenwart und Energie nicht dem Vaterlande und ihm selbst fehlen würden? ob dieses Blut des zweiten der Revolutionaire, welches er vergießen wollte, nicht irgend einem kühnen Bösewichte Verlangen nach dem Blute des ersten erwecken würde? ob das Grab seines hingeopferten Collegen nicht wie eine Fallgrube beständig am Fuße der Rednerbühne offen stehen würde, wo er bereits auf das Grab Vergniaud's stieß? ob es ein gutes Beispiel für die Zukunft und ein gutes Vorzeichen für sein eigenes Geschick sein würde, wenn er so mitten im Convente ein Grab grübe und sich aus den Leichen seiner Nebenbuhler einen Fußschemel machte?

Endlich lehnte sich das natürliche Gefühl, welches in Robespierre's Herzen zwar besiegt, aber nicht erstickt war,

gegen die grausame Lehre der politischen Nothwendigkeit auf. Danton war allerdings sein Nebenbuhler, aber er war der älteste und berühmteste Gefährte seiner revolutionairen Laufbahn. Seit fünf Jahren der Kämpfe der Niederlagen und der Siege hatten sie nicht aufgehört, gemeinschaftlich zu kämpfen, um das Königthum umzustürzen, den Boden des Vaterlandes zu schützen, die Republik zu begründen. Ihre Seelen, ihre Worte, ihre Mühen, ihr Schweiß hatten sich bei den Arbeiten, bei den Gefahren, bei der Begründung der Republik vereinigt. Sie saßen auf den nämlichen Bänken. Sie trafen sich in den nämlichen Clubs. Sie hatten sich nie hart berührt. Sie hatten beständig einer für den andern Achtung und Bewunderung, welche die Herzen rühren, gehegt oder wenigstens zur Schau getragen; sie hatten sich gegenseitig gegen gemeinschaftliche Feinde vertheidigt. Es war Raum genug in der Republik für zwei große Männer von verschiedenem Ehrgeize.

Außerdem war Danton jung, Vater von Kindern, die bald Waisen sein sollten, von zärtlicher Liebe für eine neue Gattin erfüllt, welche er seiner Allmächtigkeit vorzog und welche seinen Ehrgeiz schwächte.

Couthon, Lebas, St.-Just waren die Zeugen und die Vertrauten der Unentschlossenheit Robespierre's. Es schien, als wollte er, man möchte ihm moralischen Zwang anthun, um ihm eine Einwilligung abzunöthigen, die nicht aus seinem Munde kommen konnte. Eines Abends, als er zu Hause kam, glänzte sogar auf seinem Gesichte die Heiterkeit eines Mannes, der einen hochherzigen Entschluß gefaßt hat. „Ich habe ihnen eine große Beute entrissen,“ sagte er zu Souberbielle, „vielleicht einen großen Verbrecher, aber ich bin, wie Du, der Geschworene des Volks; meine Ueberzeugung war noch nicht sicher genug gestellt.“ Souberbielle sah später ein, daß es sich um Danton handelte.

II.

Danton, wie bereits erwähnt, hatte sich freiwillig aus dem Wohlfahrtsausschusse zurückgezogen, entweder um den Neid zu schwächen, der anfing, ihn zu groß zu finden, oder um in Frieden die Muße zu genießen, die ihm werther

war, als der Ehrgeiz. Die Liebe, das Studium, die Freundschaft, einige seltne Arbeiten für den Convent, einige mit Lauheit geführte Intriguen und einige nur zu offenkundige Pläne auf Wiedererlangung der Gewalt nahmen seine Zeit in Anspruch Er vereinigte oft zu Sèvres seine Freunde Philippeaux, Legendre, Lacroix, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins, Bazire, Westermann und einige Mitglieder des Berges. Diese Männer, welche nur fröhliche Tischgenossen waren, wurden als Verschwörer angesehen. Danton, der seine Zunge wenig im Zaume hielt, fällte oft heftige und bittere Urtheile über die Regierung. Er war zu zurückhaltend für einen Mann, welcher eine Dictatur stürzen, zu kühn für einen Mann, der sie noch nicht angreifen will. Er nahm den Ton eines geduldigen Verschwörers an, der die Gewalt besitzt, Alles zu zerstören, der sie aber noch nicht anwenden will. Er hatte das Ansehen, als ob er den Wohlfahrtsausschuß gehen lassen wollte, nur damit er seine Unzureichenheit beweisen möchte, und so lange, bis daß es ihm geeignet scheinen würde, ihn aufzuhalten. „Frankreich glaubt mich entbehren zu können; wir werden sehen," sagte er oft.

Er schonte Robespierre nicht, der ihm immer wie ein sich mit seiner Tugend verhüllender, in seinen Systemen verwickelter Metaphysiker vorgekommen war, welcher jetzt in dem Blute stecken geblieben war. „Danton," sagte eines Tages Fabre d'Eglantine zu ihm, „weißt Du, wessen man Dich beschuldigt? Man sagt, daß Du den Wagen der Revolution nur fortgestoßen hast, um Dich zu bereichern, während Robespierre mitten unter den Schätzen der zu seinen Füßen umgestürzten Monarchie arm geblieben ist." — „Nun," erwiederte ihm Danton, „weißt Du, was dies beweist? Daß ich das Gold liebe und daß Robespierre das Blut liebt. Robespierre," fügte er hinzu, „fürchtet sich vor dem Gelde, weil es die Hände schmuzig macht." Es hieß, Danton habe dem Wohlfahrtsausschusse von dem Convente bedeutende Summen überweisen lassen, um auf Robespierre's Unbestechlichkeit den Verdacht kommen zu lassen, der ihn selbst traf. Lacroix und er, sagte man, hätten von ihren Sendungen in Belgien reiche Beute mitgebracht. Da sie diese nicht unter ihrem eigenen Namen besitzen wollten,

hätten sie sie einer ehemaligen Direktrice der Hoftheater, Mademoiselle Montansier, geliehen. Diese hätte sie unter ihrem Namen, aber zum Besten der Darleiher, dazu verwandt, das Opernhaus zu bauen. Man glaubte auch zu wissen, daß einige von den in dem Garde-Meuble der Krone gestohlenen Diamanten in den Händen eines Agenten Danton's geblieben wären. Seit der Wohlfahrtsausschuß durch die Hand des Henkers regierte, trug Danton Abscheu vor Blut zur Schau und strebte darnach, seiner Partei den Namen der Partei der Milde zu geben. Nachdem er die Popularität in der Strenge gesucht hatte, ging er darauf aus, sie durch Großmuth zu erlangen. Er machte den Opfern Zeichen des Einverständnisses und stellte sich als einen künftigen Rächer hin. Er gab Camille Desmoulins seine satirischen Reden gegen die Schreckensherrschaft und seine Anspielungen gegen Robespierre ein. Er machte die Menschlichkeit zu dem Stichwort einer Faction. Diese Faction war eine beständige Anklage gegen den Wohlfahrtsausschuß und vorzüglich gegen Collot d'Herbois, Billaud-Varennes und Barrère, die Berather und Werkzeuge des Terrorismus. In dem Augenblicke, in welchem ein solches Regiment in einem Mann, wie Danton, einen Ankläger fand, war es bedroht. Unter dieser Regierung, deren einzige Stärke darin lag, daß sie unerbittlich war, war jede Berufung an die Barmherzigkeit ein Aufruf zur Empörung.

III.

Ein Zusammenstoß zwischen Robespierre und Danton erschien den einsichtigen Mitgliedern des Berges als unvermeidlich. Gezwungen, zwischen beiden Männern eine Wahl zu treffen, war ihr Herz für Danton, ihre Logik für Robespierre. Sie verehrten den einen, dessen Stimme sie so oft mit dem Feuer seines Patriotismus elektrisirt hatte; sie fürchteten den letzteren mehr, als sie ihn liebten. Sein verschlossener Charakter, seine kalte Außenseite, seine gebieterische Rede wiesen die Vertraulichkeit zurück und erkälteten die Zuneigung. Es war ein Mann, den man in die Ferne gerückt, von weitem betrachten mußte, um ihn weniger zu fürchten und weniger zu hassen. Die Masse des Volks

konnte leidenschaftlich dieses Götzenbild verehren. Seine Collegen wagten nicht, ihn zu lieben. Aber die patriotischen Deputirten des Berges verhehlten sich nicht, daß, wenn Danton der Patriot ihres Herzens, Robespierre der Gesetzgeber nach ihren Ansichten war, und daß, wenn Robespierre fehlen würde, die Republik nur eine Dictatur ohne Einheit und ein Sturm ohne Leitung sein würde. Er allein kannte das Geheimniß des Weges und zeigte der Demokratie den immer wieder verschwindenden Hafen, in welchen sie auf diesem Meere von Blut einzulaufen hofften. Die Mitglieder des Berges konnten sich deshalb nicht dazu entschließen, einen von beiden Männern zu stürzen; allein wenn eine Wahl getroffen werden mußte, folgten sie Robespierre und beklagten Danton. Sie hofften noch, alle beide erhalten zu können.

Dienstfertige Vermittler suchten beide dahin zu bringen, sich gegenseitig zu erklären. Robespierre weigerte sich nicht, hierauf einzugehen. Er wünschte noch aufrichtig, Danton unschuldig genug zu finden, um ihn nicht stürzen zu müssen. Beide Häupter gaben ihre Einwilligung zu einer Zusammenkunft.

Sie fand zu Charenton bei einem Mittagsessen bei Panis, ihrem gemeinschaftlichen Freunde, statt. Die nicht zahlreichen Tischgenossen, welche von dem eifrigen Wunsche beseelt waren, dieser großen Spaltung der Republik vorzubeugen, hielten sorgfältig bei Anfang der Unterhaltung jeden Anlaß zu Zwistigkeit fern, welcher wieder Bitterkeit hätte hervorrufen können. Es gelang ihnen. Zu Anfang des Mahles herrschte Herzlichkeit. Danton war offen, Robespierre war heiter Man versprach sich Gutes von dieser ohne Zusammenstoß erfolgten Annäherung zweier Männer, deren persönliche Gesinnungen den Kampf zwischen zwei Parteien hemmen konnten.

Jedoch gegen Ende des Mahles bekam Alles ein anderes Ansehen, entweder weil der anmaßende Danton Robespierre's Gegenwart als ein Zeichen von Schwäche auslegte, oder weil der Wein ihm die Zunge gelöst hatte, oder weil er aus Stolz nicht die Verachtung verbergen konnte, welche er gegen Robespierre und seine Freunde hegte. Es entspann sich zwischen beiden ein anfänglich peinliches, dann bitteres,

zuletzt drohendes Gespräch. „Wir beide," sagte Danton, „halten in unserer Hand für die Republik Frieden oder Krieg; wehe dem, der ihn erklärt! Ich bin für den Frieden, ich wünsche Eintracht, aber ich werde meinen Kopf nicht den dreißig Tyrannen hingeben." — „Wen nennen Sie Tyrannen?" fragte Robespierre. „Es gibt in einer Republik keine andere Tyrannei, als die des Vaterlandes." — „Das Vaterland!" rief Danton aus, „ist es denn in einem Vereine von Dictatoren, von denen die einen nach meinem Blute verlangen, die anderen nicht die Stärke haben, es zu verweigern!" — „Sie irren sich," antwortete Robespierre, „der Ausschuß hat nur Verlangen nach Gerechtigkeit und überwacht nur die schlechten Bürger. Aber sind diejenigen gute Bürger, welche die Republik mitten im Kampfe entwaffnen wollen und die sich mit dem Reize der Nachsicht schmücken, während wir für sie das Gehässige und die Verantwortlichkeit der Strenge auf uns nehmen?" — „Ist das eine Anspielung?" fragte Danton. — „Nein, eine Anklage," erwiderte Robespierre. — „Ihre Freunde wollen meinen Tod." — „Die Ihrigen wollen den Tod der Republik." Man trat zwischen beide und sie wurden wieder zur Mäßigung und fast zu wohlwollender Gesinnung gebracht. „Der Wohlfahrtsausschuß," sagte Robespierre, „will nicht allein Ihren Kopf nicht, sondern er wünscht auch sehnlichst, die Regierung durch das Ansehen des einflußreichsten Mannes des Berges zu verstärken. Würde ich hier sein, wenn ich Ihren Kopf wollte? Würde ich demjenigen meine Hand bieten, auf dessen Ermordung ich sänne? Man streut Verleumdungen gegen uns aus. Danton, nehmen Sie sich in Acht! Wenn man seine Freunde für Feinde hält, zwingt man sie zuweilen, es zu werden. Können wir uns denn nicht verständigen? Muß die Gewalt, wenn äußerste Gefahren da sind, schrecklich sein oder nicht?" — „Ja," sagte Danton, „aber sie muß nicht unversöhnlich sein. Der Zorn des Volkes ist eine Bewegung. Ihre Schaffote sind ein System. Das Revolutionstribunal, das ich erfunden habe, war ein Bollwerk; Sie machen ein Schlachthaus daraus. Sie treffen ohne Wahl." — „Der September wählte auch nicht," sagte Robespierre spöttisch. „Der September?" erwiderte Danton, „das war ein un-

überlegter Instinkt, ein anonymes Verbrechen, das Niemand billigt, aber das Niemand in dem Volke bestrafen kann. Der Wohlfahrtsausschuß vergießt das Blut tropfenweise, als ob er das Entsetzliche und die Gewohnheit der Hinrichtungen aufrecht erhalten wollte." — „Es gibt Leute," sagte Robespierre, „die es lieber massenweise vergießen. — Sie lassen eben so viel Unschuldige wie Schuldige sterben. — Ist ein Einziger ohne Gericht gestorben? Ist ein einziger Kopf gefallen, der nicht vom Gesetze geächtet war?" Danton brach bei diesen Worten in ein bitteres, herausforderndes Gelächter aus. „Unschuldige! Unschuldige!" rief er, „vor diesem Ausschusse, welcher der Kugel gesagt hat zu Lyon und der Loire zu Nantes eine Wahl zu treffen! Du spaßest, Robespierre! Sie machen aus dem Hasse, den man gegen Sie hegt, ein Verbrechen! Sie erklären alle Ihre Feinde für schuldig." — „Nein," sagte Robespierre, „und der Beweis dafür ist, daß Du lebst!"

Bei diesen Worten stand Robespierre auf und ging mit sichtbarer Ungeduld und Zorn weg. Während des Weges von Charenton bis in die Saint-Honoré-Straße sprach er nicht ein einziges Wort. Als er an der Thür seines Hauses anlangte, sagte er zu dem ihn begleitenden Freunde: „Du siehst, es ist nicht möglich, diesen Mann wieder mit der Regierung zu vereinigen. Er will sich auf Kosten der Republik wieder populär machen. Im Innern verderbt er sie, nach Außen droht er ihr. Wir sind nicht stark genug, um Danton zu verachten, wir sind zu muthig, um ihn zu fürchten; wir wollten den Frieden, er will den Krieg, er soll ihn haben!"

Kaum war Robespierre in sein Zimmer getreten, so ließ er St.-Just holen. Sie blieben einen Theil der Nacht und ganze Stunden an den beiden darauf folgenden Tagen mit einander eingeschlossen. Man glaubt, daß sie in diesen langen Unterhaltungen die Berichte und die Reden vorbereiteten und verabredeten, welche gegen Danton und seine Freunde losbrechen sollten.

IV.

Danton blieb zwei Tage zu Sèvres, ohne den Sturm, der sich über ihm zusammenzog, vorauszusehen, oder ohne

ihn beschwören zu wollen. Umsonst baten ihn Legendre, Lacroix, der junge Rousselin, Camille Desmoulins, Westermann flehentlich, an sein Schicksal zu denken und dem Wohlfahrtsausschusse entweder durch die Flucht oder durch Kühnheit zuvorzukommen. „Der Berg ist für Dich," sagte ihm Legendre. — „Die Truppen sind für Dich," sagte ihm Westermann. — „Die öffentliche Stimmung ist für uns," sagte ihm Rousselin. „Das öffentliche Mitleiden wird auf Dein Wort zur Entrüstung werden." Danton lächelte gleichgültig oder stolz. „Es ist nicht Zeit dazu," erwiederte er, „und dann wäre Blut nöthig, und ich bin das Blut überdrüssig. Ich habe das Leben satt, ich möchte es nicht um diesen Preis bezahlen. Ich will lieber guillotinirt werden, als guillotiniren. Uebrigens werden sie es nicht wagen, sich an mich zu machen, ich bin stärker wie sie."

Er sprach vielleicht mehr so, als er dachte. Er trug Zuversicht zur Schau, um seine Unthätigkeit zu rechtfertigen. Aber im Grunde handelte er nicht, weil er nicht mehr handeln konnte. Danton war eine unermeßliche Kraft; aber diese Kraft hatte keinen Stützpunkt mehr, um ihren Hebel anzusetzen und die Republik bewegen zu können. Sollte er sich auf die Jacobiner stützen? er hatte sie Robespierre in die Hände fallen lassen. Auf die Cordeliers? er hatte sie Hébert überlassen. Auf den Convent? er hatte ihn, als er sich zurückzog, von dem Wohlfahrtsausschusse knechten lassen. Er war umzingelt und entwaffnet von allen Seiten. Seine Stärke beruhte nur noch in den lauesten und unthätigsten öffentlichen Gefühlen, dem Mitleid und der Furcht. Er konnte sich nur auf ein noch unbestimmtes Murren der öffentlichen Meinung berufen. Und war dann wol der Mann des Septembers der Mann der Milde? Konnte sich eine Revolution zu Gunsten menschlicher Gefühle in einem Marius personifiziren? Hatte er das Recht, mit blutbefleckten Händen das öffentliche Gewissen zu bewegen? Würde man ihn nicht mit seiner Vergangenheit erdrücken? Würde man ihn nicht der Lüge überführen? Er fühlte dies, ohne es sich zu gestehen. Er schläferte sich mit einer erheuchelten Zuversicht ein. Er umgab sich mit seiner entschwundenen Popularität wie mit einer Unverletzlichkeit, um seinen Schlummer zu rechtfertigen.

St.-Just, Robespierre, Barrère, der Ausschuß täuschten sich darüber nicht. Sie wußten, daß Danton's Beredtsamkeit durch Ueberraschnng den Convent erschüttern und ihm seinen nur halb entschwundenen Einfluß auf den Berg wieder erobern könnte. Sie wollten den Riesen entwaffnen, ehe sie ihn bekämpften. Auf den zufälligen Erfolg einer Sitzung es ankommen zu lassen, schien ihnen zu gefährlich. Keine Stimme, selbst die Robespierre's nicht, besaß damals das Hinreißende der Stimme Danton's. Schweigen war klüger und im Geheimen handeln war sicherer. Sie verfuhren wie der Senat von Venedig und nicht wie die Comitien von Rom: sie wählten den Kerker statt der Rednerbühne.

V.

Der Wohlfahrtsausschuß berief in der Nacht die Mitglieder des Sicherheitsausschusses und die Mitglieder des Gesetzgebungsausschusses zu einer geheimen Sitzung. Keiner hatte eine Ahnung von dem schrecklichen Complote, bei dem ihm ohne seine Mitwissen eine Rolle zugetheilt wurde. Danton hatte in beiden Ausschüssen Freunde, aber schwache Freunde, von denen gewiß war, daß sie davor zittern würden, denjenigen für unschuldig zu erklären, den Robespierre für schuldig halten würde. Die Gesichter waren düster, man vermied, sich anzusehen, kein vertrauliches Gespräch fand vor Anfang der Berathung statt. St.-Just begann damit, daß er mit schärferem Tone und mit klingenderer Stimme wie gewöhnlich verlangte, die stattfindende Berathung und der darauf folgende Beschluß, welcher Gestalt er auch sein möge, sollten Staatsgeheimniß bleiben. Hierauf sagte er, ohne selbst von der Größe seines Antrags betroffen zu scheinen: „Die Republik wäre unter dem Convente selbst untergraben; ein Mann, der lange nützlich gewesen, jetzt aber gefährlich und immer selbstsüchtig sei, habe sich geflissentlich von den Regierungsausschüssen getrennt, um seine Sache von der seiner Collegen zu trennen, und um ihnen das Wohl des Vaterlandes als Verbrechen anzurechnen; dieser Mann, der mit Comploten vertraut, mit Reichthum überhäuft wäre, der verrätherische Pläne mit dem Hofe, dann mit Dumouriez, dann mit der Gironde, endlich mit den

Einschläferern der Revolution überwiesen wäre, sänne jetzt auf den gefährlichsten Verrath, auf den Verrath der Milde! Unter solcher erheuchelter Humanität verderbe er die öffentliche Meinung, vergrößere er das Murren, erbittere er die Gemüther, bringe er Spaltung in die Volksvertretung, halte er die Hoffnung der Vendée aufrecht, stehe er vielleicht mit den verbannten Tyrannen in Briefwechsel; er sammle um sich in seiner anscheinenden Unthätigkeit alle lasterhaften, schwachen oder wankelmüthigen Männer der Republik; er schreibe ihnen ihre Rolle vor und flüstere ihnen die Schmähungen gegen die heilsame Strenge der Ausschüsse ein; es wäre um die Republik geschehen, wenn die früheren, zweifelhaften Dienste dieses Mannes ihn in den Augen der reinen Patrioten gegen seine gegenwärtigen und vorzüglich gegen seine künftigen Verbrechen beschützten; die schlimmste aller Gegenrevolutionen wäre diejenige, welche man hinterlistiger Weise vom Volke selbst zu Stande bringen ließe; die schlimmste aller Regierungen wäre die in die Hände der verderbtesten falschen Demagogen gefallene Republik; dieser Mann wäre für sich allein die durch das Volk gemachte Gegenrevolution! .... Dieser Mann, Sie haben ihn alle schon genannt," setzte er nach einer Pause hinzu, „ist Danton! Ihr Stillschweigen bei diesem Namen bestätigt seine Verbrechen! Wenn er rein wäre, würde mich Ihr Murren bereits haben verstummen lassen. Keiner hält ihn für schuldlos. Alle halten ihn für gefährlich. Haben wir den Muth unserer Ueberzeugungen, haben wir die Unbeugsamkeit unserer Pflichten! Ich trage darauf an, daß Danton und seine hauptsächlichsten Mitschuldigen, Lacroix, Philippeaux und Camille Desmoulins während der Nacht verhaftet und vor das Revolutionstribunal geschickt werden!"

Man sah auf Robespierre. Robespierre, welcher das erste Mal, als Billaud-Varennes auf Danton's Verhaftung angetragen hatte, auf das Höchste entrüstet gewesen war, schwieg dies Mal. Man begriff, daß St.-Just für zwei gesprochen hatte. Keiner wagte es, unschlüssig zu scheinen, wo Robespierre entschieden zu sein schien. Barrère und seine Collegen unterzeichneten den Befehl. Das Stillschweigen empfahl sich von selbst. Indiscretion würde Mitschuld gewesen sein und Mitschuld war der Tod.

Indessen hatte ein untergeordneter Beamter der Bureaus des Ausschusses, Namens Paris, einige Worte von St.-Just's Rede durch die Spalten der Thüre hindurch gehört. Er eilte zu Danton und sagte ihm, daß die öftere Nennung seines Namens bei der Versammlung der drei Ausschüsse befürchten ließe, es wäre ein unheilbringender Entschluß gegen ihn gefaßt worden. Er bot ihm eine sichere Zufluchtsstätte an, wo er den Sturm vorübergehen lassen konnte. Danton's junge Frau, die ihre Zärtlichkeit heller sehen ließ, warf sich, in Thränen schwimmend, ihrem Manne zu Füßen, und beschwor ihn bei seiner Liebe zu ihr und zu seinen Kindern, auf diese Mahnung des Geschicks zu achten und sich für einige Tage vor seinen Feinden zu verbergen. Danton weigerte sich, entweder, weil er gegen diese Warnung ungläubig war, oder weil er sich gedemüthigt fühlte, dem Tode auszuweichen, oder weil er es überdrüssig war, in solcher peinlichen Angst zu leben, die Cäsar schlimmer fand, als den Tod selbst. „Sie werden lange berathschlagen, ehe sie gegen einen Mann, wie mich, einen Streich zu führen wagen," sagte er, „sie werden immer berathschlagen, und ich werde sie überraschen." Er verabschiedete Paris. Er las einige Seiten und schlief ein. Um sechs Uhr des Morgens klopften die Gendarmen an seine Thüre und wiesen ihm den Befehl des Ausschusses vor. „Sie wagen es doch," sagte er, indem er den Befehl in der Hand zerknitterte; „nun, sie sind kühner, als ich es vermuthete!" Er zog sich an, umarmte krampfhaft seine Frau, beruhigte sie über sein Schicksal, beschwor sie, zu leben, und folgte den Gendarmen, die ihn in das Gefängniß des Luxemburg abführten.

Um die nämliche Stunde wurde Camille Desmoulins aus Lucile's Armen gerissen. „Ich gehe in den Kerker," sagte er im Weggehen zu ihr, „weil ich die Schlachtopfer beklagt habe; wenn ich sterbe, werde ich nur das Einzige bedauern, daß ich sie nicht habe retten können."

Philippeaux, Lacroix und Westermann wurden zu derselben Zeit in das Luxemburg gebracht. Hérault de Séchelles, Fabre d'Eglantine, Chabot, de Launay waren schon dort. Der Name Danton's brachte Staunen im Gefängnisse hervor. Die Verhafteten aus allen Parteien, namentlich die

Royalisten, drängten sich in Menge herbei, um diesen großen Hohn der Republik zu betrachten. Diese Ironie des Schicksals demüthigte Danton am meisten und er gab sich die größte Mühe, dieses Gefühl zu verscheuchen. „Nun ja," sagte er, indem er den Kopf in die Höhe hob und in ein erzwungenes Lachen ausbrach, das mit seiner Lage in einem schneidenden Gegensatze stand, „es ist Danton! Seht mich recht an! Ich gestehe es, das Kunststück ist gut gemacht. Ich hätte nie geglaubt, daß mich Robespierre so escamotiren würde! Man muß seinen Feinden Beifall zollen, wenn sie sich wie Staatsmänner benehmen! Uebrigens hat er wohl gethan," fügte er hinzu, indem er sich an die um ihn stehenden Royalisten wandte, „wenn es einige Tage länger gedauert hätte, hätte ich euch alle befreit. Ich komme hierher, weil ich eurer Noth und eurer Gefangenschaft habe wollen ein Ende machen." Durch solche Reden suchte er den Abscheu, den sein Name einflößte, zu schwächen und sich selbst die Theilnahme seiner Opfer zu erwerben. Seine verstellte Leutseligkeit gewann ihm alle Herzen. Die Royalisten waren so weit gekommen, nur noch unter ihren Feinden eine Wahl treffen und einen Vorzug zuerkennen zu können.

VI.

Man warf Danton und seinen Freund Lacroix in den nämlichen Kerker. „Wir verhaftet!" rief Lacroix aus, „wer hätte jemals gewagt, dies vorauszusehen?" — „Ich," erwiederte Danton. — „Wie, Du wußtest es und Du hast nicht gehandelt?" sagte Lacroix. — „Ihre Feigheit hatte mich sicher gemacht," erwiederte Danton. „Ich bin von ihrer Erbärmlichkeit getäuscht worden." Gegen Mittag verlangte er, wie die anderen Gefangenen, in den Corridors spazieren gehen zu dürfen. Die Schließer wagten nicht, dem Manne, der Tags vorher den Convent gescholten, abzuschlagen, einige Schritte weit im Gefängnisse zu gehen. Hérault de Séchelles lief auf ihn zu und umarmte ihn. Danton stellte sich sorglos und heiter. „Wenn die Menschen Albernheiten begehen," sagte er mit Achselzucken zu Hérault de Séchelles, „so muß man darüber zu lachen wissen."

Als er hierauf Thomas Payne, den amerikanischen Demokraten, bemerkte, näherte er sich ihm und sagte traurig: „Was Du für Dein Land gethan hast, habe ich für das meinige zu thun gesucht. Ich war weniger glücklich, wie Du, aber nicht schuldiger.“ Dann näherte er sich einigen seiner Freunde, welche sich über ihr Schicksal beklagten, wandte sich zu Camille Desmoulins, welcher den Kopf gegen die Mauer stieß und sagte zu ihm: „Wozu sollen diese Thränen? Weil man uns auf das Schaffot schickt, so laßt es uns fröhlich besteigen.“

Den Angeklagten wurde nicht lange der Trost gelassen, sich mit einander zu unterhalten. Der Befehl kam, sie in verschiedene Kerker einzeln einzuschließen. Der Danton's befand sich neben dem Lacroix' und Camille Desmoulins'. Danton drückte beständig das Gesicht gegen die Eisenstäbe seines Fensters und hörte nicht auf, zu seinen Freunden mit lauter Stimme zu sprechen, um von den Gefangenen, welche die anderen Stockwerke bewohnten oder in den Höfen spazieren gingen, gehört zu werden. Sein Muth hatte Zuschauer nöthig. Sein Fenster war seine Rednerbühne. Er hatte selbst im Kerker noch eine theatralische Haltung. Die Fieberglut seiner Seele offenbarte sich in dem heftigen Pulsiren seines Denkens und der Aufregung seiner Reden. Er war ein Mann des Tumultes und gehörte nicht unter jene Naturen, welche ihre Kräfte in der Stille sammeln und die keines Zeugnisses bedürfen, als das ihres Gewissens. Sein Misgeschick mußte geräuschvoll sein und er mußte die Popularität des Unglücks haben. Sein vieles Reden wurde im Gefängnisse lästig.

VII.

Das Gerücht von der Verhaftung Danton's und seiner Mitschuldigen verbreitete sich am Tage in Paris. Niemand wollte an dieses Uebermaß der Verwegenheit des Wohlfahrtsausschusses glauben. Danton's Verhaftung erschien wie eine Entweihung der Revolution. Indessen ließ diese Verwegenheit fühlen, daß diejenigen, welche sie gezeigt, eine ungeheuere Stärke besaßen. Man wußte nicht, ob man murren oder

Beifall bezeigen sollte. Man schwieg und erwartete die Entwickelung.

Der Convent kam langsam zusammen. Dumpfes Geflüster zeigte an, daß die Mitglieder sich mit leiser Stimme Nachrichten, Vermuthungen oder Eindrücke in Bezug auf die während der Nacht vorgefallenen Begebenheiten mittheilten. Die Gedanken standen auf den Gesichtern geschrieben. Innerlich fragte sich aber jeder, welche Sicherheit und welche Unabhängigkeit ihnen noch einer geheimen Gewalt gegenüber bliebe, welche es wagte, Danton verschwinden zu lassen. Die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses waren noch nicht auf ihren Bänken. Wie Souveraine, die sich erwarten lassen, ließen sie den ersten Eindruck sich abschwächen, ehe sie ihm Trotz boten.

Legendre erschien. Er war der muthigste Freund Danton's. Selbst ein untergeordneter Danton, bald ein Agitator, bald ein Leiter des Volks, aus welchem er hervorgegangen, glaubte er das Genie seines Vorbilds zu besitzen, weil er sein ungestümes Wesen hatte, und seinen Muth zu besitzen, weil er sein Aufbrausen hatte. Bei dem Gerücht von der Verhaftung seines Freundes begriff Legendre, daß er selbst bedroht war. Er wagte es, einen edelmüthigen Gedanken zu fassen und die Tyrannei vor die Schranken des Convents zu fordern. Seine verstörten Gesichtszüge zeigten an, wie in seinem Innern der Muth mit der Furcht, die Freundschaft, die ihn anstachelte, mit der knechtischen Gesinnung, die rings um ihn schwieg, kämpften. Legendre stieg eilig die Stufen der Rednerbühne hinauf.

„Bürger," sagte er, „vier Mitglieder dieser Versammlung sind in dieser Nacht verhaftet worden. Danton ist eines von ihnen. Die Namen der andern weiß ich nicht. Was liegt an den Namen, wenn sie schuldig sind; allein ich verlange, daß sie von euch angehört, gerichtet, verurtheilt oder freigesprochen werden. Bürger, ich bin nur ein Sohn des Geistes der Freiheit; ich bin nur allein sein Werk und ich werde meinen Antrag nur mit einer großen Einfachheit entwickeln. Erwartet von mir nur den Ausbruch eines Gefühls. Bürger, ich erkläre es, ich halte Danton für so rein, wie mich selbst und Niemand hat hier jemals meine Rechtlichkeit in Zweifel gezogen! ...." Bei diesen Wor-

ten gibt ein unwilliges Murren Zeugniß für Danton's schlechten Ruf. Legendre geräth in Verwirrung. Indessen stellt sich die Stille auf den Ruf des Präsidenten wieder her und Legendre fährt fort:

„Ich werde kein Mitglied des Wohlfahrtsausschusses interpelliren, aber ich habe das Recht, zu fürchten, daß persönlicher Haß der Freiheit Männer entreißt, welche ihr die größten und nützlichsten Dienste erwiesen haben. Es kommt mir zu, dies von dem Manne zu sagen, der 1792 durch die energischen Maßregeln, deren er sich bediente, um das Volk zu erschüttern, ganz Frankreich dahin brachte, sich zu erheben, von dem Manne, der gegen jeden, der nicht seine Waffen hergeben oder sie nicht gegen den Feind kehren würde, die Todesstrafe decretiren ließ. Nein, ich gestehe es, ich kann ihn nicht für schuldig halten; und hier will ich an den Schwur erinnern, den wir beide zusammen 1790 thaten, an den Schwur, der denjenigen von uns beiden, welcher sähe, daß der andere bei seiner Ergebenheit an die Sache des Volkes nachließe, oder sie aufgäbe, verpflichtete, den andern niederzustoßen, ein Schwur, den ich mir heute gern ins Gedächtniß zurückrufe! Ich wiederhole es, ich halte Danton für eben so rein, wie mich selbst. Er ist seit dieser Nacht in Ketten. Man hat ohne Zweifel befürchtet, seine Stimme möchte seine Ankläger verstummen machen. Ich verlange demnach, daß, ehe ihr irgend einen Bericht anhört, die Verhafteten vorgefordert und von euch gehört werden.“

VIII.

Robespierre wäre bei dem ersten Akte seiner Tyrannei verloren gewesen, wenn er nicht im Augenblicke, wo Legendre sprach, zur Sitzung gekommen wäre. Die Versammlung, deren dumpfe Bestürzung bei Legendre's Stimme in Entrüstung überging, war bereit, Danton als einen lebendigen Zeugen der Kühnheit des Ausschusses vorzufordern. Danton's im Kerker und im Zorne wieder gestählte Seele konnte einen jener gewaltigen Ausbrüche haben, welche die Herrschaft der Tyrannen stürzen. Die Versammlung würde nicht dem Anblicke des gefangenen Danton widerstanden

haben, der seinen Collegen seine gefesselten Arme zeigte, seine Freunde beschwor und seine Ankläger niederwarf. Robespierre fühlte die Gefahr mit dem schnellen Erfassen des Augenblicks, welches die parlamentarische Uebung und der Wille zu siegen geben. Er eilte auf die Rednerbühne, indem er seine Tritte laut auf den Stufen erklingen ließ, wie ein Mann, der sich des festen Bodens unter seinen Füßen versichert.

„Bürger," sagte er, „an dieser seit langer Zeit unbekannten Verwirrung, welche in dieser Versammlung herrscht, an der Aufregung, welche die ersten Worte dessen, der vor dem letzten Redner gesprochen, hervorgebracht haben, läßt sich in der That leicht erkennen, daß es sich hier um ein großes Interesse handelt, daß es sich darum handelt, zu wissen, ob einige Männer heute über das Vaterland den Sieg davontragen sollen. Welche Aenderung scheint sich denn in den Prinzipien der Mitglieder dieser Versammlung und vorzüglich derjenigen, welche auf einer Seite sitzen, die es sich zur Ehre anrechnet, die Zufluchtsstätte der unerschrockensten Vertheidiger der Freiheit gewesen zu sein, zu offenbaren? Warum? Weil es sich heute darum handelt, zu erfahren, ob das Interesse einiger ehrgeizigen Heuchler über das Interesse des französischen Volks den Sieg davontragen soll (Beifallsbezeigungen). Wie! Haben wir denn so viel heldenmüthige Opfer, worunter die Acte einer schmerzlichen Strenge gezählt werden müssen, nur deshalb gebracht, um wieder unter das Joch einiger Intriganten zu kommen, welche nach der Herrschaft strebten? Was kümmern mich die schönen Reden, was die Lobeserhebungen, die man sich selbst und seinen Freunden macht? Eine zu lange und zu peinliche Erfahrung hat uns gelehrt, was wir von solchen oratorischen Formeln zu halten haben. Man fragt nicht mehr nach dem, was ein Mann oder seine Freunde zu irgend einer Zeit oder bei irgend einem besondern Umstande der Revolution gethan zu haben sich rühmen, sondern man fragt nach dem, was sie während ihrer ganzen politischen Laufbahn gethan haben (Beifallsbezeigungen). Legendre scheint die Namen derer, welche verhaftet worden sind, nicht zu kennen; der ganze Convent kennt sie. Sein Freund Lacroix ist unter den Verhafteten. Warum stellt er sich, als ob er

es nicht wisse? Weil er recht wohl weiß, daß man Lacroix ohne Schamlosigkeit nicht vertheidigen kann. Er hat von Danton gesprochen, weil er ohne Zweifel glaubt, daß diesem Namen ein Vorrecht anhaftet. Nein, wir wollen kein Vorrecht; nein, wir wollen keine Götzenbilder (wiederholter Beifall). Wir werden an diesem Tage sehen, ob der Convent ein vorgebliches seit langer Zeit verfaultes Götzenbild wird zerbrechen können, oder ob es bei seinem Falle den Convent und das französische Volk zerschmettern wird. Könnte nicht, was man über Danton gesagt hat, auf Brissot, auf Péthion, auf Chabot, auf Hébert selbst und auf so viele Andere angewandt werden, die Frankreich mit dem eiteln Lärm ihres trügerischen Patriotismus erfüllt haben? Welches Vorrecht sollte er denn haben? In welcher Hinsicht steht Danton über seinen Collegen? über Chabot, über Fabre d'Eglantine, seinen Freund und Vertrauten, dessen eifriger Vertheidiger er gewesen ist? In welcher Hinsicht steht er über seinen Mitbürgern? etwa deswegen, weil einige irregeleitete Menschen und andre, die es nicht waren, sich um ihn herum gesammelt haben, um mit ihm zu Geld und zu Macht zu gelangen? Jemehr er die Patrioten hintergangen hat, die Vertrauen zu ihm besaßen, destomehr muß er die Strenge der Freunde der Freiheit erfahren.

„Bürger, der Augenblick ist gekommen, die Wahrheit zu sagen. An Allem, was man gesagt hat, erkenne ich nur das düstere Anzeichen des Untergangs der Freiheit und des Verfalls der Prinzipien. Wer sind denn in der That die Männer, welche persönlichen Verbindungen, vielleicht der Furcht, die Interessen des Vaterlandes opfern? die in dem Augenblicke, wo die Gleichheit triumphirt, den Versuch wagen, sie in diesem Saale zu vernichten. Was von allen dem, was die Republik gerettet, was von ganz Frankreich gebilligt worden, habt ihr nicht frei gethan? Man will uns fürchten lassen, daß das Volk als Opfer der Ausschüsse untergehen möchte, welche das öffentliche Vertrauen erlangt haben, welche aus dem Nationalconvente hervorgegangen sind, und welche man von demselben trennen will, denn alle die, welche seine Würde vertheidigen, sind der Verleumdung ausgesetzt. Man fürchtet, daß die Verhafteten unterdrückt werden; man hegt also Mistrauen gegen die Nationaljustiz,

gegen die Männer, welche das Vertrauen des Nationalconvents erlangt haben. Man hegt Mistrauen gegen den Convent, der ihnen dieses Vertrauen geschenkt, gegen die öffentliche Meinung, die es bestätigt hat! Ich sage, daß jeder, der in diesem Augenblicke erzittert, schuldig ist; denn die Schuldlosigkeit fürchtet sich nicht vor der öffentlichen Ueberwachung (Beifallsbezeigungen).

„Auch mir hat man Schrecken einflößen wollen, man hat mir den Glauben beibringen wollen, daß, wenn die Gefahr sich Danton nähere, sie auch bis zu mir dringen könnte. Man hat mir ihn wie einen Mann dargestellt, welchen ich festhalten müßte, wie einen Schild, der mich schützen könnte, oder wie ein Bollwerk, das, wenn es einmal umgestürzt wäre, mich den Streichen meiner Feinde blosstellte. Man hat mir geschrieben. Danton's Freunde haben mir Briefe zukommen lassen. Sie haben mich mit ihren Reden belästigt. Sie haben geglaubt, daß die Erinnerung an eine ehemalige Verbindung, daß ein früherer Glaube an falsche Tugenden mich dazu bringen würden, meinen Eifer und meine leidenschaftliche Liebe für die Freiheit schwächer werden zu lassen.

„Nun denn! Ich erkläre, daß keiner dieser Beweggründe auch nur den geringsten Eindruck auf mein Gemüth gemacht hat; ich erkläre, daß, wenn es wahr wäre, daß Danton's Gefahren auch die meinigen werden müßten, daß sie die Aristokratie einen Schritt vorwärts hätten thun lassen, um mich zu erreichen, so würde ich diesen Umstand nicht wie ein öffentliches Unglück ansehn. Was kümmert mich die Gefahr! Mein Leben gehört dem Vaterlande, mein Herz kennt keine Furcht, und wenn ich stürbe, geschähe es ohne Vorwurf und ohne Schande (wiederholte Beifallsbezeigungen). Ich habe in den Schmeicheleien, die mir gemacht worden sind, und in den Liebkosungen derer, die Danton umgaben, nur gewisse Zeichen des Schreckens erblickt, den sie empfunden, ehe sie noch bedroht waren.

„Auch ich bin Péthion's Freund gewesen; sobald er die Maske wegwarf, habe ich ihn verlassen. Ich habe auch mit Roland in Verbindung gestanden; er hat auf Verrath gesonnen und ich habe ihn angeklagt. Danton will seine Stelle einnehmen und er ist in meinen Augen nur noch ein Feind des Vaterlandes (Beifallsbezeigungen). Ohne Zweifel

müssen wir hier einigen Muth und einige Seelengröße haben. Gewöhnliche Seelen oder schuldige Menschen fürchten sich immer davor, ihres Gleichen fallen zu sehen, weil sie, wenn vor ihnen keine Schranke von Schuldigen mehr ist, dem Lichte der Wahrheit ausgesetzter sind. Aber wenn es gewöhnliche Seelen gibt, so gibt es heldenmüthige in dieser Versammlung, weil sie das Geschick der Erde leitet, und weil sie alle Factionen vernichtet.

„Die Zahl der Schuldigen ist nicht so groß!“

IX.

Diese Rede besaß wenigstens die Größe des Hasses. Robespierre konnte, wenn er die Heuchelei zur Schau getragen hätte, deren man ihn beschuldigte, im Hintergrunde bleiben und schweigen und einem unfaßbaren Ausschusse die Verantwortlichkeit, das Gehässige und die Gefahr des Actes überlassen. Er trat allein vor, um den Ausschuß zu schützen und um Mann gegen Mann mit Danton's gewaltigem Ruf zu kämpfen. Seine Rede erstickte das Murren und die etwaige Lust zur Unabhängigkeit des Berges. Man fühlte seine Ueberlegenheit. Man stellte sich, als ob man überzeugt wäre. Legendre, dessen Muth bei Robespierre's Interpellationen und drohendem Blicke hinschwand, fürchtete bei jedem Worte, daß der Schlußantrag des Redners eine Anklageacte gegen ihn selbst sein möchte. Er beeilte sich, denjenigen, welchem er Trotz geboten hatte, sich wieder geneigt zu machen. Er stammelte einige vom Schrecken abgebrochne Sätze und beschwor Robespierre nicht zu glauben, daß er fähig wäre, die Freiheit einem Manne aufzuopfern. Nie ließ das Herz mehr einen Freund und die Zunge mehr den Redner im Stich. Legendre brach ganz und gar vor der Versammlung zusammen. Der Versuch der Freunde Danton's brach mit Legendre zusammen.

Jetzt erschien Saint-Just auf der Rednerbühne. Seine Ruhe und seine äußere Unerschütterlichkeit gaben der Willkür den Anschein der furchtlosen Gerechtigkeit. Saint-Just trug mit ernster, eintöniger Stimme, wie im Selbstgespräche, den von Robespierre und von ihm vorbereiteten Bericht über die Verschwörungen, welche die Republik bedrohten, vor. Er verband damit die angebliche Verschwörung Dan-

ton's, indem er darauf ausging, darzuthun, daß zwischen allen Verschwörern eine wechselseitige Beziehung bestände, damit der Royalismus der Emigrirten, der Anarchismus Hébert's, die Käuflichkeit Chabot's, die Verderbtheit Fabre's, der Moderantismus Hérault de Sechelles' alle Danton zur Last fielen. Man sah wohl, daß der Ankläger selbst nicht an die Anklage glaubte, daß Danton seiner Ansicht nach nur das für alle Uebel der Republik verantwortliche Opfer war und daß im Grunde Saint-Just's Bericht sich darauf beschränkte, statt alles Beweises dem Convente zu sagen: Gebt uns diesen Mann preis, denn er ist der große Verdächtige der Freiheit.

„Bürger," sagte Saint-Just, „die Revolution beruht im Volke und nicht im Rufe einiger Personen. Es gibt etwas Schreckliches in der heiligen Liebe zum Vaterlande; sie ist so einseitig, daß sie ohne Barmherzigkeit, ohne Furcht, ohne menschliche Rücksicht Alles dem öffentlichen Interesse aufopfert. Sie stürzt Manlius von dem Felsen, sie zieht Regulus nach Karthago fort, wirft einen Römer in den Abgrund und bringt Marat in das Pantheon.

„Euer Wohlfahrtsausschuß und euer Sicherheitsausschuß, welche von diesem Gefühle erfüllt sind, haben mich beauftragt, von euch im Namen des Volkes Gerechtigkeit gegen die Männer zu verlangen, welche seit langer Zeit die Sache des Volks verrathen.

„Möge dieses Beispiel das letzte Beispiel eurer Unerbittlichkeit gegen euch selbst sein!

„Wir haben alle Stürme erlebt, welche gewöhnlich die Ausführung großartiger Pläne begleiten. Eine Revolution ist eine heroische Unternehmung, deren Gründer zwischen dem Blutgerüste und der Unsterblichkeit hinschreiten."

Hierauf musterte Saint-Just alle Parteien von Mirabeau an bis zu Chabot und rief aus: „Danton, Du wirst der unvermeidlichen, unbeugsamen Gerechtigkeit Antwort geben. Wir wollen Dein früheres Betragen untersuchen und wir wollen darthun, daß Du vom ersten Tage an Mitschuldiger bei allen Attentaten, daß Du immer Gegner der Partei der Freiheit gewesen bist, daß Du Dich mit Mirabeau und mit Dumouriez, mit Hébert, mit Hérault de Séchelles verschworen hast!

„Danton, Du hast der Tyrannei gedient; wahr ist es, daß Du La Fayette's Gegner warst, aber Mirabeau, Orleans, Dumouriez waren ebenso seine Gegner. Würdest Du es wagen, zu leugnen, daß Du den drei Männern, welche am hartnäckigsten gegen die Freiheit sich verschworen, verkauft gewesen bist? Durch Mirabeau's Fürsprache wurdest Du zum Administrator des Departements von Paris zu der Zeit, als die Wahlversammlung entschieden royalistisch war, ernannt. Alle Freunde Mirabeau's rühmten sich laut, Dir den Mund verschlossen zu haben. Darum bist Du, so lange dieser schreckliche Mensch gelebt hat, stumm geblieben.

„Bei den ersten Blitzen der Revolution zeigtest Du dem Hofe eine drohende Stirn; Du sprachst mit Heftigkeit gegen ihn. Mirabeau, welcher auf einen Dynastiewechsel sann, begriff den Werth Deiner Kühnheit. Er bemächtigte sich Deiner. Von dieser Zeit an wandtest Du Dich von strengen Grundsätzen ab und man hörte nicht eher wieder von Dir reden, als bei dem Blutbade auf dem Marsfelde. Du unterstütztest bei den Jacobinern Laclos' Antrag, der ein unheilvoller, vom Hofe bezahlter Vorwand war, um die rothe Fahne zu entfalten und um die Tyrannei zu versuchen. Die Patrioten, welche nicht in dieses Complot eingeweiht waren, hatten umsonst Deine blutdürstige Meinung bekämpft. Du trugst mit Brissot dazu bei, die Petition des Marsfeldes abzufassen, und ihr entkamt der Wuth La Fayette's, welcher zweitausend Patrioten niedermetzeln ließ. Brissot ging seit dieser Zeit friedlich in Paris umher, und Du verbrachtest glückliche Tage in Arcis-sur-Aube; wenn überhaupt derjenige, welcher sich gegen sein Vaterland verschworen hat, glücklich sein kann!

„Läßt sich die Ruhe Deines zurückgezogenen Lebens zu Arcis-sur-Aube erklären? Du, Einer der Urheber der Petition! Während diejenigen, welche sie unterzeichnet hatten, entweder mit Ketten belastet oder hingeschlachtet wurden, wurde Dir und Brissot da nicht der Dank der Tyrannei zu Theil, weil ihr für sie kein Gegenstand des Hasses und des Schreckens wart?

„Was soll ich über Dein feiges, beständiges Verlassen der öffentlichen Sache mitten unter Krisen sagen, wo Du immer den Ausweg trafst, daß Du Dich zurückzogst?

„Als Mirabeau gestorben war, verschworst Du Dich mit den Lameths und unterstütztest sie. Während der gesetzgebenden Versammlung bliebst Du neutral und bei dem Kampfe der Jacobiner mit Brissot und mit der Faction der Gironde hast Du geschwiegen. Du unterstütztest anfänglich ihre Meinung über den Krieg. Als Du dann von den Vorwürfen der besten Patrioten gedrängt wurdest, erklärtest Du, daß Du die beiden Parteien beobachtetest, und umgabst Dich mit Stillschweigen.

„Danton, Du hattest nach dem 10. August eine Zusammenkunft mit Dumouriez, wo ihr euch Freundschaft für Leben und Tod zuschwort und euer Geschick mit einander verknüpftet.

„Du wagtest bei Deiner Rückkehr aus Belgien von den Lastern und Verbrechen Dumouriez' mit der nämlichen Bewunderung zu sprechen, mit der man von den Tugenden Cato's gesprochen haben würde.

„Wie betrugst Du Dich im Ausschusse der allgemeinen Vertheidigung? Du empfingst dort die Mitschuldigen Guadet's und Brissot's. Du sagtest zu Brissot: — Sie besitzen Geist, aber Sie machen Ansprüche. — Das war Deine Entrüstung gegen die Feinde des Vaterlandes.

„Zu derselben Zeit erklärtest Du Dich für die gemäßigten Prinzipien, und Deine starken Formen schienen die Schwäche Deiner Rathschläge zu bedecken. Du sagtest, daß strenge Grundsätze der Republik zu viele Feinde erwecken würden. Du warst ein immer bereiter Versöhner, und alle Deine Einleitungen auf der Rednerbühne begannen wie der Donner und Du endigtest damit, einen Vergleich zwischen der Wahrheit und der Lüge zu treffen.

„Du wußtest Dich mit Allem zu setzen. Brissot und seine Mitschuldigen waren immer mit Dir zufrieden, wenn sie von Dir weggingen. Wenn Dein Schweigen angeklagt wurde, gabst Du ihnen auf der Rednerbühne nützliche Rathschläge, damit sie sich noch mehr verstellten. Du drohtest ihnen ohne Entrüstung, aber mit väterlicher Milde, und Du gabst ihnen eher Rathschläge, um die Freiheit zu verderben, sich zu retten, uns besser zu hintergehen, als Du der republikanischen Partei Rathschläge gabst, um sie zu stürzen. — Der Haß, sagtest Du, ist meinem Herzen unerträg-

lich. — Aber bist Du nicht strafwürdig und verantwortlich dafür, daß Du die Feinde des Vaterlandes nicht gehaßt hast?

„Du sahst mit Abscheu die Revolution des 31. Mai.

„Du warst ein schlechter Bürger, denn Du hast an Verschwörungen Theil genommen; Du warst ein falscher Freund, denn Du sprachst vor zwei Tagen schlecht über Camille Desmoulins, ein Werkzeug, das Du ins Verderben gestürzt hast, und gabst ihm schändliche Laster Schuld. Du bist ein nichtswürdiger Mensch, denn Du hast die öffentliche Meinung mit einem liederlichen Weibe verglichen; Du hast gesagt, daß die Ehre lächerlich, daß Ruhm und Nachwelt eine Albernheit sei. Diese Maximen mußten Dich mit der Aristokratie versöhnen. Es waren die Catilina's. Wenn Fabre schuldlos ist, wenn Orleans, wenn Dumouriez schuldlos waren, dann bist Du es ohne Zweifel auch. Ich rede schon zu viel. Du wirst der Gerechtigkeit Antwort geben."

Hierauf ging Saint-Just von Danton auf seine Mitschuldigen über und rief auf alle zusammen die Strenge des Convents herab.

„Ich bin überzeugt," sagte er, „daß die Faction der Mildgesinnten mit allen andern in Verbindung steht, ich bin überzeugt, daß sie zu allen Zeiten heuchlerisch war. Sie hat Alles angewandt, um die Republik zu zerstören, indem sie alle Freiheitsideen verweichlichte.

„Camille Desmoulins, der zuerst ein Betrogner und zuletzt ein Mitschuldiger war, war wie Philippeaux ein Werkzeug Fabre's und Danton's. Dieser erzählte zum Beweise für Fabre's Gutmüthigkeit, daß Fabre, als er sich einst bei Desmoulins befand, da dieser Jemand eine Schrift vorlas, in welcher er einen Gnadenausschuß für die Aristokratie verlangte und den Convent den Hof des Tiberius nannte, zu weinen anfing. Das Krokodil weint auch!...

„Jeder Ruf, der zusammengebrochen ist, war angemaßt. Diejenigen, welche uns unsre Strenge vorwerfen, möchten lieber, daß wir ungerecht wären. Es ist gleichgültig, ob die Zeit verschiedne Eitelkeiten zum Schaffot, zum Kirchhof, zum Nichts geführt hat; wenn nur die Freiheit bleibt, dann wird man lernen bescheiden werden, dann wird man nach

dem sichern Ruhme und nach dem sichern Gute, welches die verborgne Rechtlichkeit ist, trachten.

„Die Tage des Verbrechens sind vorbei. Wehe denen, welche seine Sache vertheidigen. Möge Alles, was verbrecherisch ist, untergehn. Man gründet Republiken nicht mit Schonung, sondern mit harter Strenge, mit Strenge, die unerbittlich gegen alle die ist, welche sie verrathen haben. Mögen die Mitschuldigen sich angeben, indem sie auf die Seite der Frevelthaten treten. Was wir gesagt haben, wird nie auf der Erde verloren gehen. Man kann Männern, die wie wir, Alles für die Wahrheit gewagt haben, das Leben entreißen, aber man kann ihnen nicht ihre Herzen entreißen, nicht das sie bergende Grab, in das sie sich vor der Sklaverei und vor der Schande, die Bösewichte triumphiren zu sehen, flüchten.

„Folgendes ist der Decretentwurf:

Der Nationalconvent, nachdem er den Bericht des Sicherheitsausschusses und des Wohlfahrtsausschusses angehört hat, decretirt, daß Camille Desmoulins, Hérault, Danton, Philippeaux, Lacroix, welche beschuldigt sind, Mitschuldige Orleans' und Dumouriez', Fabre d'Eglantine's und der Feinde der Republik zu sein, an einer Verschwörung zur Wiederherstellung der Monarchie und zur Zerstörung der Volksrepräsentation und der republikanischen Regierung Theil genommen zu haben, in den Anklagestand versetzt werden sollen. In Folge dieses befiehlt er gegen sie und gegen Fabre d'Eglantine den Prozeß einzuleiten."

X.

Nicht eine einzige Stimme erhob sich gegen diese Anträge. Die Abstimmung war so einstimmig, wie der Schrecken. Der Ruf, die Freiheit, das Leben und der Tod der Repräsentanten wurden durch Acclamation dem Wohlfahrtsausschusse preisgegeben.

Fouquier-Tinville wurde in den Ausschuß berufen und damit beauftragt, die Dantonisten schleunigst vor das Revolutionstribunal zu bringen. Geschmeidig und scharf wie der Dolch brauchte Fouquier nur den Bericht Saint-Just's in eine Anklageacte zu verwandeln.

Danton wurde unterdessen im Gefängnisse ruhiger und stellte sich, als ob er gegen sein eignes Schicksal theilnahmlos wäre. Er scherzte durch das Gitter mit den andern Gefangnen. Er entwarf in komischen Ausdrücken das Portrait der Mitglieder des Ausschusses. „Die Republik wird sie erdrücken," sagte er. „Wenn ich meine Beine dem gichtbrüchigen Couthon und meine Mannheit dem impotenten Robespierre lassen könnte, so könnte die Sache wol noch eine Zeit lang fortgehn. Was mich betrifft, so bedaure ich nicht die Gewalt; denn in den Revolutionen verbleibt der Sieg den größten Bösewichten."

Aus diesen Worten ließ sich ersehen, daß die Revolutionen für ihn stets nur Kämpfe des Ehrgeizes und keine Triumphe der Ideen gewesen waren.

Andre Male stellte er philosophische Betrachtungen über sein bewegtes Leben und über die Nichtigkeit des Ehrgeizes an. „Besser wäre es," sagte er, „ein armer Fischer zu sein, als die Menschen zu regieren. Er erinnerte sich mit Wohlgefallen an die glücklichen Tage, die er während seines letzten Aufenthaltes zu Arcis-sur-Aube verlebt, er sprach von dem Anblick und von der Ruhe der Felder, von der Heiterkeit, welche die Beziehung zur Natur in der Seele des Menschen erzeugt, von dem häuslichen Glücke, von der in seinem Herzen glühenden Liebe zu seiner Frau, die ihn dazu brachte, selbst sein Vaterland zu vergessen! Er wurde darüber gerührt, so viele Mütter, Gattinnen, unschuldige Mädchen als Gefangene in Luxemburg eingeschlossen zu sehn. Er stellte sich, als ob ihm dieser Misbrauch und diese Ausschweifung der argwöhnischen Gewalt des Convents unbekannt gewesen wäre. „Wie!" sagte eine von diesen Gefangenen zu Lacroix, der mit Danton spazieren ging, „Sie wußten nicht, daß Tausende von gefangenen Frauen in den Gefängnissen waren? Sind Sie niemals den Karren voll verurtheilter Frauen begegnet, die zur Hinrichtung gefahren wurden? — Nein," sagte Lacroix, „ich bin ihnen nie in den Weg gekommen; ich habe nie dieses Blut fließen sehen; es würde mich mit Abscheu erfüllt haben. Danton und ich — wir wollten eine Republik ohne Heloten."

XI.

So verflossen die Tage vor dem Prozesse. Danton wurde Ehrerbietung bewiesen. Man beklagte Lacroix, Bazire, Camille Desmoulins. Hérault de Séchelles besaß die Heiterkeit eines Gerechten, der sein Leben und seinen Tod abgewogen hat und sich des Märtyrertodes für die Freiheit rühmt. Jung, reich, beredt, Aristokrat von Geburt, einer der schönsten Männer seiner Zeit, ließ Hérault de Séchelles ein liebendes Wesen zurück, wodurch sein Gemüth noch schmerzlicher betroffen werden mußte. Während seiner Mission in Savoyen hatte er Neigung zu einer jungen Frau von hoher Geburt und von seltner Schönheit gefaßt. Sie war für Hérault de Séchelles zu Chambery gewesen, was Therese Cabarus für Tallien zu Bordeaux gewesen war. Sie harrte und weinte jetzt vor den Thüren des Gefängnisses, ohne Robespierre erweichen zu können.

Fabre d'Eglantine, der zuweilen durch die Besuche seiner Frau getröstet wurde, wurde von Krankheit verzehrt.

Chabot, der vereinzelt und von allen verlassen blieb, der von den andern Gefangnen mit Spott und Verachtung überhäuft wurde, konnte diese Qual der Schande nicht ertragen. Es wurde ihm nicht einmal der Ruhm zu Theil, nach dem sein Ehrgeiz im Tode getrachtet hatte. Er starb unter Hohn. Er verschaffte sich Gift und trank es, aber er konnte die Schmerzen des Todeskampfes nicht ertragen. Seine Klagen riefen die Wächter in sein Gefängniß. Man brachte ihn wieder zum Leben, um ihn für das Schaffot aufzusparen.

XII.

Camille Desmoulins flößte das Gefühl von Mitleiden ein, welches man für die Schwäche empfindet. Er war leichtsinnig und launisch, selbst wenn der Zorn ihn übermannte, und das Lächeln war auf seinen Lippen immer dem Schmähen nahe gewesen. Der Haß, den er eingeflößt, war stets leicht, wie er selbst. Er hielt vor seinen Thränen nicht Stand. Er hörte nicht auf, Thränen zu vergießen, indem

er laut den Namen seiner Frau, der schönen Lucile ausrief. Diese junge Frau war in Verzweiflung; in fünf Tagen war ihr ihr Vater und ihr Gatte entrissen worden und sie schlich beständig um das Luxemburg herum, um Camille zu bemerken, oder von ihm bemerkt zu werden. Geberden waren ihr einziges Mittel, um sich aus der Entfernung zu unterhalten. Ihre Trennung war eben so herzzerreißend, als unerwartet gewesen.

Lucile war die Tochter der Madame Duplessis, einer der schönsten Frauen ihrer Zeit und Duplessis', ehemaligen Beamten bei der Finanzverwaltung, eines eifrigen Patrioten. Ehe die beiden jungen Gatten ihre Verbindung gefeiert hatten, hatten sie sich lange geliebt und mehrere Jahre in peinlicher Erwartung zugebracht. Der Garten des Luxemburg, wo jetzt die beiden Liebenden weinten, war der Ort ihres ersten Begegnens, ihrer Zusammenkünfte, ihrer Liebe gewesen. Brissot, Danton und Robespierre, die damals in Duplessis' Hause ein- und ausgingen, hatten den Heirathscontrakt als Zeugen und als Freunde unterzeichnet. Von diesen jetzt durch Parteien und Schaffot getrennten Männern war der eine der Anlaß, der andre das Werkzeug des Unglücks und der baldigen Wittwenschaft der jungen Gattin.

In der Nacht vom 30. zum 31. März, als Camille Desmoulins in den Armen seiner Frau ruhte, weckte ihn plötzlich das geräuschvolle Niedersetzen eines Flintenkolbens auf seiner Thürschwelle. „Man will mich verhaften," ruft er aus. Er entreißt sich den Umarmungen seiner Frau und macht den Soldaten die Thüre auf. Man zeigt ihm den Verhaftsbefehl vor; er liest ihn, zerknittert ihn zornig mit der Hand und ruft: „Das ist also der Lohn der ersten Stimme der Revolution!" Er drückt zum letzten Male seine Frau an sein Herz, umarmt sein in der Wiege schlafendes Kind, und folgt den Wächtern in das Luxemburg. Er wußte noch nichts über sein Verbrechen oder über seine Mitschuldigen. Mitten in der Nacht in einen Kerker geworfen, hörte er durch die Mauerspalten hindurch eine bekannte Stimme, welche schmerzlich stöhnte. „Bist Du es Fabre?" rief er ihm zu. — „Ja," antwortete ihm der Kranke, „aber bist Du es wirklich Camille? Du bist hier? Du, der Freund Danton's und Robespierre's! Die Gegen-

revolution ist also vollbracht?" Fabre d'Eglantine und Camille Desmoulins unterhielten sich bis Tagesanbruch, ohne das Räthsel ihre Lage lösen zu können. Das weichliche Gemüth des Pamphletschreibers war nicht gestählt genug, um die tragischen Erschütterungen der Revolutionen ertragen zu können, ohne zu brechen. Statt standhafter zu werden, wurde er schwächer. Er ließ zu viel Liebe und zu viel Glück zurück, um nicht seine Blicke auf das Leben zurückzuwerfen. Seine Frau konnte nicht an eine ewige Trennung glauben. „Ach!" rief sie denen zu, die sie trösten wollten, „ich weine, wie eine Frau, weil er duldet, weil sie ihn an Allem Mangel leiden lassen, weil er uns nicht sieht; aber ich werde den Muth eines Mannes haben, ich werde ihn retten. Warum haben sie mich in Freiheit gelassen? Glauben sie, daß ich nicht wagen werde, meine Stimme zu erheben? Haben sie auf mein Stillschweigen gerechnet? Ich werde zu den Jacobinern, ich werde zu Robespierre gehn. Er war unser Gast, unser Freund, der Vertraute unsrer republikanischen Gesinnungen. Seine Hand hat unsre Hände ineinander gelegt! Er ist uns Vater gewesen, er kann nicht unser Mörder sein!"

Als sie erfuhr, daß Danton mit ihrem Manne ins Gefängniß gebracht worden sei, eilte sie, in Thränen schwimmend, zu Madame Danton. Madame Danton, die damals siebzehn Jahre alt war, trug unter ihrem Herzen die erste Frucht ihrer Verbindung, welcher sie einen Monat nach dem Tode ihres Mannes das Leben gab. Lucile Desmoulins stürzte sich in die Arme ihrer jungen Freundin und beschwor sie, mit ihr zu Robespierre zu kommen, und sich beide ihm zu Füßen zu werfen und ihm das Leben ihrer Gatten abzudringen. Madame Danton weinte mit Lucile, aber sie weigerte sich, irgend einen Schritt zu thun, der in ihr den Namen, den sie trug, entwürdigen könnte. „Ich werde Danton auf das Schaffot nachfolgen," sagte sie, „aber ich werde sein Andenken nicht vor seinem Feinde erniedrigen. Wenn er sein Leben der Gnade Robespierre's verdanken müßte, würde er es mir weder in diesem noch in jenem Leben vergeben. Er hat mir beim Weggehn seine Ehre als Vermächtniß hinterlassen, ich muß sie ihm unversehrt wiederbringen." Lucile eilte in Verzweiflung allein an die Thüre

des Wohlfahrtsausschusses. Sie wurde zurückgewiesen. Als sie Robespierre unzugänglich fand, schrieb sie an ihn. Folgendes ist ihr Brief:

„Bist Du es wirklich, der uns anklagt, verrätherische Pläne gegen das Vaterland gehegt zu haben? Du, der Du schon so viel Nutzen von den Anstrengungen gehabt hast, die wir einzig und allein für sein Bestes gemacht haben? Camille hat Deinen Stolz entstehen sehen, er hat geahnet, welchen Weg Du einschlagen wolltest; aber er hat sich an eure frühere Freundschaft erinnert und er ist vor dem Gedanken zurückgeschreckt, einen Freund, einen Gefährten seiner Arbeiten anzuklagen. Diese Hand, welche die Deinige gedrückt hat, hat die Feder weggelegt vor der Zeit, als er sie nicht mehr führen konnte, um Dein Lob zu schreiben, und Du schickst ihn zum Tode? Du hast also sein Stillschweigen verstanden? Er muß Dir dafür danken.

„Aber, Robespierre, könntest Du wirklich die unheilvollen Pläne ausführen, welche Dir ohne Zweifel niedrige Seelen eingegeben haben, die Dich umgeben? Hast Du die Freundschaft vergessen, an die sich Camille nur mit Rührung erinnert. Du, der Du Wünsche für unsre Verbindung thatest, der Du unsre Hände in den Deinigen zusammenfügtest, Du, der Du meinem Sohne zugelächelt hast, und den seine kindlichen Hände so oft geliebkost haben? Könntest Du meine Bitte zurückweisen, meine Thränen verachten, die Gerechtigkeit mit Füßen treten? Denn Du weißt es selbst, wir verdienen das Loos nicht, welches man uns bereitet und Du kannst es ändern. Wenn es uns trifft, so geschieht es, weil Du es befohlen hast. Aber welches Verbrechen hat denn mein Camille begangen?

„Ich habe seine Feder nicht, um ihn zu vertheidigen. Aber die Stimme der guten Bürger und Dein Herz, wenn es gefühlvoll ist, werden für mich sein. Glaubst Du, daß man Zutrauen zu Dir fassen wird, wenn man Dich Deine Freunde hinopfern sieht? Glaubst Du, daß man den segnen wird, der sich weder um die Thränen der Witwe, noch um den Tod der Waise kümmert? Wenn ich Saint-Just's Frau wäre, würde ich zu ihm sagen: Camille's Sache ist die Deinige, ist die aller Freunde Robespierre's. Wie war der arme Camille in seiner Herzenseinfalt weit davon ent-

fernt, sich des Looses zu versehen, das ihn jetzt erwartet! Er glaubte für Deinen Ruhm zu arbeiten, indem er Dir bezeichnete, was unsrer Republik noch fehlt. Er ist ohne Zweifel bei Dir verleumdet worden. Robespierre, denn Du kannst ihn nicht für schuldig halten. Denke daran, daß er nie den Tod Jemandes verlangt hat! Daß er niemals durch Deine Macht hat Schaden stiften wollen, und daß Du sein ältester, sein bester Freund warst! Und Du wirst uns Beiden den Tod geben! Denn ihn treffen, das heißt auch mich tödten!...."

Sie beendete den Brief nicht. Er wurde ihrer Mutter anvertraut und gelangte nicht in Robespierre's Hände.

XIII.

Camille Desmoulins hatte seinerseits durch die Gefälligkeit eines Gefängnißaufsehers insgeheim die Mittel erhalten, seiner Frau zu schreiben.

Er schrieb in der Zeit zwischen zwei Verhören folgenden Brief:

„Mein Geschick führt mir in meinem Gefängnisse den Garten vor die Augen, in dem ich acht Jahre meines Lebens zugebracht habe, um Dich zu sehn; ein Stückchen Aussicht auf das Luxemburg erinnert mich an eine Menge Umstände unsrer Liebe. Ich bin in engem Gewahrsam, aber nie war ich durch den Gedanken, durch die Einbildungskraft, fast mit den Sinnen Dir, Deiner Mutter, meinem kleinen Horace näher. Ich schreibe Dir nur dieses erste Billet, um einige der nothwendigsten Dinge von Dir zu verlangen, aber ich werde meine ganze Zeit im Gefängnisse damit zubringen, Dir zu schreiben, denn ich habe nicht nöthig, die Feder für etwas andres oder für meine Vertheidigung zu ergreifen. Meine Rechtfertigung liegt vollständig in meinen acht republikanischen Bänden. Das ist ein gutes Kissen, auf dem mein Gewissen unbekümmert um Gericht und Nachwelt sich zur Ruhe legen kann. Ich kniee vor Dir nieder, ich strecke die Arme aus, um Dich zu umfassen, ich finde nicht mehr.... (hier läßt sich die Spur einer Thräne bemerken). Schicke mir das Glas, auf dem ein C und ein D, unsre beiden Namen, stehen; ein Buch, das ich vor einigen Tagen

gekauft habe und in das einige weiße Seiten, um Notizen darauf zu schreiben, eingeheftet worden sind. Das Buch hat zum Gegenstand die Unsterblichkeit der Seele. Ich habe nöthig, mich zu überzeugen, daß es einen Gott gibt, der gerechter ist, als die Menschen und daß ich Dich gewiß wiedersehe. Betrübe Dich nicht über meine Ideen, meine liebe Freundin! Ich verzweifle noch nicht an den Menschen. Ja, meine Geliebte, wir werden uns noch im Garten des Luxemburg wiedersehn. Aber schicke mir das Buch. Leb wohl, Lucile, lebe wohl Horace (sein Sohn)! Ich kann euch nicht umarmen, aber bei den Thränen, die ich vergieße, scheint es mir, als ob ich euch noch an mein Herz drückte... (hier findet sich wieder die Spur einer Thräne).

Dein Camille.

Eine Stunde später nahm der Gefangene wieder die Feder zur Hand.

„Der Himmel hat Mitleiden mit meiner Unschuld,“ schrieb er an seine Frau; „er hat mir während meines Schlafes einen Traum gesandt, in welchem ich euch alle gesehen habe. Schicke mir einige von Deinen Haaren und Dein Portrait, o ich bitte Dich darum; denn ich denke einzig und allein an Dich und nie an die Angelegenheit, die mich hierher gebracht hat und die ich nicht errathen kann.“

Unterdessen erstaunte der Ausschuß, der im Convente durch Robespierre's und Saint-Just's Stimme Sieger war, über die beunruhigende Popularität, welche Danton in sein Gefängniß nachfolgte. Er wollte das Volk durch die Größe des Opfers und durch die Schnelligkeit des Streiches überraschen. Die Angeklagten wurden während der Nacht in die Conciergerie gebracht. Danton fühlte beim Eintritte in diese Vorhalle des Schaffotes seine zur Schau getragene Sorglosigkeit ihn verlassen. Sein Gesicht wurde düster wie der Ort. Aus Zufall oder aus Spott wurde den Dantonisten der Kerker der Girondisten angewiesen. Das war zu gleicher Zeit eine Rache und eine Prophezeiung. Danton erkannte darin die Hand einer göttlichen Gerechtigkeit, welche sein Unglück ihm zu enthüllen begann. „An einem solchen Tage,“ rief er beim Hineintreten aus, „habe ich das Revolutionstribunal errichten lassen; ich bitte Gott und die

Menschen um Verzeihung darum. Mein Zweck war, einem neuen September vorzubeugen und nicht diese Geisel über die Menschheit zu schicken."

XIV.

Der Prozeß nahm seinen Anfang. Alle Geschwornen, die von Fouquier-Tinville gewählt waren und denen Hermann präsidirte, waren den Angeklagten bekannt. Fouquier-Tinville selbst, ein Verwandter Camille Desmoulins', verdankte dem Einflusse dieses jungen Gönners seine Stelle als öffentlicher Ankläger. Aber das Auge des Ausschusses ruhte forschend auf allen diesen Männern und drang in jedes Gewissen. Man erwartete von ihnen nicht Gerechtigkeit, sondern den Tod.

Unterdessen umlagerte das Volk, das Danton noch anbetete, den Justizpalast. Die Menge drängte sich selbst auf den benachbarten Quais, um bei dem Triumphe des großen Patrioten zugegen zu sein. Danton erschien mit einer etwas theatralischen Würde vor seinen Richtern. Als ihn der Präsident um seinen Namen, sein Alter und seine Wohnung befragt hatte, antwortete er: „Ich bin Danton, in der Revolution bekannt genug. Ich bin fünfunddreißig Jahr alt. Meine Wohnung wird bald das Nichts sein und mein Name wird im Pantheon der Geschichte fortleben."

— „Und ich," sagte Camille Desmoulins, „ich bin dreiunddreißig Jahre alt, ich stehe in dem Alter, das den Revolutionairen gefährlich ist, in dem Alter des Sansculotten Jesu, als er starb.

Als Fouquier-Tinville Chabot, Fabre d'Eglantine und die Intriguanten, ihre Mitschuldigen, auf die nämlichen Bänke hatte niedersetzen lassen, standen Danton und seine Freunde, entrüstet darüber, daß man sie in einem Prozesse mit Männern, die schimpflicher Handlungen beschuldigt wurden, vermengte, auf und rückten weg. Mit diesen letztern wurde begonnen. Fabre d'Eglantine vertheidigte sich mit der Geschicklichkeit eines Mannes, der Meister ist in der Kunst, blühend zu sprechen. Das Zeugniß Cambon's, dessen Rechtlichkeit des Alterthums würdig war, ließ keinen Zweifel mehr über die diesen Angeklagten Schuld gegebene That, näm-

lich ein Finanzdecret entstellt und verfälscht zu haben. Dem jungen unglücklichen Bazire konnte nichts vorgeworfen werden, als seine Freundschaft für Chabot, sein Schweigen, um nicht seinen Freund zu verderben. Als Vertrauter wider seinen Willen starb Bazire, weil er nicht hatte ein Angeber werden wollen.

XV.

Hérault de Séchelles wurde vor Danton verhört. Er antwortete wie ein Mann, der das Leben eben so wie die Anklage verachtet und der sich dem Gerichte der Nachwelt unterwirft. Hierauf rief Hermann Danton auf. Er warf ihm seine Verbindungen mit Dumouriez vor und seine geheime Theilnahme an Plänen, um das Königthum wieder herzustellen, indem er die Armee gewinnen und nach Paris mit fortreißen wollte. Danton erhob sich mit erheuchelter Entrüstung und antwortete mit so lauter Stimme, als ob sie bis zum Wohlfahrtsausschusse dringen sollte: „Würden die Feigen, welche mich anklagen, es wagen, mich Angesicht gegen Angesicht anzugreifen? Sie mögen sich zeigen und ich werde sie selbst bald mit der Schande bedecken, die sie charakterisirt! Uebrigens," fuhr er mit einer Verworrenheit und einer Ueberstürzung der Worte fort, welche das wirre Durcheinanderdrängen seiner Ideen bezeugte, „habe ich es gesagt und wiederhole es: meine Wohnung ist bald in dem Nichts und mein Name im Pantheon. Hier ist mein Kopf; er steht für Alles .... Das Leben ist mir zur Last, ich möchte bald davon befreit sein! .... Männer von meinem Schlage sind unbezahlbar ... Auf ihrer Stirne ist in unauslöschlichen Zügen der Stempel der Freiheit, der republikanische Geist gedrückt .... und mich beschuldigt man, zu den Füßen der Höfe gekrochen zu sein, mit Mirabeau, Dumouriez conspirirt zu haben! St.-Just! Du wirst Rede stehen müssen für die Verleumdungen, die du gegen den besten Freund des Volkes geschleudert hast. Wenn ich diese Liste von Schändlichkeiten lese, fühle ich mein ganzes Wesen schaudern!" Diese augenscheinlich vorher überlegten Phrasen, welche er in einem verwirrten Gedächtnisse und Gewissen

nur als abgerissene Stücke wiederfand, zeigten von mehr Stolz als Unschuld. Der Präsident bemerkte dem Angeklagten, daß Marat, als er, wie er, angeklagt worden war, sich auf andere Weise vertheidigt und durch kaltblütig discutirte Beweise die Anklage widerlegt habe.

— „Nun denn," fuhr Danton fort, „ich will mich zu meiner Rechtfertigung herablassen." Hierauf verließ er aber sogleich durch neue ungestüme Aeußerungen den Gang einer begründeten Vertheidigung und rief: „Ich an Mirabeau, an Orleans, an Dumouriez verkauft!... Aber Jedermann weiß, daß ich Mirabeau bekämpft, daß ich Marat vertheidigt habe! Habe ich mich nicht gezeigt, als man den Tyrannen uns entrücken wollte, indem man ihn entführte, um ihn nach Saint Cloud zu bringen? Habe ich nicht bei den Cordeliers angeschlagen, daß man in die Armee treten müsse?... Ich bin bei vollem Verstande, wenn ich meine Ankläger herausfordere, wenn ich verlange, mich mit ihnen zu messen! Man möge sie mir gegenüber stellen, und ich werde sie wieder in das Nichts zurückschleudern, aus dem sie nie hätten hervorgehen sollen! Erscheint, elende Betrüger, und ich will euch die Maske abreißen, die euch vor der rächenden öffentlichen Vergeltung sichert!...." Der Präsident erinnerte ihn nochmals daran, die für einen Angeklagten sich ziemende Schicklichkeit und Bescheidenheit zu beobachten. „Ein Angeklagter wie ich, der die Worte und die Sachen kennt," erwiederte Danton, „antwortet vor den Geschwornen, aber spricht nicht mit ihnen. Man klagt mich an, mich nach Arcis-sur-Aube zurückgezogen zu haben. Ich antworte, daß ich um diese Zeit erklärt habe, daß das französische Volk siegreich sein werde, oder ich aufhören würde, zu sein! Ich muß, habe ich hinzugefügt, Lorbeeren haben oder den Tod! Wo sind denn die Männer, von denen Danton Energie entlehnt hat? Seit zwei Tagen kennt das Tribunal Danton. Morgen hoffe ich im Schooße des Ruhmes einzuschlafen!... Péthion," fuhr er sogleich wieder fort, wie Jemand, der sich erinnert und wieder umkehrt, „kam aus der Gemeine zu den Cordeliers. Er sagte uns, daß die Sturmglocke um Mitternacht ertönen und daß der folgende Tag das Grab der Tyrannei sein sollte. Ich gestehe, daß man bei mir, als ich Minister war, funfzig Mil-

lionen niedergelegt hat. Ich erbiete mich, genaue Rechnung darüber abzulegen. Es war, um der Revolution einen Anstoß zu geben. Es ist wahr, daß Dumouriez versucht hat, mich auf seine Seite zu ziehen, daß er meinem Ehrgeize zu schmeicheln suchte, indem er mir das Ministerium antrug, aber ich erklärte ihm, daß ich eine solche Stelle nur unter dem Donner der Kanonen einnehmen wollte. Man spricht mir auch von Westermann, aber ich habe nie mit ihm etwas gemein gehabt. Ich weiß, daß Westermann am 10. August mit dem Blute der Royalisten bedeckt aus den Tuilerien kam und ich sagte, daß man mit siebenzehntausend Mann, die man nach meinem Plane verwendete, das Vaterland retten könnte ...."

Danton's Worte drängten sich so verworren über seine Lippen, daß sie ihn unter der Masse und der Zusammenhanglosigkeit seiner Ideen zu ersticken schienen. Die wahre Beredtsamkeit eines Angeklagten, die Kaltblütigkeit der Wahrheit und der Ton des reinen Gewissens fehlten ihm. Er suchte sie durch Bewegung und durch Lärm zu ersetzen; er kam bis zu fieberhafter Aufregung, aber nie bis zu wahrer Entrüstung. Die krampfhaften Zuckungen seines Gesichts, seine abgebrochene Rede, seine theatralischen Gesten, der Schaum, der auf seine Lippen trat, seine schweren Athemzüge zeigten an, daß er nicht im Stande war, länger zu sprechen. Die entsetzten oder gerührten Richter bezeigten ihm einige Theilnahme und sagten ihm, daß er Ruhe nöthig habe. Er schwieg.

Man ging zu Camille Desmoulins über, der angeklagt wurde, die Gerechtigkeit des Volkes verspottet zu haben, indem er sie mit dem Verbrechen der Tyrannei verglichen. „Ich habe mich," sagte er, „nur mit einer scharfen Waffe gegen meine Feinde vertheidigen können und ich habe mehr wie einmal bewiesen, daß mein ganzes Leben der Revolution geweiht war."

Lacroix, der über seine Sendung in Belgien und über das Verschwinden eines Wagens, der für 400,000 Francs kostbare Gegenstände enthielt, verhört wurde, erwiederte: „Danton und ich hatten für die Volksrepräsentanten Wäsche gekauft. Wir hatten einen Wagen voll Silberzeug, der in einem Dorfe geplündert worden ist." Er machte An=

spruch darauf, an den Ereignissen des 31. Mai einen Hauptantheil genommen zu haben.

Philippeaux bewies seine Schuldlosigkeit mit der Kraft und der Würde eines von Vergehen freien Mannes. „Es ist euch gestattet, mich umzubringen," sagte er, „aber ich verbiete euch, mich zu schmähen." Westermann antwortete wie ein Soldat, der nicht um sein Leben streitet, der aber für seine Ehre sorgt.

XVI.

Am folgenden Tage wurden die Verhandlungen wieder aufgenommen. Camille Desmoulins hatte während der Nacht einen letzten Brief an seine Frau geschrieben. Es war das Testament seines Herzens, welches sich der Liebe hingab, ehe es unter der Hand des Henkers zu schlagen aufhörte. Dies Testament lautete folgendermaßen:

„Duodi, Germinal fünf Uhr Morgens.

„Der wohlthätige Schlaf hat meine Leiden unterbrochen. Man ist frei, wenn man schläft. Man empfindet seine Gefangenschaft nicht. Der Himmel hat Mitleiden mit mir gehabt. Noch vor einem Augenblicke sah ich Dich im Traume, ich umarmte euch nach einander. Deine Mutter, Horace, euch alle!... Ich fand mich im Kerker wieder. Der Tag begann zu dämmern. Da ich Dich nicht mehr sehen und Deine Antworten nicht mehr hören konnte, denn Du und Deine Mutter — ihr spracht mit mir, stand ich auf, um wenigstens mit Dir zu reden und Dir zu schreiben. Aber als ich die Fenster öffnete, besiegte der Gedanke an meine Einsamkeit, die schrecklichen Eisengitter, die Riegel, die mich von Dir trennen, meine ganze Festigkeit. Ich brach in Thränen oder vielmehr in Schluchzen aus, indem ich in meinem Kerker rief: Lucile! Lucile! o meine Lucile! wo bist Du? (Hier bemerkte man die Spuren einer Thräne.)

„Gestern Abend hatte ich einen ähnlichen Augenblick und es zerriß mir eben so das Herz, als ich Deine Mutter in dem Garten bemerkte. Eine unwillkürliche Bewegung warf mich vor den Eisenstäben auf die Knie nieder, ich habe die Hände gefaltet, als ob ich sie um Mitleiden anflehen wollte, während sie gewiß an Deinem Busen klagt. Ich habe ge-

stern ihren Schmerz gesehen, sie nahm ihr Taschentuch und ihren Schleier vor das Gesicht, da sie dieses Schauspiel nicht ertragen konnte. Wenn ihr wieder kommt, setzt euch etwas näher, damit ich euch besser sehen kann. Ich glaube, es ist keine Gefahr dabei. Aber vor Allem beschwöre ich Dich bei unserer ewigen Liebe, schicke mir Dein Portrait. Dein Maler möge Mitleiden mit mir haben, der ich nur deswegen leide, weil ich zu viel Mitleiden mit Anderen gehabt habe; er möge Dich zwei Mal des Tages sitzen lassen. Der Tag, an welchem ich es erhalte, wird für mich ein Tag der Trunkenheit und der Entzückung sein; es wird für mich in meinen öden Gefängnißmauern ein Fest sein. Einstweilen schicke mir eine Locke von Deinen Haaren, damit ich sie auf meinem Herzen trage. Meine liebe Lucile! Ich fühle mich wieder in die erste Zeit unserer Liebe zurückversetzt, wo ich schon deswegen Jemand gern sah, weil er von Dir kam. Gestern, als der Bürger, der Dir meinen Brief gebracht hat, zurückkam, fragte ich ihn: Nun! haben Sie sie gesehen? und dabei überraschte ich mich, wie ich ihn betrachtete, als ob an seinen Kleidern, an seiner ganzen Person Etwas von der Luft, die Dich umgibt, etwas von Dir selbst geblieben wäre. Er hat eine mitleidige Seele, weil er Dir ohne Verzug meinen Brief zugestellt hat. Wie es scheint, werde ich ihn zwei Mal des Tages, Morgens und Abends, sehen. Dieser Bote meiner Schmerzen wird mir eben so theuer, wie ehemals der Bote meiner Wonne.

„Ich habe in meinem Kerker eine Spalte entdeckt; ich hielt das Ohr daran und hörte Seufzer; ich rief aufs Gerathewohl einige Worte und hörte die Stimme eines Kranken. Er frug mich nach meinem Namen und ich nannte ihn. — O mein Gott, rief er aus, als er ihn hörte, und fiel aufs Bett zurück, auf dem er sich aufgerichtet hatte; ich erkannte genau Fabre d'Eglantine's Stimme. — Ja, ich bin Fabre, sagte er, aber Du hier! Die Gegenrevolution ist also vollendet!

„Wir wagen indeß nicht, mit einander zu sprechen, weil wir befürchten, der Haß möchte uns um diesen geringen Trost beneiden und man möchte, wenn man uns hörte, uns trennen und in engeren Gewahrsam bringen, denn seine Stube kann geheizt werden und die meinige würde ange-

nehm genug sein, wenn ein Kerker es sein könnte. Aber Du stellst Dir nicht vor, was es zu bedeuten hat, in engem Gewahrsam zu sein, ohne zu wissen warum, ohne verhört worden zu sein, ohne ein einziges Journal zu erhalten! Das heißt zu gleicher Zeit lebendig und todt sein; das heißt nur existiren um zu fühlen, daß man im Grabe liegt. Und Robespierre ist's, der meinen Verhaftsbefehl unterzeichnet hat! Und die Republik ist's, nach Allem, was ich für sie gethan habe! Das ist der Lohn, den ich für so viele Tugenden und Opfer erhalte! Ich, der ich mich seit fünf Jahren so vielem Haß und so vielen Gefahren für die Republik ausgesetzt habe, der ich mitten in der Revolution arm geblieben bin, der ich nur von Dir allein in der Welt Verzeihung zu erflehen habe, die Du mir bereits ertheilt hast, weil Du weißt, daß mein Herz, ungeachtet seiner Schwäche, Deiner nicht unwürdig ist; mich werfen Menschen, die sich meine Freunde nannten, die sich Republikaner nennen, ins Gefängniß, mich halten sie in enger Haft, als ob ich ein Verschwörer wäre! Sokrates trank den Giftbecher, aber er sah wenigstens in seinem Gefängnisse seine Freunde und seine Frau.

„Wie viel härter ist es, von Dir getrennt zu sein! Der größte Verbrecher wäre zu sehr bestraft, wenn er einer Lucile auf andere Weise, als durch den Tod, der wenigstens nur einen Augenblick den Schmerz einer solchen Trennung fühlen läßt, entrissen würde. Man ruft mich . . .

„Soeben haben mich die Commissaire des Revolutionstribunals verhört. Es ist mir nur die einzige Frage vorgelegt worden: ob ich gegen die Republik conspirirt hätte. Welcher Hohn! Kann man so den reinsten Republikanismus schmähen! Ich sehe voraus, welches Schicksal mich erwartet. Lebe wohl, Lucile, sage meinem Vater Lebewohl. Meine letzten Augenblicke sollen Dir keine Schande machen. Ich sterbe in einem Alter von vierunddreißig Jahren. Ich sehe wohl, daß die Macht fast alle Menschen berauscht, die wie Dionys von Syrakus sagen: Die Tyrannei ist eine schöne Grabschrift! Aber tröste Dich, die Grabschrift Deines armen Camille ist die der Tyrannenmörder Brutus und Cato. O, meine liebe Lucile. Ich war dazu geboren, zu dichten, die Unglücklichen zu vertheidigen, Dich glücklich zu

machen und mit Deiner Mutter, meinem Vater und einigen unseren Herzen theueren Personen in einem Otahaiti zu leben. Ich hatte eine Republik geträumt, welche Jedermann angebetet haben würde. Ich habe nicht glauben können, daß die Menschen so grausam oder so ungerecht wären. Ich verhehle mir nicht, daß ich als Opfer meiner Freundschaft für Danton sterbe. Ich weiß meinen Mördern Dank, daß sie mich mit ihm und mit Philippeaux sterben lassen. Vergib mir, mein theueres Weib, Du, mein eigentliches Leben, das ich von dem Augenblicke an verloren habe, wo man uns getrennt hat; ich beschäftige mich mit meinem Andenken; ich sollte mich vielmehr damit beschäftigen, es bei Dir in Vergessenheit zu bringen, meine Lucile! Ich beschwöre Dich, rufe mich nicht durch Deine Klagen, es würde mir im Grabe das Herz zerreißen. Lebe für unser Kind! Erzähle ihm von mir; sage ihm, was er nicht verstehen kann, daß ich ihn so herzlich geliebt haben würde! Ungeachtet meines gewaltsamen Todes glaube ich, daß es einen Gott gibt. Mein Blut wird meine Vergehen, die Schwächen des Menschen, verlöschen, und was an mir Gutes ist, meine Tugenden, meine Liebe zur Freiheit, das wird Gott belohnen. Einst werde ich Dich wiedersehen, o meine Lucile! Ich war gefühlvoll und ist deshalb der Tod, der mir den Anblick so vieler Verbrechen entzieht, ein so großes Unglück? Lebe wohl, mein Leben, meine Seele, meine Gottheit auf Erden! Lebe wohl, Lucile! meine Lucile! meine theuere Lucile! Lebe wohl, Horace! Annette! Adele! Lebe wohl, mein Vater! Ich sehe vor mir das Ufer des Lebens fliehen. Ich sehe noch Lucile! Ich sehe sie, meine Heißgeliebte! meine Lucile! Meine gebundenen Hände umarmen Dich und mein fallendes Haupt heftet noch auf Dich sein brechendes Auge."

XVII.

Danton, den die ihm vom Volke bewiesene Theilnahme wieder sicher gemacht hatte, glich weniger einem Angeklagten, als einem Parteiführer, welcher der Menge das Signal zum Aufstande gibt. Die Fenster des Sitzungssaales standen offen. Danton hörte das dumpfe Summen der Menge,

die sich um das Gebäude drängte. Er sprach so laut, daß es außerhalb des Gerichtssaales gehört werden konnte. Zuweilen brach er in ein solches Brüllen aus, daß seine Stimme bis über die Seine hinüber zu den auf dem Quai de la Ferraille stehenden Neugierigen drang. Seine Worte wurden in den Haufen von einem Munde zum andern getragen. „Volk," rief Danton dem Publikum zu, das um ihn herum murrte, „sei still! Du wirst mich richten, wenn ich Alles gesagt habe. Meine Stimme soll nicht allein von euch, sondern von ganz Frankreich gehört werden!" Die Sturmglocke der Empörung schien in seiner Brust zu läuten, seine Geberden warfen die Richter, die Geschworenen, die Zuhörer nieder; die Klingel des Präsidenten Hermann hörte nicht auf, zu ertönen, um ihm Stillschweigen zu gebieten. „Hörst Du die Klingel nicht?" fragte ihn dieser einmal. — „Präsident," erwiederte Danton, „die Stimme eines Mannes, der sein Leben vertheidigt, muß stärker schallen, als Deine Klingel."

Hinter einer aus der Druckerei des Tribunals auf den Sitzungssaal gehenden Dachluke standen mehrere Mitglieder der Ausschüsse und wohnten ungesehen diesem Drama bei. Hermann und Fouquier-Tinville schienen außer Fassung gebracht. Die öffentliche Gunst wandte sich Danton wieder zu. Er merkte es und seine Keckheit verdoppelte sich. Die Mitglieder des Ausschusses gaben dem Präsidenten durch einen Wink zu verstehen, er möchte diesem gefährlichen Zwiegespräche zwischen ihm und den Angeklagten ein Ende machen. Der Präsident verweigerte Camille Desmoulins, der aufstand, um seine Vertheidigung, die er vorbereitet, zu lesen, das Wort. Camille setzte sich mit Entrüstung wieder nieder, zerriß die Schrift, die er in der Hand hielt, und warf die Stücke auf den Boden. Aber bald hob er sie wieder auf, als ob er sich anders besonnen hätte, und drehte aus dem Papiere zwischen den Fingern Kugeln, die er Fouquier-Tinville an den Kopf zu werfen begann. Danton bückte sich und that das Nämliche; nicht, wie man bis jetzt geglaubt hat, um ein cynisches und kindisches, seiner selbst und des Augenblicks unwürdiges Spiel zu treiben, sondern um auf bedeutungsvolle und tragische Weise die Lage eines Angeklagten anzudeuten, dem die Mittel, seine Schuldlosig-

keit zu beweisen, entzogen werden und der in einem Anfalle von Entrüstung mit den zerrissenen Stücken seiner Vertheidigung sein Blut und das seiner Mitangeklagten den Richtern wie eine Rache oder wie einen Fluch ins Gesicht schleudert.

Diese Bruchstücke der Vertheidigung Camille Desmoulins' wurden nach der Sitzung von einem der Freunde Danton's aufgelesen und Madame Duplessis, der Schwiegermutter Camille Desmoulins', zugestellt, welche sie wieder zu einem Ganzen zusammensetzte, um die Nachwelt um Rache oder um Mitleid anzurufen.

Die Angeklagten wurden wieder in ihren Kerker zurückgebracht. Der Wohlfahrtsausschuß wagte weder einen längeren Prozeß auszuhalten, noch ihn zu unterbrechen. Das Gesetz forderte, daß die Verhandlungen wenigstens drei Tage dauerten. Die am folgenden Tage stattfindende Sitzung konnte die Freisprechung und den Triumph der Dantonisten mit sich bringen. Ein verhängnißvoller Umstand trat zu Gunsten des ungeduldigen Ausschusses ein.

Die Gefangenen des Luxemburg, welche voll Zuversicht auf Danton's Popularität waren, beschlossen, die durch seinen Prozeß verursachte Aufregung zu benutzen, eine Bewegung im Volke hervorzurufen, die Tyrannei zu stürzen und dem Tode zu entgehen. In dem Zimmer des Generals Dillon fand in der Nacht eine Zusammenkunft zwischen Chaumette und einigen anderen bedeutenden Gefangenen statt. Sie hatten mit einigen Leuten außerhalb des Gefängnisses Verabredung getroffen. Camille Desmoulins' Frau sollte sich mitten unter das Volk stürzen, die Menge durch ihre Schönheit, ihren Schmerz und ihre Stimme in Aufstand bringen und sie gegen den Convent mit fortreißen. Antonelle, der frühere Präsident des Revolutionstribunals, war von dem Complot in Kenntniß gesetzt worden.

Ein Gefangener, Namens Laflotte, verrieth es; St.-Just beilte sich, den Convent zusammenzurufen. Billaud-Varennes las Laflotte's Brief vor; der Convent decretirte, daß jeder der Verschwörung Angeklagte, welcher die Justiz der Nation beleidigt hätte, augenblicklich von den Verhandlungen entfernt und seines Rechtes der Vertheidigung beraubt werden sollte. Vallier, Amar und Voullant, Mit-

glieder der Ausschüsse, eilten sogleich zu Fouquier-Tinville und brachten ihm das Decret oder vielmehr das Todesurtheil der Angeklagten. Fouquier las dieses Decret den Geschwornen vor. Danton stand auf und sagte: „Ich rufe die anwesenden Zuhörer zu Zeugen an, daß wir das Tribunal nicht beleidigt haben.“ Das Publikum bestätigte durch Beifallklatschen Danton's Behauptung. Die entrüstete Menge gerieth in Bewegung und drängte sich, als ob sie die Angeklagten befreien wollte. Wenn Camille Desmoulins' Frau nicht während der Nacht verhaftet worden wäre, und wenn sie durch ihre Gegenwart diesem Tumulte eine Stimme und eine Leidenschaft mehr gegeben hätte, so wären die Angeklagten gerettet und der Ausschuß besiegt worden.

Aber da der Anstoß fehlte, kehrte Alles wieder zur Ruhe zurück. Danton versuchte umsonst, noch zu protestiren. „Einst,“ rief er aus, „wird die Wahrheit erkannt werden; ich sehe großes Unglück über Frankreich hereinbrechen. Das ist die Dictatur!“ Als er hierauf im Hintergrunde eines Ganges Amar und Voullant, zwei Vertraute Robespierre's, bemerkte, welche die Scene belauschten, rief er aus, indem er mit der Faust auf sie deutete: „Seht die feigen Mörder dort, sie werden uns nur im Tode verlassen.“ — „Die Bösewichte!“ rief Camille Desmoulins aus, „sie sind nicht zufrieden damit, mich zu erwürgen, sie wollen auch noch meine Frau erwürgen!“

Das Tribunal hob die Sitzung auf. Am folgenden Tage, als die drei Tage verflossen waren, wurden die Verhandlungen für geschlossen erklärt. Camille Desmoulins klammerte sich an seine Bank an und konnte nur mit Gewalt fortgebracht werden.

Die Geschwornen versammelten sich. Sie beriethen sich lange Zeit. Während der Berathung standen sie mit den Feinden der Angeklagten in Verbindung. Eine schreckliche Angst lastete auf ihrem Gewissen. Keiner von ihnen glaubte an das Verbrechen Danton's; alle glaubten an seine Laster und an seine Macht. Die Majorität schien zu schwanken. Unheimliche Gespräche wurden von ihnen geführt, um einander das Leben oder den Tod dieser Männer abzudringen. Souberbielle, ein ehemaliger Freund der Angeklag-

ten, schwankte am meisten. Er liebte Danton; er fürchtete Robespierre, er verehrte die Republik über Alles. Bei der Aufregung seiner Gedanken ging er zögernd in einem vor dem Berathungssaale befindlichen Corridore hin und her. Einer seiner Collegen, Topino-Lebrun trat zu ihn heran. „Nun, Souberbielle,“ sagte Lebrun zu ihm, „was machst Du hier?“ — „Ich denke über den schrecklichen Akt nach, den man von uns verlangt,“ antwortete Souberbielle. — „Und ich,“ sagte der Geschworne, „ich habe auch darüber nachgedacht.“ — „Wie hast Du Dich entschieden?“ fragte ihn Souberbielle. Der Geschworne anwortete: „Ich habe zu mir selbst gesagt: dies ist kein Prozeß, es ist eine Maßregel. Die Ereignisse haben uns auf eine Höhe gebracht, wo die Gerechtigkeit verschwindet, um nur die Politik herrschen zu lassen. Wir sind nicht mehr Geschworne, wir sind Staatsmänner.“ — „Aber,“ sagte Souberbielle, „gibt es denn eine doppelte Gerechtigkeit? Eine für den großen Haufen und eine für die höher stehenden Menschen? Und sollte denn das, was unten Unschuld ist, oben Verbrechen werden?“ — „Ach was!“ sagte der Geschworne, „es handelt sich nicht um Spitzfindigkeiten, sondern um gesunden Menschenverstand und um Patriotismus. Wir stehen nun einmal, wo wir stehen. Die Republik befindet sich in einer jener äußersten Lagen, wo das Gericht nicht mehr ein Akt der Gerechtigkeit, sondern eine Wahl ist. Danton und Robespierre können nicht mehr neben einander bestehen. Einer von beiden muß untergehen, wenn das Vaterland gerettet werden soll! Nun denn, frage Dich selbst als guter Patriot, und antworte, was Dir Dein Gewissen eingibt: wen hältst Du in diesem Augenblicke für unentbehrlicher für die Republik, Robespierre oder Danton?“ — „Robespierre!“ antwortete Souberbielle, ohne sich zu besinnen. — „Nun, Du hast das Urtheil gesprochen,“ sagte Topino-Lebrun und entfernte sich.

XVIII.

Als die Verurtheilten in den Kerker zurückgekehrt waren, um die Stunde der Hinrichtung zu erwarten, gaben sie die prunkenden Rollen auf, welche sie dem Publikum

gegenüber angenommen hatten, und zeigten sich Angesichts des Todes wie sie waren. Hérault de Séchelles war unerschütterlich wie jene Römer, deren Bild er im Herzen trug. Als ein Schüler Jean Jacques Rousseau's zog er einen Band dieses Philosophen aus der Tasche, las einige Seiten und wünschte sich Glück dazu, eine Welt zu verlassen, deren Vorurtheile und Aberglauben er bekämpft hatte, um der Natur und der Vernunft den Sieg zu verschaffen. — „O mein Meister," rief er aus, indem er das Buch zumachte, „Du hast für die Wahrheit geduldet und ich werde für sie sterben. Du hast das Genie, mir wird das Märtyrerthum zu Theil; Du bist ein größerer Mann, aber wer von uns beiden ist mehr Philosoph?" Dies war der nämliche Gedanke, welchen der junge Volksrepräsentant, in einige Verse zusammengefaßt, über die Thür des kleinen Hauses hatte graben lassen, welches Jean Jacques Rousseau und Frau von Warens im Thale les Charmettes bei Chambery bewohnt hatten, und die man noch dort liest.

Dieses Bild der Natur, der Einsamkeit und der Liebe stand noch zuletzt vor Hérault de Séchelles' Geiste, als er das Leben verließ. Seine Standhaftigkeit wurde durch keine Thräne erweicht, durch keine erzwungene Festigkeit unnatürlich gesteigert.

Westermann war unerschrocken. Philippeaux lächelte wie Jemand, dessen Gewissen sich auf seine guten Handlungen stützt. Camille Desmoulins wollte Young und Hervey, die beiden Dichter des Todeskampfes lesen. „Du willst also zwei Mal sterben!" sagte Westermann scherzend zu ihm. Das Buch fiel indeß jeden Augenblick aus Camille's Händen. Unaufhörlich trat ihm das Bild seiner angebeteten gefangenen Frau, seines verwaisten Kindes, seiner verlassenen Schwiegermutter wieder vor die Augen: „O meine Lucile! o mein Horace! was soll aus euch werden!" rief er in Thränen zerfließend aus.

Danton heuchelte Sorglosigkeit; er warf Worte um sich, die ihn überdauern sollten, wie Denkmünzen mit seinem Bildnisse, die er am Rande seines Grabes unter die Nachwelt auswarf. „Sie glauben sich meiner entschlagen zu können," sagte er, „sie täuschen sich. Ich war der Staatsmann Europas. Sie ahnen nicht, welche Lücke dieser Kopf

läßt," sagte er, indem er seine Wangen mit seinen beiden breiten Händen drückte. „Was mich betrifft, ich mache mir nichts daraus," fügte er in cynischen Ausdrücken hinzu. „Ich habe meinen Augenblick des Daseins genossen, ich habe Lärm genug auf der Erde gemacht; ich habe mich genug meines Lebens gefreut; wir wollen schlafen gehen!" Hierbei machte er mit dem Kopfe und dem Arme die Geberde eines Menschen, der seine Stirn auf ein Kopfkissen niederlegen will.

XIX.

Um vier Uhr kamen die Henkersknechte, um den Verurtheilten die Hände zu binden und die Haare abzuschneiden. Sie ließen es ohne Widerstand an sich geschehen und begleiteten diese Todesvorbereitungen mit Spottreden. „Das ist gut genug für die Dummköpfe, die uns auf der Straße ansehen werden," sagte Danton. „Wir werden anders vor der Nachwelt erscheinen." Er dachte selbst im Augenblicke des Todes nur an den Ruhm und schien nur zu wünschen, im Gedächtnisse der Menschen fortzuleben. Seine Unsterblichkeit war der Lärm, den sein Name machte.

Camille Desmoulins konnte nicht glauben, daß Robespierre einen Mann, wie ihn, würde hinrichten lassen. Bis zum letzten Augenblicke hoffte er, seine Freundschaft für ihn werde wieder aufleben. Er hatte seit seiner Einkerkerung nur mit Schonung und Achtung von ihm gesprochen. Er hatte keine Klage an ihn gerichtet, keine von den Beleidigungen, welche der Stolz nicht verzeihen kann, gegen ihn ausgesprochen. Als die Nachrichter Camille angreifen wollten, um ihn, wie die andern, zu binden, widersetzte er sich wie ein Verzweifelter diesen Vorbereitungen, welche ihm keinen Zweifel mehr über seinen Tod ließen. Seine Verwünschungen und sein wüthender Widerstand ließen einen Augenblick den Kerker einem Schlachthause gleichen. Man mußte ihn niederwerfen, um ihn binden und ihm die Haare abschneiden zu können. Als er überwältigt und gebunden war, bat er Danton, er möchte ihm eine Locke von Lucile's Haar, die er unter seinen Kleidern trug, in die Hand geben, um etwas von ihr drücken zu können, wenn er stürbe.

Danton erwies ihm diesen frommen Dienst und ließ sich ohne Widerstreben binden.

Alle vierzehn Verurtheilten befanden sich auf einem einzigen Karren. Das Volk zeigte sich Danton. Es achtete sich selbst in seinem Opfer. Diese Hinrichtung schien in gewisser Hinsicht einem Selbstmorde des Volkes zu gleichen. Eine kleine Anzahl zerlumpter Männer und bezahlter Frauen folgten dem Karren und überhäuften die Verurtheilten mit Verwünschungen und Spottreden. Camille Desmoulins hörte nicht auf, zu schreien und zur Menge zu reden. „Edelmüthiges Volk, unglückliches Volk," rief er, „man hintergeht dich, man führt dich ins Verderben, man schlachtet deine besten Freunde! Erkennt mich! Rettet mich! Ich bin Camille Desmoulins! Ich habe euch am 14. Juli zu den Waffen gerufen! Ich habe euch diese Nationalkokarde gegeben!" Während er so sprach und sich anstrengte, mit den Schultern zu gestikuliren und seine Bande zu sprengen, hatte er seinen Rock und sein Hemde dermaßen zerrissen und verschoben, daß sein magerer und knochiger Oberkörper fast nackt über dem Karren erschien. Seit Madame Dubarry zur Hinrichtung geführt worden war, hatte man weder solches Geschrei noch solche krampfhafte Aufregung in der Todesstunde gesehen. Die Menge antwortete mit Schmähungen darauf. Danton, der neben Camille Desmoulins saß, zog seinen jungen Gefährten nieder und machte ihm Vorwürfe über diese unnütze Schaustellung von Bitten und von Verzweiflung. „Bleib doch ruhig," sagte er zu ihm mit Strenge, „und laß diese schlechte Kanaille." Was ihn selbst betraf, so vernichtete er die Menge nicht mit Worten, sondern mit Gleichgültigkeit und mit Verachtung. Als der Zug unter den Fenstern des Hauses vorbeikam, das Robespierre bewohnte, verdoppelte die Menge ihre Schmähungen, als ob sie ihrem Abgotte aus der Hinrichtung seines Nebenbuhlers eine Huldigung hätte machen wollen. Die Läden an Duplay's Hause wurden um die Stunde, wo die Karren gewöhnlich vorbeikamen, geschlossen. Dies Geschrei machte Robespierre erbleichen. Er ging in die Zimmer, in welchen man es nicht hören konnte. Durch seine eigne Unversöhnlichkeit beängstigt, oder durch so viel Blut, das so oft und mit so viel Recht auf ihn zurückfiel, niedergedrückt,

fühlte er Reue oder Scham. „Der arme Camille," sagte er, „warum habe ich ihn nicht retten können! Aber er hat sich ins Verderben stürzen wollen! Was Danton betrifft," fügte er hinzu, „so weiß ich recht gut, daß er mir den Weg eröffnet; aber unschuldig oder schuldig müssen wir alle unsre Köpfe der Republik geben. Die Revolution wird die Ihrigen jenseits des Schaffotes erkennen." Er stellte sich, als ob er das, was er die grausamen Forderungen des Vaterlandes nannte, beklagte.

XX.

Hérault de Séchelles stieg zuerst vom Karren. Mit der schnellen und besonnenen Regung einer Freundschaft, welche das Herz zum Herzen drängt, näherte er sein Gesicht dem Gesichte Danton's, um ihn zu küssen. Der Henker trennte sie. „Barbar," sagte Danton zum Nachrichter, „Du wirst wenigstens unsern Köpfen nicht verwehren können, sich im nächsten Augenblicke im Korbe zu küssen."

Dann stieg Camille Desmoulins hinauf. Er hatte im letzten Augenblicke seine Ruhe wiedererlangt. Er drehte die Haare seiner Frau zwischen seinen Fingern, als ob seine Hand sich hätte frei machen wollen, um diese Reliquie an seine Lippen zu bringen. Er näherte sich dem Werkzeuge des Todes, betrachtete ruhig das vom Blute seiner Freunde triefende Beil, wandte sich hierauf zum Volke und sagte mit einem Blicke zum Himmel: „Das ist also das Ende des ersten Apostels der Freiheit! Die Ungeheuer, die mich morden, werden mich nicht lange überleben. Laß diese Haare meiner Schwiegermutter zustellen," sagte er hierauf zum Nachrichter. Dies waren seine letzten Worte. Sein Kopf fiel.

Danton stieg zuletzt hinauf. Nie hatte er auf der Rednerbühne eine stolzere und imponirendere Haltung gezeigt. Er stellte sich breit aufs Schaffot hin und schien das Maß zu seiner Standsäule zu nehmen. Er sah rechts und links mit einem mitleidigen Blicke auf das Volk herab. Er schien ihm durch seine Haltung sagen zu wollen: „Betrachte mich wohl, du wirst keinen meines Gleichen wiedersehen." Indeß brach das natürliche Gefühl einen Augenblick seinen Stolz. Ein Schrei menschlicher Schwäche, den ihm die

ihn die Erinnerungen an seine junge Frau erpreßte, entwand sich der Brust des Sterbenden: „O, meine heiß Geliebte,“ rief er mit Thränen in den Augen aus, „ich werde Dich also nicht mehr sehn!“ Dann aber sagte er, wie wenn er sich selbst diesen Rückblick auf das Leben vorwürfe: „Fort, Danton, keine Schwäche!“ Hierauf wandte er sich an den Henker und sagte mit befehlendem Tone zu ihm: „Du wirst dem Volke meinen Kopf zeigen; er ist es werth.“ Sein Kopf fiel. Der Henker, welcher seinem letzten Willen gehorchte, nahm ihn aus dem Korbe, und trug ihn um das Schaffot herum. Die Menge klatschte mit den Händen dazu. So enden ihre Günstlinge.

So starb öffentlich vor dem Volke dieser Mann, für den das Schaffot noch ein Theater war, und der am Schlusse des tragischen Dramas seines Lebens wie zu Anfang und in der Mitte desselben hatte beklatscht werden wollen. Es fehlte ihm nichts, um ein großer Mann zu sein, als die Tugend. Er hatte dazu die Natur, die Anlage, das Genie, das Aeußere, das Geschick, den Tod, aber er hatte nicht das Gewissen dazu. Er spielte den großen Mann, aber er war es nicht. In einer Rolle liegt keine Größe, nur im Glauben liegt Größe. Danton hatte das Gefühl, oft die Leidenschaft der Freiheit, aber er hatte nicht den Glauben daran, denn er verehrte in seinem Innern nichts als den Ruf.

Die Revolution war bei ihm ein Instinkt, nicht eine Religion. Er diente ihr, wie dem Ungewitter der Wind dient, welcher den Schaum erhebt und die Wellen aufwühlt. Er verstand nur ihr den Anstoß zu geben, nicht sie zu leiten. Er hatte mehr ihren Taumel, als er Liebe zu ihr hegte. Er vertritt die Massen und nicht die Höherbegabten seiner Zeit. Er zeigte an sich selbst abwechselnd die Aufregung, die Stärke, die Unbändigkeit, den Edelmuth dieser Massen. Obgleich mehr ein Mann des Temperaments, als des Gedankens, mehr ein Element, als eine Intelligenz, war er doch mehr Staatsmann, als irgend einer von denen, welche in diesen Zeiten utopischer Träume die Sachen und die Menschen zu handhaben versuchten. Er war es selbst mehr, als Mirabeau, wenn man unter Staatsmann einen Mann versteht, der, unabhängig von seinem Ideal, den Mechanismus der Regierung begreift; er hatte den politischen

Instinkt. Er hatte aus Machiavell die Maximen geschöpft, welche lehren, bis zu welchem Grade man den Staaten Gewalt oder Tyrannei zumuthen kann. Er kannte die Schwächen und die Laster der Völker, er kannte ihre Tugenden nicht. Er ahnete nicht, was die Heiligkeit der Regierungen ausmacht, denn er sah nicht Gott in den Menschen, sondern den Zufall. Er war einer der Bewunderer des Fatums der Alten, welches nur die Göttlichkeit des Erfolges in ihm verehrte. Er fühlte seinen Werth als Staatsmann mit um so viel mehr Behagen, je tiefer die Demokratie unter ihm stand. Er bewunderte sich wie einen Riesen mitten unter diesen Zwergen des Volkes. Er prunkte mit seiner Ueberlegenheit, wie ein Emporkömmling des Genies. Er erstaunte über sich selbst. Er vernichtete die andern. Er gab sich für das einzige Haupt der Republik aus. Nachdem er die Popularität geliebkost hatte, bot er ihr Trotz wie einem wilden Thiere und forderte sie heraus, ihn zu verschlingen. Sein Laster war keck wie seine Stirn. Er hatte an den wenigstens geduldeten Septembertagen den politischen Trotz bis zum Verbrechen getrieben. Er hatte seinem Gewissen Trotz geboten, aber es hatte ihn besiegt. Es peinigte ihn. Das Blut folgte seiner Spur. Ein geheimer Abscheu mischte sich unter die Bewunderung, die er einflößte. Er empfand selbst diesen Abscheu und hätte sich gern von seiner Vergangenheit lossagen mögen. Er war eine rohe Natur, und hatte Anfälle menschlichen Fühlens, wie er Anfälle von Wuth gehabt hatte. Er hatte niedrige Laster, aber edle Leidenschaften, mit einem Worte, er hatte ein Herz. Dies Herz wendete sich zuletzt durch gefühlvollen Sinn, durch Mitleiden und durch die Liebe zum Guten. Er verdiente zu gleicher Zeit Fluch und Bedauern. Er war der Koloß der Revolution, dessen Kopf von Gold, dessen Brust von Fleisch und Blut, dessen Rumpf von Erz und dessen Füße von Koth waren. Als er gefallen war, erschien der Gipfel des Conventes weniger hoch. Er war seine Wolke, sein Blitz und sein Donnerkeil. Als der Berg ihn verlor, verlor er seine höchste Spitze.

Sechsundfunfzigstes Buch.

I.

Kaum war Danton todt, als der Schrecken sich gerade durch die Anstrengungen neu zu beleben schien, die jener gemacht hatte, ihn zu mildern. Siebenundzwanzig Angeklagte aller Stände, aller Meinungen, aller Geschlechter, die bunt durcheinander unter dem Vorwande der Verschwörung in das Gefängniß des Luxemburg geworfen worden waren, wurden vor das Revolutionstribunal geführt. Man sah darunter den General Arthur Dillon, Chaumette, die Adjutanten Ronsin's, den General Beysser, Gobel den Bischof von Paris, die beiden Schauspieler Grammont, Vater und Sohn, Lapalus, die Witwe Hébert's, endlich die Frau Camille Desmoulins'. Ihr gemeinschaftliches Verbrechen beschränkte sich auf einige unkluge Bestrebungen für ihre Befreiung oder für die Befreiung derer, die ihnen theuer waren. Ihr wirkliches Verbrechen war die Besorgniß, welche die Bewegung des Volkes bei der Stimme Danton's Tags vorher den Herren des Convents eingeflößt hatte. Man wollte Blut in Strömen auf die Asche des Tribunen gießen, um sie zu verlöschen.

Fast Alle wurden verurtheilt. Die junge ehemalige Nonne, die den Namen Hébert's trug, täuschte sich nicht über ihr Schicksal. Sie wünschte nicht, ein Leben länger

zu erhalten, das von ihrer Kindheit an im Kloster erstickt, in der Welt durch den Namen, den sie trug, gebrandmarkt, in stetem Kampfe zwischen Abscheu und Liebe für das Andenken ihres Mannes, und immer unglücklich gewesen war. — „Ich habe der Revolution nur einen Strahl der Freiheit und des Glücks zu verdanken," sagte sie zu ihrer Leidensgefährtin Lucile Desmoulins; „es ist entsetzlich, einen Mann zu lieben, den alle Welt verabscheut. Das Andenken, das er hinterlassen, wird mir nicht verziehen werden. Ich werde sterben, um vielleicht die Ausschweifungen zu büßen, die ich am meisten beklagt habe. Sie, Madame," fügte sie hinzu, „Sie sind glücklich. Ihnen fällt nichts zur Last. Sie werden Ihren Kindern nicht entrissen werden, Sie werden leben!" Lucile Desmoulins nahm diese Hoffnung nicht an. Sie hatte durch den Tod ihres Mannes erfahren, was die Freundschaft Robespierre's werth sei. „Die feigen Menschen werden mich tödten, wie ihn," antwortete sie ihrer Todesgefährtin, „aber sie wissen nicht, daß das Blut einer Frau, die Entrüstung in der Seele eines Volkes wachrufen kann. War es nicht das Blut einer Frau, das für immer die Tarquinier und die Dezemvirn aus Rom vertrieb? Mögen sie mich tödten und die Tyrannei mit mir fallen!"

Diese beiden Witwen zweier Männer, die sich noch wenige Tage vorher untereinander wüthend bekämpften und deren gegenseitige Erbitterung ihren gemeinsamen Untergang herbeigeführt hatte, boten das Schauspiel des grausamsten Hohnes des Schicksals. Sie hatten vielleicht einige Monate vorher der Hinopferung der Königin und dem Tode der Madame Roland Beifall gezollt. Jetzt lernten sie das Unglück an ihren eignen Herzen verstehen. Vergehen und Rache lagen dicht aneinander in den Katastrophen des Schreckens, wo die Tage das Werk der Jahre thaten.

Vergebens wendete sich die Mutter Lucile's, die schöne und unglückliche Madame Duplessis, an alle Freunde Robespierre's, um in ihm die Erinnerung an ihre frühern Beziehungen zu erwecken. Alle Thüren schlossen sich vor dem Namen der Verwandten Camille's und Danton's. „Robespierre," schrieb sie endlich, „ist es noch nicht genug, Deinen besten Freund ermordet zu haben, Du willst auch noch das Blut seiner Frau, meiner Tochter! . . . Dein

Fouquier-Tinville, das Ungeheuer hat befohlen, sie zum Schaffot zu führen. Noch zwei Stunden und sie lebt nicht mehr. Robespierre, wenn Du nicht ein Tiger mit Menschenantlitz bist, wenn Dich das Blut Camille's nicht bis zu dem Grade berauscht hat, daß Du alle Vernunft verloren hast, wenn Du Dich noch unserer vertraulichen Abende erinnerst, wenn Du Dich der Liebkosungen erinnerst, die Du an den kleinen Horace verschwendetest, den Du so gern auf Deinen Knien hieltst, wenn Du Dich erinnerst, daß Du mein Schwiegersohn werden solltest, so verschone ein unschuldiges Opfer. Aber wenn Du die Wuth eines Löwen hast, nun so hole auch uns, mich, Adele (ihre andere Tochter) und Horace, komm und zerreiße uns mit Deinen noch vom Blut Camille's rauchenden Händen. Komm, komm und möge ein Grab uns vereinen!"

II.

Dieser Brief blieb unbeantwortet. Robespierre, dem die unheilvollen Zugeständnisse an eine Popularität, die er um diesen Preis hätte verschmähen müssen, nicht mehr das Recht ließen, Erinnerung oder Nachsicht, oder Mitleiden zu haben, empfing ihn entweder nicht, oder er ignorirte ihn. Er schwieg. Lucile, die auf dem Karren der Verurtheilten neben Madame Hébert saß, wurde zum Schaffot geführt. Glücklicher als ihre Gefährtin, die von der Last der Demüthigungen erdrückt wurde und ihr Haupt unter der Schmach des Namens Hébert beugte, konnte Madame Desmoulins wenigstens ihre Stirn erheben und dem Volke sagen, daß sie stürbe, weil sie ihrem Manne Milde eingeflößt habe. Ihr schlanker Wuchs, ihr kindliches Gesicht, die Blässe, die auf ihren Wangen mit der Frische der Jugend kämpfte, ihre Anrufung ihres Mannes, ihre Rufe nach ihrer Mutter und ihrem Kinde, ihre Klagen über den Verlust ihres Lebens, die unterbrochen wurden von begeistertem Aufschwung der Liebe zu dem Tode, der sie mit ihrem Camille vereinigen sollte, rührten alle Herzen. Weniger ernst als Madame Roland, flößte sie mehr Theilnahme ein. Sie starb nicht für den Ruhm, sondern für ihre Liebe. Nicht eine Meinung war es, es war die Natur, die der Tod in

ihr strafte. Sie wurde beweint. Sie war vielleicht das Opfer, das einige Wochen nachher am meisten gerächt wurde. Das Blut dieser Frau ließ alles übrige Blut farblos erscheinen. Es ließ ein ganzes Geschlecht sich gegen die Mörder der Jugend, der Unschuld und der Liebe erheben. Der Tod Lucile's war die beredteste Seite des Vieux Cordelier.

III.

Die Ausschüsse zitterten. Sie fürchteten in Paris und in den Departements den Gegenschlag von Danton's Tod. Seine Hinrichtung war ein Staatsstreich. Wie würde er aufgenommen werden? Die Ausschüsse kannten noch nicht genug die Servilität der Furcht. Ihr Erfolg übertraf ihre Erwartung. Aus allen Clubs der Republik schien sich nur ein einziger Ruf der Schmeichelei zu erheben. Das Andenken Danton's hatte keine Freunde mehr. Legendre selbst machte durch noch mehr Kriecherei das halbe Streben nach Unabhängigkeit wieder gut, das er zu zeigen gewagt. Er lag Robespierre fortwährend in den Ohren mit seinen Reuebezeigungen. Er widerte ihn an mit seiner Servilität. „Ich bin der Freund Danton's gewesen, so lange ich ihn für rein gehalten habe," sagte er; „jetzt gibt es in der Republik keinen Menschen, der mehr von seinen Verbrechen überzeugt wäre, als ich."

Der Wohlfahrtsausschuß, der von nun im Innern seine Herrschaft gesichert sah, wendete wieder seine ganze Aufmerksamkeit auf die Grenzen.

Saint-Just, die rechte Hand Robespierre's, ging wieder zur Armee ab. Die Eröffnung des Feldzugs von 1794 zog das Auge und die Hand des Convents wieder dahin. Die Coalisirten, die sich immer untereinander mit eifersüchtigen Blicken betrachteten und auf die innern Spaltungen Frankreichs rechneten, hatten während des Winters nichts unternommen. Sie hatten sich begnügt, ihre Stellungen zu behaupten und ihre Streitkräfte zu häufen. Ihr Plan war, in Masse auf Landrecies zu marschiren und von da über Laon nach Paris. Ihre Armeen bestanden im Monat März aus sechzigtausend Mann Oestreichern oder Emigranten am Rhein unter dem Commando des Herzogs von Sachsen-

Teschen; aus fünfundsechzigtausend Preußen um Mainz herum, in Luxemburg und an der Sambre, befehligt von Beaulieu, Blankenstein und dem Fürsten Kaunitz; endlich hundertundzwanzigtausend Mann der verschiedenen Contingente der Coalition unter den Befehlen des Herzogs von Coburg und Clairfayt's, die zwischen le Quesnoy und der Schelde manövrirten.

Die französische Armee bestand aus der Rheinarmee, sechzigtausend Mann, aus der Moselarmee, funfzigtausend Mann, aus der Ardennenarmee, dreißigtausend Mann, aus der Nordarmee, hundertfunfzigtausend Mann. Die Feindseligkeiten begannen mit einem Marsche der Alliirten auf Landrecies. Diese Bewegung verursachte eine rückgängige der republikanischen Armee. Der Feind setzte die Berennung Landrecies ins Werk. Das französische Centrum, das so zurückgedrängt wurde, ließ seine beiden Flügel ungedeckt und ohne Zusammenhang mit dem Hauptcorps. Pichegru, der sein Centrum in einem ersten Angriffe nicht wieder herstellen konnte und überzeugt war, daß er durch ein directes Einschreiten Landrecies nicht entsetzen könne, entschloß sich eine kühne Diversion zu machen, indem er in Seeflandern einfiele und dadurch die Hauptstreitkräfte des Feindes nach dieser Seite riefe. Sein denkendes Genie im Vereine mit dem Genie Carnot's, sah den Krieg in seinem ganzen Zusammenhange und verfolgte auf dem weiten Horizonte einer Karte von Europa die Wirkung einer Operation auf die andere. Er trug außerdem in sich das Feuer, das im vorherbedachten Augenblick den kaltgefaßten Entschluß erwärmt. Er ließ seine Bewegung durch einen allgemeinen Angriff der ganzen französischen Linie maskiren, der dazu diente, die Streitkräfte der Coalisirten weit vom Meere wegzuziehen, wohin er sich wenden wollte, indem er sie umging. Diese glänzenden, aber erfolglosen Angriffe hinderten die Coalisirten nicht, Landrecies zu bombardiren und sich dieses Schlüssels der Provinzen Frankreichs zu bemächtigen.

Während dieser Gefechte gingen der General Souham und der General Moreau mit funfzigtausend Mann über die Lys und den Kanal von Loo, überfielen Clairfayt und nahmen ihm Courtray und Menin. Pichegru benutzte diese ersten Erfolge und scheute sich nicht die Straße nach Paris

ganz ungedeckt zu lassen, indem er alle seine Corps vorschickte, um Moreau und Souham zu unterstützen. Wenn Coburg es wagte, in Frankreich einzudringen, dachte Pichegru, so wird er sich zwischen Paris und einer französischen Armee von hundertundzwanzigtausend Mann befinden, die ihn von Flandern und Deutschland abschneidet.

Diese Kühnheit glückte. Die Herausforderung wurde vom Herzog von Coburg nicht angenommen. Er ließ seine Armee Kehrt machen, um Pichegru zu folgen und ihn in seinen Eroberungen einzuschließen.

IV.

Ein einziger Kriegsrath, der zu Tournay gehalten wurde und dem der Kaiser beiwohnte, setzte einen neuen Feldzugsplan fest, den man den Vernichtungsplan der französischen Armee nannte.

Die Coalisirten schmeichelten sich, daß, wenn erst die Armee umzingelt und vernichtet sei, der Boden Frankreichs, an Patriotismus und Blut erschöpft, keine neue erstehen lassen werde und daß man die Revolution, wenn man ihr erst die Arme abgehauen habe, werde ins Herz treffen können. Sie rückten in sechs Colonnen gegen die Nordarmee, die sie zwischen Menin und Courtray treffen mußten. Pichegru war abwesend und besichtigte in diesem Augenblicke die Corps an der Sambre. Moreau und Souham vereitelten die Pläne der Coalisirten und schlugen sich vereinigt mit den verschiedenen getrennten Colonnen, deren Vereinigung sie so verhinderten. Sie trugen den Sieg von Turcoing davon und verwandelten bei Waterloo den Marsch der englischen Armee in Flucht. Der Herzog von York, der diese Armee befehligte, verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes. Dreitausend Gefangene und sechzig Stück Geschütz blieben den Republikanern als Beute. Die Ruhmessonne Frankreichs strahlte unter Moreau und Pichegru an derselben Stelle, wo sie nach soviel Glanz unter Napoleon erbleichen sollte. Waterloo führt auf der Karte der Geschicke Frankreichs das Zeichen des Triumphes und des Falls. Dieser Sieg verdoppelte bei der Ungleichheit der Streitkräfte durch den Enthusiasmus die Tapferkeit der

republikanischen Soldaten. Pichegru kam am nächsten Tage an, um die Früchte davon zu pflücken. Sie wurden ihm mit Erbitterung in einem funfzehnstündigen Gefechte streitig gemacht, in welchem der Name Macdonald's neben den Namen Moreau's, Hoche's, Pichegru's, Marceau's und Vandamme's zu glänzen begann. Moreau, der mit der Belagerung von Ypern beauftragt wurde, warf Clairfayt zurück, der der Stadt an der Spitze von dreißigtausend Mann zu Hülfe kam. Er nahm den Platz nach hartnäckigen Stürmen und machte darin sechstausend Gefangene.

V.

Während dieser Operationen hatte Carnot seine Augen auf die Sambre geheftet, über die man schon so oft vor- und zurückgegangen war und die die verhängnißvolle Schwelle zu sein schien, um welche die Coalition und die Republik kämpften. Carnot hatte Jourdan dorthin abgesendet, der so ungerechter Weise seines Commandos bei der Nordarmee entsetzt und alsdann von Carnot zum General der Sambre- und Maasarmee ernannt worden war. Jourdan wußte sich nicht besser an seinem undankbaren Vaterlande zu rächen, als indem er es mit seinem Degen und seinem Genie schützte. St.-Just und Lebas, die sich in der Mitte der schwachen Corps befanden, die diesen Fluß deckten, ließen nicht ab, sie auf das andere Ufer zu werfen, um den Krieg auf feindlichen Boden zu spielen. Jourdan, der mit funfzigtausend Mann von der Ardennenarmee ankam, entschloß sich auf das Drängen der Volksrepräsentanten, über die Sambre zu gehen. Marceau und Duhesme warfen die Oestreicher bis Thuin und Lobbes. Sie erleichterten so der Armee, die ihnen folgte, den Uebergang über die Sambre. Aber von den Truppen des Generals Desjardins, die durch schlecht combinirte Stellungen aufgehalten wurden, im Stich gelassen, gingen sie wieder über den Fluß zurück, um sich mit dem Hauptcorps zu vereinigen. Der ungeduldige St.-Just zeigte den Generalen Charbonnier und Desjardins aufs neue die Sambre oder den Tod. Sie warfen sich am 20. Mai über den Fluß. Charbonnier und Desjardins schlugen auf dem feindlichen Ufer, an die Sambre gelehnt, ihr Lager auf und

schickten Kleber und Marceau auf einen Befehl des Kriegsraths ab, um die Armee von der Seite von Frasnes zu verproviantiren. Während dieser unklugen Zersplitterung von den Oestreichern angegriffen, wurden die Franzosen in den Fluß geworfen und dankten ihre Rettung nur der Rückkehr Kleber's und der Tapferkeit Bernadotte's, die der Kanonendonner zurückgerufen hatte. Die Sambre floß, von französischem Blute gefärbt, noch einmal zwischen dem Feinde und den Republikanern.

Vergebens nahte Jourdan. Der feurige St.-Just wollte ihn nicht erwarten. „Charleroi, Charleroi,“ wiederholte er unaufhörlich im Kriegsrathe den Generalen, wie Cato den Römern: „Richtet euch ein, wie ihr wollt, aber die Republik muß einen Sieg haben.“

Kleber ging den 26. Mai abermals über den Fluß und erwartete drei Stunden unter dem Kartätschenfeuer von zwanzig Feuerschlünden die Colonnen, die ihm folgen sollten. Endlich von neuen Batterien beschossen, welche die beiden Flanken seines Vortrabs niederschmetterten, mußte er sich zurückziehen. Am 29. ließ St.-Just Marceau und Duhesme übersetzen. Die Spitzen ihrer Colonnen zerstießen sich vergebens gegen die fünfunddreißigtausend Mann des Prinzen von Oranien und gingen in Trümmern wieder über den Fluß zurück. Endlich kam Jourdan mitten unter diesen unnützen Stürmen an. St.-Just proklamirte sofort Jourdan zum General der Sambre- und Maasarmee und der Nordarmee zugleich. Er stellte alle Generale und alle Corps unter seinen Befehl. Er übertrug ihm die Dictatur des Feldzugs. Jourdan brachte dem militairischen Instinkte St.-Just's die militairische Bildung des Generals und die hinreichende Anzahl Bataillone mit. Er ging zum sechsten Male über die Sambre und marschirte auf Charleroi, von achtzigtausend Mann umgeben.

Jourdan begann die Stadt zu bombardiren und stellte seine Armeecorps in der Voraussicht einer nahen Schlacht auf, als er vor der Zeit angegriffen, ohne Munition, ohne Batterien, ohne Stützpunkt, ohne Verbindung mit seinen eignen Armeecorps und erdrückt von der Masse der drei feindlichen Heere gezwungen war, trotz der Wunder der Einsicht und der Tapferkeit Kleber's, Marceau's, Duhesme's,

Lefebvre's und Macdonald's sich in aller Hast in das Thal der Sambre zurückzuziehen und sich aufs neue durch ihre Gewässer zu decken. St.=Just, der entrüstet war, obgleich er Zeuge der Unerschrockenheit der Truppen und des Gehorsams der Generale gewesen, zitterte, daß die Nachricht von diesem Rückzuge nicht dem Ausschuß und Robespierre ihre Popularität raube. Er hatte selbst wie ein Held gekämpft, aber der Ruhm war nichts ohne den Sieg. Der Sieg war für St.=Just eine Sache der Politik. Sein Schlachtfeld war zu Paris. Er fand nichts für unmöglich, was nothwendig für die Republik war. Carnot ließ nicht ab, ihm zu schreiben: „Einen Sieg an der Sambre oder die Anarchie zu Paris."

Endlich am 18. Juni benutzte Jourdan, nachdem er in zwei Tagen seine Artillerieparks, seine Verstärkungen und seine Munition an sich gezogen hatte, die Sicherheit, in die den Herzog von Coburg sein Erfolg eingewiegt hatte, um abermals über die Sambre zu gehen und auf Charleroi vorzurücken. Der Herzog von Coburg hatte den größten Theil seiner Bataillone und Schwadronen abgeschickt, um Clairfayt gegen Pichegru zu verstärken. Jourdan berannte Charleroi und verschanzte die Dörfer, welche die Front seines Lagers deckten, und besonders Fleurus. Im Centrum seiner Linie errichtete er eine Redoute von achtzehn Stück schweren Geschütz und brachte das Feuer von Charleroi zum Schweigen. Dieser Platz ergab sich St.=Just am nämlichen Tage. St.=Just zeigte sich großmüthig gegen die Garnison. Er ließ sie mit Waffen und Gepäck abziehen. In dem Augenblicke als sie den Platz räumten und vor dem Volksrepräsentanten vorüberzogen, verkündete der Kanonendonner, der in der Ferne grollte, Charleroi eine verspätete Hülfe und Jourdan eine nahe Schlacht.

VI.

Es war der Herzog von Coburg, der heranzog und, nachdem er seine Vereinigung mit dem Prinzen von Oranien bewerkstelligt hatte, die Kanonade gegen die Vorposten der französischen Armee begann. Jourdan hatte seine Truppen in Form eines Halbmondes aufgestellt. Seine beiden Flügel

stützten sich auf die Sambre, über die sie so nicht zurückgehen konnten und so nur die Wahl hatten zwischen dem Siege und dem Untergange. Marceau, Lefebvre, Championnet, Kleber befehligten diese verschiedenen Corps und datirten von dieser Schlacht ihren ersten Ruhm. Durch starke Redouten verbundene und von auserlesenen Truppen vertheidigte Verschanzungen deckten die beiden vorgerückten äußersten Spitzen der Flügel und das ganze Centrum der Stellung.

Der Herzog von Coburg wiederholte bei dieser Gelegenheit die ewige Gewohnheit der alten Kriegsführung, indem er seine Streitkräfte und seine Angriffe zersplitterte. Er theilte seine achtzigtausend Mann in fünf Colonnen, die im Halbkreise vorrückten, um die französische Armee auf allen Punkten zugleich anzugreifen. Der Prinz von Oranien, der General Quosdanovich, der Fürst von Kaunitz, der Erzherzog Karl, der Bruder des Kaisers, und der General Beaulieu befehligten jeder eine dieser Angriffscolonnen. Diese Colonnen rückten alle nach augenblicklichen Erfolgen oder Rückzügen gegen die republikanischen Truppen vor. Championnet, der einen Augenblick durchbrochen wurde, zog sich hinter die Verschanzungen zurück. Der Raum, den Championnet leer ließ und der im Nu von einer zahllosen östreichischen Kavalerie überschwemmt war, wurde der Mittelpunkt des Schlachtfeldes.

Der Stand des Gefechts, das Lefebvre und Championnet gegen diese Massen lieferten, wurde Jourdan durch die Rauchwolken verhüllt. In diesem Augenblicke sah man aber einen Luftballon sich erheben, der Offiziere des französischen Generalstabes trug. Carnot hatte diese bisher unnütze Erfindung des Aërostats auf die Kriegskunst anwenden wollen. Dieser bewegliche Observationspunkt, der über den Lagern schwebte und den Kugeln trotzte, sollte dem Genie des Generals die thatsächlichen Aufklärungen geben. Die Oestreicher richteten ihre Geschütze gegen den Ballon und zwangen ihn, sich, um sie zu vermeiden, zu einer erstaunlichen Höhe zu erheben. Die Offiziere, die in ihm aufstiegen, erkannten nichtsdestoweniger die gefährliche Lage Kleber's und ließen sich herab, um Jourdan davon zu benachrichtigen. Der General eilte augenblicklich mit seinen

Reserven, bestehend aus sechs Bataillonen und sechs Schwadronen, Championnet zu Hülfe und kehrte mit ihm im Sturmschritte und über Haufen von Leichen in die verlassenen Stellungen zurück. Die große wiedereroberte Redoute lichtete mit ihren Kugeln die tiefen Reihen der Oestreicher. Die französische Kavalerie warf sich Galopp in diese Lücken, erweiterte sie mit dem Säbel und eroberte funfzig Stück Geschütze. Aber in dem Augenblicke, wo Jourdan dieses feindliche Centrum durchbrach, warf sich der Prinz von Lambesc an der Spitze der vereinigten kaiserlichen Karabiniers und Kürassiers auf die französische Kavalerie und entriß ihr ihren Sieg und ihre Beute. Die Franzosen begannen zu weichen, als der Herzog von Coburg, der die dreifarbige Fahne bemerkte, die auf den Wällen von Charleroi wehte und somit die Frucht des Tages und des Feldzugs für die coalisirte Armee verloren sah, zum Rückzuge blasen ließ und mit dem Schlachtfelde auch den Namen von Fleurus und die Ehre des Siegs Jourdan überließ.

VII.

Zwanzigtausend Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Dieser Sieg überlieferte den Franzosen aufs neue Belgien und ließ auch bald die einen Augenblick von den Fremden besetzten französischen Städte unter die Gesetze des Convents wieder zurückkehren. Pichegru, Carnot und St.-Just beschlossen, die Nordarmee mit der Sambre- und Maasarmee zu vereinigen, Pichegru zur Eroberung von Holland abzusenden, Clairfayt von dem Herzoge von York abzuschneiden, auf diese Weise die große Armee der Coalition zu zerstücken, die Rheinprovinzen und die Niederlande unter ihren Füßen sich erheben zu lassen, das Zaudern Preußens zu benutzen, Oestreich von dem Bunde der Feinde Frankreichs loszutrennen und die Friedensvorschläge anzuhören, welche der Kaiser Robespierre zu machen begann. Der ausdauernde Charakter Robespierre's hatte in der That auf die Einbildungskraft der Staatsmänner des Hofes von Wien einen lebhaften Eindruck gemacht. Der unnützen Anstrengungen müde, erschreckt durch das Uebergewicht Preußens, beunruhigt durch die Unthätigkeit Rußlands, ungeduldig über die

Anforderungen Pitt's, sann das östreichische Cabinet auf Abfall. Die Anarchie und die Unbeständigkeit der Revolutionsregierung allein hielt den Kaiser ab, Frieden zu schließen. Er wartete, um sich offen zu erklären, nur darauf, daß die Gelangung Robespierre's zur Dictatur, indem sie die Einheit der Republik herstelle, den Verhandlungen einen Mittelpunkt und dem Frieden eine Garantie gäbe.

VIII.

Die einzige wirkliche Gefahr, welche die Republik in den letzten Monaten des vorhergehenden Feldzugs bedrohte, war die Blokade Landaus und die Besetzung der Weißenburger Linien, dieser Thore der französischen Thäler des Rheins und der Vogesen, gewesen. Der Wohlfahrtsausschuß beschloß verzweifelte Anstrengungen zu machen, um diese Stellung wieder zu erobern und Landau zu entsetzen. Landau oder den Tod! war das Lösungswort der drei Armeen vom Rhein, von den Ardennen und von der Mosel. Die Erhebung in Masse und der einmüthige begeisterte Aufschwung der kriegerischen Bevölkerungen des Elsaß, der Vogesen und des Jura verstärkten mit reißender Schnelligkeit diese drei Armeen. Pichegru commandirte die Rheinarmee. Sein rauher Charakter und sein republikanisches Aeußere hatten diesem Generale das Vertrauen Robespierre's, St.-Just's und Lebas' erworben. Diese mistrauischen Männer sahen in Pichegru einen Mann von einer antiken Tugend und Bescheidenheit, der fähig sei, die Republik zu retten, aber unfähig, nach der Herrschaft zu streben. Die ehrgeizige Seele Pichegru's verbarg hinter einer tiefen Verstellung die Gedanken an die Herrschaft, über denen sein Geist schon brütete.

Das Commando der Moselarmee, die bestimmt war, ihre Vereinigung mit der Armee Pichegru's zu bewerkstelligen, indem sie die Vogesen überstiege, wurde von Carnot dem jungen Generale Hoche gegeben, der durch seine Waffenthaten bei der Nordarmee die Augen der Republik auf sich gezogen hatte. Sechsundzwanzig Jahre alt, hatte Hoche neben dem Ungestüme der Jugend die Reife eines alten Generals. Das Feuer der Revolution glühte in seiner Seele. Er sah im Ruhme nur den Glanz der Freiheit. Er ergriff das Com=

mando, wie man eine Pflicht übernimmt. Er bot der Republik sein Leben für die Ehre, die sie ihm ertheilte. Die Soldaten, die in ihm sahen, bis zu welchem Range ein Soldat steigen könne, bestätigten mit Zuruf die Wahl des Ausschusses. Er entzündete in wenig Tagen die Herzen seiner Armee mit dem Feuer, das in dem seinen glühte. Er warf sich mit dreißigtausend Mann auf den Gipfel der Vogesen, kämpfte anfangs mit Glück, dann mit Unfällen bei Kaiserslautern; zog sich zurück, wurde selbst noch in seiner Niederlage von den Repräsentanten, die seine Jugend und seine Tapferkeit vor Augen hatten, geehrt, erhielt Verstärkungen von den Ardennen, nahm seinen stürmischen Lauf wieder auf, warf sich auf Werth, um Wurmser zu überfallen und zu vernichten, überraschte diesen östreichischen General, warf seinen rechten Flügel, nahm seine Stellungen, machte ein beträchtliches Corps kriegsgefangen und bewerkstelligte seine Vereinigung mit der Rheinarmee.

Baudot und Lebas, betroffen von der Entschiedenheit und dem Glücke der Bewegungen Hoche's, übertrugen ihm auf Kosten Pichegru's das Commando der beiden vereinigten Armeen. Hoche griff zu gleicher Zeit die Preußen, die sich um Weißenburg zusammengezogen hatten, und die Oestreicher an, die vor der Lauter lagerten, zwischen Weißenburg und dem Rhein an. Desaix und Michaud, seine Unterbefehlshaber, warfen sich auf diese Linien, durchbrachen sie und zogen siegreich in Weißenburg ein. Landau wurde entsetzt. Die Oestreicher gingen wieder über den Rhein zurück. Die Preußen zogen sich nach Mainz zurück. Der alte Herzog von Braunschweig, der sie befehligte, legte das Commando nieder, aus Scham, von einem sechsundzwanzigjährigen Generale besiegt worden zu sein.

IX.

Aber seit diesen Thaten, die den Boden der Republik gereinigt und zwei Armeen in die Hände eines Jünglings gegeben hatten, war Hoche dem Neide verfallen. St.-Just und Robespierre, die eifersüchtig auf seinen Einfluß auf die Truppen waren und den Einflüsterungen Pichegru's ihr Ohr liehen, hatten ihn mitten in seinem Lager aufheben

lassen. Von da zur Alpenarmee geschickt, war Hoche aufs neue bei seiner Ankunft zu Nizza verhaftet worden. Man brachte ihn nach Paris zurück. Er wurde zu den Karmelitern ins Gefängniß geworfen. Einige Tage darauf wurde er auf einen noch strengeren Befehl in die Conciergerie gebracht, mit gebundenen Händen, wie ein gemeiner Verbrecher. Er schmachtete hier zu der Zeit, bei der wir in unserer Darstellung angelangt sind, schon seit fünf Monaten. Der Mann, der die Republik gerettet hatte und an dem kein anderes Verbrechen haftete, als sein Ruhm, erwartete hier alle Tage die Hinrichtung als den Lohn für die Dienste, die er dem Vaterlande erwiesen. Hoche, der erst seit einigen Monaten mit einer jungen Frau von sechzehn Jahren verheirathet war, die er ohne eine andere Mitgift geheirathet hatte, als ihre Liebe und ihre Schönheit, correspondirte mit ihr nur durch lakonische Briefchen, die er der Wachsamkeit seiner Wächter entzog. Er lebte von Gefangenenkost. Er war genöthigt, sein Kriegspferd verkaufen zu lassen, um sein Leben zu fristen. Er ertrug diese Entehrung, diese Dürftigkeit, diese Aussicht auf die Hinrichtung, ohne selbst nur in seinem Innern die Republik zu lästern. „In den Republiken, schrieb er seiner Frau, ist, wie Du weißt, der General, der von den Soldaten, die er befehligt, zu sehr geliebt wird, stets und mit Recht denen verdächtig, die regieren; es ist gewiß, daß die Freiheit Gefahr laufen könnte, durch den Ehrgeiz eines solchen Mannes, wenn er ehrgeizig wäre. Aber ich!... Immerhin; mein Beispiel wird der öffentlichen Sache nützen können. Nachdem Cincinnatus Rom gerettet hatte, kehrte er zur Bestellung seines Ackers zurück. Ich bin weit entfernt, einem so großen Manne zu gleichen, aber wie er liebe ich mein Vaterland; und ich würde nichts verlangen als in die Reihen zurückkehren zu dürfen, aus denen mich das Glück und meine Arbeit zu hoch für meine Ruhe haben emporsteigen lassen.

„Wenn Du," schreibt er an einer andern Stelle, „die Geschichte der Republiken des Alterthums liest, so wirst Du die Bosheit der Menschen alle die martern sehen, die sich, wie ich, um ihr Vaterland verdient gemacht haben!"

Diese vertraulichen Briefe sind voll antiken Geistes. Zu einer Zeit, wo die philosophische Gottlosigkeit, verbunden

mit soldatischer Leichtfertigkeit, überall aus der Sprache und aus dem Herzen das religiöse Gefühl verwischte, ist man hier erstaunt, einen jungen Helden der Republik unablässig seine Gedanken zum Himmel erheben, die Vorsehung anrufen und aus der Tiefe des Herzens zu seiner Frau und zu seinen Freunden von jenem großen Wesen sprechen zu sehen, das ihn in seinen Gefahren beschützt und auf das er seinen Heldenmuth zurückführt, als auf die Quelle aller Hingebung.

Diese fünf Monate, die er im Gefängnisse und gleichsam im Schatten des Schaffots zubrachte, hatten Hoche zu dem Helden gereift, der bald den Bürgerkrieg eben so sehr durch seinen Edelmuth, als durch seine Kraft ersticken sollte.

X.

Nach den Winterquartieren von 1793 und 1794 waren die übrigen Grenzen eben so sicher gestellt, als die des Rheins. In Savoyen bemächtigte sich der General Dumas der Höhen der Alpen und bedrohte vom Gipfel des St. Bernhard und des Mont Cenis herab die Piemonteser, die mit Oestreich verbündet waren. Der Wohlfahrtsausschuß sann auf die Invasion nach Italien. Massena und Serrurier öffneten Schritt für Schritt den Zugang dazu auf der Seite von Nizza. Bonaparte, der erst Bataillonschef bei dieser Armee war, schickte Carnot und Barras Pläne. Diese Pläne verriethen in dem jungen unbekannten Offizier das künftige Genie der Invasion.

In der Vendée trugen die mordbrennerischen Colonnen der Republikaner überall hin Feuer und Schwert. Der Obergeneral d'Elbée fiel in ihre Gewalt und wurde zu Nantes erschossen.

In den Pyrenäen deckte sich die spanische Armee, die durch den Tod ihre beiden Generale Ricardos und O'Reilly verloren hatte, durch den Techfluß gegen die Angriffe Augereau's, Perignon's und Dugommier's. Der alte General Dagobert fiel, ungeduldig über die Unthätigkeit, in die er sich in Cerdagne befand, in Catalonien ein, siegte bei Mon-

tello und starb vor Erschöpfung zu Seu d'Urgel, achtundsiebzig Jahre alt. Dagobert, der in seinen Eroberungen hohe Contributionen erhoben hatte, die er in die Armeekasse hatte fließen lassen, starb ohne alles andere Vermögen als seine Uniform und seinen Sold. Die Offiziere und Soldaten seiner Armee waren genöthigt zusammenzuschießen, um die Kosten seiner bescheidenen, aber glorreichen Leichenfeier zu bestreiten. Der General La Union, der bis auf den Gipfel der Pyrenäen aus einer Stellung nach der andern vertrieben wurde, verließ alle Thäler und zog sich unter die Kanonen von Figueras zurück.

Der König von Spanien machte Friedensvorschläge, indem er keine andern Bedingungen stellte, als die Freiheit der beiden Kinder Ludwig's XVI. und eine Apanage für den Dauphin in den an Spanien grenzenden Provinzen. Der Wohlfahrtsausschuß schrieb dem Volksrepräsentanten, der ihm diese Eröffnungen mitgetheilt hatte: „Darauf müssen die Kanonen Antwort geben, rückt vor und schlagt!“ Dugommier gehorchte diesem Befehle und fiel als Sieger. Eine Haubitze hatte ihm den Kopf zerschmettert. „Verbergt meinen Tod den Soldaten,“ sagte er zu seinen Söhnen und den Offizieren, die ihn aufhoben, „damit mich wenigstens der Sieg in meinem letzten Augenblicke tröstet.“ Perignon, der durch die Repräsentanten zum Obergeneral an Dugommier's Stelle ernannt wurde, vollendete den Sieg.

Die Generale Bon, Verdier, Chabert rissen die Colonnen mit sich fort und stürmten das feindliche Lager mit dem Bajonnete. Der Tod des spanischen Obergenerals, der in einer Redoute getödtet wurde, und dreier anderer Generale rächte den Tod Dugommier's und gab das Zeichen zu wilder Flucht. Zehntausend Spanier wurden zu Gefangenen gemacht. Figueras fiel in die Hände Augereau's und Victor's. Die Grenzen Frankreichs waren befreit und wichen überall immer weiter vor der Ausdauer und der stürmischen Begeisterung der französischen Bataillone zurück. Die Hartnäckigkeit Robespierre's, das Genie Carnot's und die Unbeugsamkeit Saint-Just's hatten den Krieg auf das feindliche Gebiet übergetragen.

XI.

Auf dem Ocean behauptete die Republik, wenn nicht ihre Macht, doch wenigstens ihren Heroismus. Auf dem Meere gehört zum Kriege nicht blos Muth und numerische Stärke. Der Mensch reicht nicht aus. Es bedarf Holz, Erz, Tauwerk, Manöver, Disciplin. Man bringt schnell eine Armee zusammen, aber man schafft nur langsam Flotten und geübte Seeleute. Die französische Marine, die ihre Offiziere durch die Emigration und ihre Schiffe durch den Fall Toulons verloren hatte, litt auch noch durch die Meuterei. Die Flotte von Brest, die, von dem Admiral Morard de Galles geführt, an den Küsten der Bretagne kreuzte und der es an Lebensmitteln, Munition und Vertrauen fehlte, hatte sich gegen ihre Offiziere empört und sie gezwungen nach Brest zurückzukehren, unter dem Vorwande, daß man sie nur so entfernt von diesem Hafen hielte, um ihn den Engländern zu überliefern wie Toulon.

Der Wohlfahrtsausschuß schickte drei Commissäre nach Brest: Prieur von der Marne, Treilhard und Jean-Bon-Saint-André. Diese Commissäre thaten, als ob sie den Matrosen Recht gäben und unter den Befehlshabern angebliche Verschwörer suchten. Sie führten den Schrecken auf der Flotte ein, wie er auf dem Lande wüthete. Absetzung, Gefängniß und Tod lichteten die Reihen der Offiziere. Morard de Galles wurde durch Villaret-Joyeuse, einen einfachen Schiffscapitain, ersetzt, der durch die Meuterei zu dem Range eines Contreadmirals erhoben worden war. Die empörten Schiffe erhielten neue Führer und sogar neue Namen, die den großen Ereignissen der Revolution entlehnt waren.

Indessen wurden zweihundert mit Getreide beladene Schiffe an den Küsten des Oceans erwartet. Villaret-Joyeuse erhielt den Befehl, aufs neue die Anker zu lichten und eine bestimmte Höhe des Meers zu halten, um die Einfahrt dieser zweihundert Segel in die französischen Gewässer zu decken und die Mannschaften inzwischen in den großen Manövern zu üben. Die französische Flotte zählte achtundzwanzig Linienschiffe, die imposanten Reste der

Rüstungen für Amerika und Indien. Villaret-Joyeuse und Jean-Bon-Saint-André bestiegen das Schiff von 130 Kanonen, der Berg. Kaum war die Flotte, majestätisch an Zahl, Begeisterung und Patriotismus, in drei Linien in See gegangen, als sie von dem Admiral Howe, der mit dreiunddreißig englischen Schiffen an den Küsten der Normandie und Bretagne kreuzte, bemerkt wurde. Der französische Admiral wollte die Schlacht vermeiden, den Befehlen gemäß, die er empfangen hatte, vor Allem die Ankunft des Getreides auf der ausgehungerten Küste zu schützen. Der Enthusiasmus der Seeleute, die durch die revolutionaire Begeisterung Jean-Bon-Saint-André's ermuthigt wurden, lehnte sich auf gegen Villaret-Joyeuse. Die Flotte schwamm von selbst der Schlacht entgegen unter demselben Antriebe der Volksbegeisterung, die damals die Bataillone fortriß.

Die Engländer stellten sich anfangs, als wollten sie die Schlacht vermeiden. Sie köderten die Unerfahrenheit der Volksrepräsentanten. Villaret-Joyeuse seinerseits wollte für seine Flotte nur die Ehre des Feuers ohne die Gefahr einer Seeschlacht. Er hoffte durch das Wechseln einiger Lagen den Ruhmdurst Jean-Bon-Saint-André's zu befriedigen. Die beiden Hintertreffen kamen allein ins Gefecht. Das französische Schiff der Revolutionair entrann nur in Trümmern und kaum im Stande noch See zu halten, drei englischen Schiffen und kehrte entmastet nach Rochefort zurück.

Die Nacht trennte die beiden Flotten. Der folgende Tag brachte sie aufs neue einander zu Gesicht. Drei englische Schiffe, die in die Mitte der französischen Linie hineinsegelten, hingen sich wie Brander an das Schiff der Rächer (le Vengeur) und steckten sein Takelwerk in Brand. Die allgemeine Schlacht sollte beginnen, als ein dichter Nebel auf den Ocean fiel und zwei Tage lang die beiden Flotten in eine tiefe Finsterniß begrub, die jedes Manöver unmöglich machte. Aber während dieser Dunkelheit hatte der Admiral Howe unbemerkt manövrirt und die französische Flotte unter den Wind gebracht. Ein unermeßlicher Vortheil, der dem begünstigten Geschwader gestattet, seine Kraft und Beweglichkeit noch um die ganze Kraft und Beweglichkeit eines Elements zu erhöhen.

XII.

Dies war bei Anbruch des Tages, am 1. Juni 1794. Der Himmel war rein, die Sonne glänzend, die See hohl, aber den Bewegungen der Schiffe nicht hinderlich, die Tapferkeit auf beiden Seiten gleich, verzweifelter auf Seiten der Franzosen, vertrauensvoller und ruhiger bei den Engländern. Der Ruf: Es lebe die Republik! und: Es lebe Großbritannien! erschollen von beiden Seiten. Der Wind trug mit den Wogen von einer Flotte zur andern den Widerhall der patriotischen Gesänge der beiden Nationen.

Der englische Admiral, anstatt die französische Linie von vorn anzugreifen, nahm eine schiefe Richtung zu ihr, theilte sie in zwei Hälften, schnitt ihren linken Flügel ab und beschoß ihn mit allen seinen Geschützen, während ihr rechter Flügel, der den Wind gegen sich hatte, unbeweglich dem Brande seiner Schiffe zusah. Niemals, sagt man, trug ein solcher Todesmuth die Schiffe zweier rivalisirenden Völker gegen einander. Das Holz und die Leinwand selbst schienen mit derselben Ungeduld wie die Seeleute dem Zusammenstoße entgegenzuzittern. Sie stießen aneinander wie Sturmböcke, abwechselnd zu und von einander getragen durch einige kurze Wogen. Viertausend Stück Geschütz, die sich von den gegenüberstehenden Verdecken antworteten, spien ein Kartätschenfeuer in Pistolenschußweite. Die Masten wurden zersplittert. Die Segel standen in Flammen. Die Verdecke waren mit menschlichen Gliedmaßen und mit Trümmern des Takelwerks überstreut. Howe, der das Schiff Königin Charlotte bestiegen hatte, kämpfte persönlich wie in einem großen Zweikampfe mit dem französischen Admiralschiffe der Berg. Das Schiff der Jacobiner hatte durch ein falsches Manöver eine Lücke in der französischen Linie entstehen lassen und jenes Schiff blosgestellt. Der linke Flügel der französischen Flotte wurde zermalmt, ohne besiegt zu werden. Er hatte auf seine Flaggen geschrieben: „Sieg oder Tod!“ Das Centrum hatte wenig gelitten. Die Nacht fiel auf dieses Blutbad und unterbrach es.

Sechs republikanische Schiffe waren von der Flotte abgeschnitten und durch die Schiffe Howe's umzingelt worden.

Der Tag sollte ihre Uebergabe oder ihren Brand beleuchten. Der französische Admiral wollte sie retten oder sich mit ihnen in die Luft sprengen. Der Volksrepräsentant Jean-Bon Saint-André war zu ruhigerer Ueberlegung gekommen. Die Flotte hatte genug gethan für ihren Ruhm. Den Sieg streitig gemacht zu haben, war schon ein Triumph für die Republik. Der Repräsentant befahl den Rückzug. Man beschuldigte ihn der Feigheit, man wollte ihn ins Meer werfen. Der Berg war nur noch ein erloschener Vulkan. Dieses Schiff hatte dreitausend Kugeln in seine Seiten erhalten. Alle seine Offiziere waren verwundet oder todt. Kaum ein Drittel der Mannschaft lebte noch. Dem Admiral war seine Quarterbank unter den Füßen weggerissen worden. Alle seine Kanoniere waren bei ihren Stücken gefallen. So war es mit allen Schiffen, die im Gefecht gewesen waren. Der Rächer, der von drei feindlichen Schiffen eingeschlossen war, kämpfte noch, nachdem sein Capitän gefallen, seine Offiziere verstümmelt, die Reihen seiner Matrosen durch das Kartätschenfeuer gelichtet, seine Masten gebrochen und seine Segel in Asche zerfallen waren. Die englischen Schiffe entfernten sich von ihm, wie von einem Leichname, dessen letzte Zuckungen noch gefährlich werden, der aber dem Tode nicht entgehen konnte. Die von Blut und Pulverdampf berauschte Mannschaft trieb den Stolz der Flagge bis zum Selbstmorde in Masse. Sie nagelte die Flagge auf den Stumpf eines Mastes, verweigerte jede Unterhandlung und erwartete, daß die Wogen, die von Minute zu Minute im Raume höher stiegen, sie unter ihrem Feuer sinken ließen. So wie das Schiff von Etage zu Etage tiefer sank, so gab die unerschrockene Mannschaft eine volle Lage der Batterie, die das Meer zunächst bedecken mußte. Stand diese Batterie unter Wasser, so stieg die Mannschaft zur nächst höheren hinauf und entlud sie auf den Feind. Endlich als die Wogen schon über das Verdeck spülten, krachte die letzte Lage über das Meer und die Mannschaft versank mit dem Schiffe unter dem Ruf Es lebe die Republik!

Die Engländer, die starr vor Bewunderung waren, ließen alle ihre Boote ins Meer und retteten einen großen Theil von ihnen. Der Sohn des berühmten Präsidenten

Dupaty, der auf dem Rächer diente, wurde so aufgefischt und gerettet. Das Geschwader kehrte nach Brest zurück, wie ein siegreicher Verwundeter. Der Convent dekretirte, daß sie sich wohl verdient gemacht ums Vaterland. Er befahl, daß ein Modell des Rächers, als Denkmal des gesunkenen Schiffs, an dem Gewölbe des Pantheon aufgehängt werde. Die Dichter Joseph Chénier und Lebrun verewigten ihn in ihren Liedern. Der siegreiche Untergang des Rächers wurde einer der vaterländischen Volksgesänge. Er war für die Seeleute die Marseillaise des Meeres.

XIII.

So bedeckte sich die Republik überall mit Sieg oder Ruhm. Der Convent rief alle Künste und alle Talente auf, diese ersten Triumphe der Freiheit zu feiern. Wie die Gefahren des Jahres 1793 ihren Tyrtäus in Rouget de Lisle gehabt hatten, so hatten die Siege von 1794 den ihren in J. Chénier und in Lebrun. Damals schrieb Chénier seinen Abmarschgesang, dessen Töne den Triumph athmeten, wie die der Marseillaise die Wuth. Dieser Gesang lautet:

Ein Deputirter des Volkes:

Sieg vor uns her bei frohem Singen!
Die Freiheit folge unserm Pfad!
Hört ihr die Kriegsdrommete klingen?
Der Augenblick des Kampfes naht.
Ihr Feinde Frankreichs nun erbebet!
Ihr Kön'ge schmach- und blutbefleckt!
Das freie Volk sich jetzt erhebet,
Tyrannen werden hingestreckt. —
Hat Republik ihn aufgefodert,
Dann Frankreichs Sohn stirbt oder siegt;
Wie er im Leben für sie lodert,
So auch zum Tod er für sie fliegt.

Chor der Krieger:

Hat Republik ihn aufgefodert,
Dann Frankreichs Sohn stirbt oder siegt;
Wie er im Leben für sie lodert,
So auch zum Tod er für sie fliegt.

Eine Mutter:

Fern sei vom Mutteraug' die Zähre,
Und fern von uns der feige Schmerz.
Wir jauchzen, greifet ihr zur Wehre,
Nur Kön'gen wird es bang ums Herz.
Das Leben, das wir euch gegeben,
Ihr Krieger opfert im Gefecht,
Dem Vaterland ist euer Leben,
Es hat ein höh'res Mutterrecht.

Chor der Mütter:

Hat Republik ihn aufgefodert,
Dann Frankreichs Sohn stirbt oder siegt;
Wie er im Leben für sie lodert,
So auch zum Tod er für sie fliegt.

Der Horizont hellte sich auf allen Grenzen auf, während er sich zu Paris alle Tage mehr umdüsterte. Das Blut der Opfer floß mit dem Blute der Vertheidiger des Vaterlands zusammen.

XIV.

Je schrecklicher der Wohlfahrtsausschuß gegen die Partei Hebert's und Danton's gewesen war, um so mehr hielt er sich verpflichtet, sich unversöhnlich gegen die Verdächtigen aller Meinungen zu zeigen. Der Schrecken allein konnte seiner Meinung nach als Entschuldigung des Schreckens dienen. Nachdem er die berühmtesten Gründer der Republik getroffen hatte, mußte man ihn für unerbittlich gegen seine Feinde halten. Die einzige Triebfeder der Regierung war die Guillotine. Man ließ dem Ausschusse die Gewalt nur unter der Bedingung, dem Volke seine Opfer zuzugestehen.

Unter den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses erhoben die Einen, wie Billaud Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, diese Grausamkeit der Umstände zum Systeme und hüllten sich in ihre Unerschütterlichkeit; die Andern, wie Couthon, Saint=Just, Robespierre, schlossen die Augen und gewährten dem Volke dieses Blut, um es durch seine schlechten Triebe an die Revolution zu ködern, während sie sich selbst glauben zu machen suchten, daß sie die Revolution verhindern würden in Anarchie zu verfallen, indem sie die Republik an das Schaffot lehnten. Sie schmeichelten sich mit der eiteln Hoffnung, aus dem Blut selbst die Kraft zu schöpfen, das Blut zu stillen; denn vielleicht Keiner von ihnen wollte aus System seine Hand und seinen Namen hineintauchen. Aber nachdem einmal der Schrecken losgelassen sei, glaubten sie, müsse er Jeden vernichten, der es zuerst versuchen würde, seinen Gang aufzuhalten. Das Beispiel der Girondisten, Danton's, Camille Desmoulins' war noch zu neu, um schon vergessen zu sein. Robespierre und seine Freunde lauerten auf die Stunde, um diesem Blutbade ein Ende zu machen. Aber die Augen der Jacobiner waren auf sie gerichtet. Die günstige Stunde zeigte sich nicht. Man muß sich, sagten sie zu sich selbst, dieser verdächtigen, gefährlichen oder blutdürstigen Menschen entledigen. Couthon, Saint=Just und Robespierre vertagten die Milde, verhüllten die Gerechtigkeit, fanden sich ab mit dem Schaffot. Ihr Vergehen war nicht sowohl, den Schrecken geduldet, als ihn geschaffen zu haben. Einstweilen opferte er ohne Wahl, ohne Gerechtigkeit, ohne Mitleid die höchsten wie die unbekanntesten Köpfe. Das Niveau der Guillotine war tiefer gefallen. Sie mähte ohne Unterschied alle Stände. Die Philosophie Robespierre's wurde zum permanenten Morde. Der Abgrund zog ihn hinab. Eine schreckliche Lehre für Jeden, der den ersten Schritt über sein Gewissen und über die Gerechtigkeit thut!

Der Wohlfahrtsausschuß hatte bei der Austheilung der Todesurtheile und der Hinrichtungen sich nur eine Art mechanischer Function vorbehalten, die auf eine schreckliche Formalität hinauslief. Er stellte selten eine Anklage, außer bei solchen großen Gelegenheiten, wo die Prozesse den Charakter und die Wichtigkeit von Staatsverbrechen annahmen. Der

Ausschuß erhielt die Denunciationen von Paris, von den Repräsentanten auf Sendung, von den Clubs, von den Departements. Er warf einen Blick auf diese Denunciationen oder verließ sich dabei auf den Bericht eines seiner Mitglieder und schickte die Angeklagten vor das Revolutionstribunal. So häuften sich die Angeklagten in den achtzehn Gefängnissen von Paris. Die Namen, die Actenstücke, die Anzeigen füllten die Kanzlei des Fabricius und die Mappen Fouquier-Tinville's. Jeden Abend begab sich der öffentliche Ankläger in den Wohlfahrtsausschuß, um seine Verhaltungsbefehle zu holen. Wenn der Ausschuß eine dringende Proscription wollte, stellte er Fouquier-Tinville die Liste der Angeklagten zu, deren Prozeß beschleunigt werden sollte. Wenn der Ausschuß keinen ausgezeichneten Kopf zur Hand hatte, den er treffen wollte, so überließ er es Fouquier-Tinville, die zahllosen Anklagelisten, mit denen er überschüttet wurde, nach ihrer Reihenfolge oder durch zufälliges Herausgreifen zu erledigen. Der öffentliche Ankläger setzte sich in Einverständniß mit dem Präsidenten des Tribunals. Er faßte die Verhafteten, die sich bisweilen einander ganz fremd waren, in Masse nach der Analogie der Anklage zusammen. Er verfaßte und hielt die Anklage aufrecht. Er sorgte für die unmittelbare Vollstreckung der Urtheile.

Dieser Mechanismus des Mordes ging ganz von selbst. Die Karren, die im Verhältniß zu der muthmaßlichen Anzahl der Verurtheilten bestellt wurden, hielten zur bestimmten Stunde in den Höfen des Justizpalastes. Die öffentlichen Verhöhnerinnen umgaben sie. Die Henker tranken in den Gefängnißsälen. Das Volk drängte sich um die Stunde der Hinrichtungszüge in den Straßen. Die Guillotine harrte. Der Tod hatte seine bestimmte Routine wie die Gewohnheit. Er war ein Theil des Tagewerks geworden.

Seit den letzten Tagen des Monats November 1793 bis zum Monat Juli 1794 war jeder Tag im Kalender Frankreichs mit dem Falle mehrerer Köpfe bezeichnet worden. Die Zahl wuchs von Woche zu Woche. Am Ende des Mai zählte man gar nicht mehr.

XV.

Der 24 Jahre alte Sohn Custine's, der ins Gefängniß geworfen worden war, weil er seinen Vater beweint hatte, erwartete im Kerker seine Verurtheilung. Seine Jugend, seine Schönheit, die Thränen seiner Frau, die ihn ungehindert besuchte, hatten die Tochter eines Kerkermeisters gerührt. Diese junge Mitschuldige hatte Custine mit Weiberkleidern versehen, unter denen er bei Einbruch der Nacht entweichen sollte. Dreißigtausend Francs, die von Frau von Custine schon für die Mittel zur Entweichung ausgezahlt waren, ein Wagen, der bereit stand, und ein sicheres Asyl machten die Flucht zweifellos. Aber als der Tag und die Stunde gekommen, erfährt Custine, daß ein Dekret des Convents die zum Tode verdammt, welche die Flucht eines Gefangenen begünstigen würden. Er zieht die Verkleidung, die er schon angelegt hat, wieder aus. Er widersteht dem Flehen seiner Frau und den Bitten des jungen Mädchens, welche schwört, daß sie ihnen folgen und sich für ihn dem Tode weihen wolle, wenn es sein müßte. Nichts kann ihn wankend machen. Er bleibt. Er wird verurtheilt. Er bringt die letzte Nacht seines Lebens in dem gemeinschaftlichen Kerker der Verurtheilten zu, zärtlich beschäftigt die Thränen seiner Frau zu trocknen und sie durch das Kind ihrer Liebe wieder an das Leben zu fesseln. Das erste Grauen des Tages läßt die junge Frau ohnmächtig werden. Man benutzt diese Ohnmacht, um sie wegzuschaffen. Custine geht zum Schaffot und stirbt als Opfer seiner kindlichen Liebe, seines Edelmuths und seines Namens.

Clavière, der in seinem Kerker den Selbstmord seines Freundes Roland erfuhr, unterhielt sich den Abend über beim Scheine einer Lampe mit seinen Kerkergenossen in philosophischer Weise über die Annahme oder die Gewißheit der Unsterblichkeit. Er zählte die sichersten und schnellsten Mittel auf, freiwillig dem Tode 'auf dem Schaffote zu entgehen, um seinen Kindern ein Erbtheil zu erhalten. Er suchte mit der Spitze seines Messers auf seiner Brust die Stelle, wo das Herz schlägt, um nicht fehlzustoßen, und kehrte dann ruhig in seinen Kerker zurück. Am andern Morgen fanden

die Kerkermeister Clavière in seinem Bette im Blute schwimmend, die Hand am Dolche, den Dolch im Herzen. Seine Frau, eine Genferin wie er, erfuhr seinen Tod und vergiftete sich, nachdem sie einen Rest ihres Vermögens gerettet und ihren Kindern ein anderes Vaterhaus gesichert hatte.

Der Bischof von Lyon, Lamourette, der, weil er gut von den Menschen gedacht hatte, von den Royalisten geschmäht, und weil er in der Revolution sein Gewissen nicht verletzen wollte, von den Revolutionairs geächtet worden war, bekehrte im Gefängnisse die Gottlosen zu Gott und die Unglücklichen zur Hoffnung. „Nein, meine Freunde,“ rief er am Abende vor seinem Tode aus, indem er sich an die Stirn schlug, „man kann den Gedanken nicht tödten, und der Gedanke ist der ganze Mensch! Was ist denn die Guillotine?“ sagte er, noch mit der Hinrichtung scherzend, „ein Nasenstüber auf den Hals.“ Der letzte Seufzer dieses redlichen Mannes war ein Seufzer des Friedens.

Es waren nur noch zwei berühmte Girondisten übrig, die der Acht des Berges entgangen waren, Louvet und Condorcet.

XVI.

Condorcet erwartete am Tage nach dem 31. Mai die Gendarmen, die ihn in seinem Hause bewachen sollten. Der Berg zauderte einen Augenblick einem so großen Manne gegenüber. Er fürchtete die Revolution zu entehren, wenn er den Philosophen ächtete. Die Jacobiner warfen dem Berg seine Schwäche vor. Je größer ein Mann ist, ein um so gefährlicherer Verschwörer ist er. Die Achtung ist ein Vorurtheil. Die höchsten Häupter müssen zuerst fallen.

Condorcet wurde, durch die Thränen seiner Gattin erweicht, von einem Freunde, Pinel, in ein sicheres Asyl mit fortgezogen, Rue Servandoni, Nr. 12, in eins jener dunkeln Quartiere von Paris, die im Schatten ihrer hohen Mauern und der Thürme von Saint-Sulpice verborgen liegen. Dort besaß eine arme Witwe, die ihr Leben den Unglücklichen weihte, Madame Vernet, ein kleines Haus, dessen Zimmer sie an einige friedliche Leute vermiethete, die so unbekannt

waren, wie sie. Pinel führte bei Einbruch der Nacht Condorcet in dieses Haus. Er wollte Madame Vernet den Namen des Freundes sagen, den er ihrer Gastfreundschaft anvertraute. „Nein,“ sagte die edle Frau zu Pinel, „ich will seinen Namen nicht wissen; ich weiß sein Unglück, das ist genug! Ich werde ihn retten, um Gottes und um Ihretwillen, aber nicht seines Namens wegen. Seine Zuflucht wird um so sicherer und meine Aufopferung um so uneigennütziger sein.“

Condorcet schloß sich mit einigen Büchern und mit seinen Gedanken in ein hochgelegenes Zimmer des letzten Stockwerkes ein. Er nahm einen falschen Namen an. Er ging nie aus. Er öffnete sein Fenster nur des Nachts. Er ging nur zum Mittagsessen hinunter, das er wie ein Familienglied am Tische seiner Wirthin einnahm. Eines Tages glaubte er auf der Treppe ein Conventsmitglied von der Bergpartei, Namens Marcos, zu erkennen. „Ich bin verloren,“ sagte er zu Madame Vernet, „es wohnt Einer vom Berge in Ihrem Hause. Lassen Sie mich fliehen, denn ich bin Condorcet.“ „Bleiben Sie,“ antwortete ihm die unerschrockene Frau. „Ich kenne Marcos, ich stehe für ihn. Ich werde ihm durch die Rücksicht auf mein eignes Wohl den Mund schließen. Ich werde ihm sagen: Condorcet ist hier, er ist geächtet, ich weiß es, ich gebe ihm ein Asyl. Wenn er entdeckt wird, ist es auch mein Tod. Ein einziger Mensch kennt dieses Geheimniß; wenn es verrathen wird, wenn Condorcet guillotinirt wird, so wird sein und mein Blut auf Sie allein zurückfallen.“ Das Conventsmitglied war verschwiegen. Alle Tage begegneten sich der Aechter und der Geächtete auf der Treppe und gingen aneinander vorüber, als ob sie sich nicht kennten.

Condorcet blieb in diesem Asyle unentdeckt den Herbst und den Winter 1793 hindurch und während der ersten Frühlingsmonate von 1794. Er schrieb unter dem Lärmen des Wahnsinns und der Wuth der Freiheit sein Buch: „Von der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts. Die Hoffnung des Philosophen überdauerte in ihm die Verzweiflung des Bürgers. Er wußte, daß die Leidenschaften vorübergehend sind und die Vernunft ewig ist. Er glaubte, wie der Astronom an das Gestirn selbst noch in

seiner Verfinsterung glaubt. Seine Einsamkeit wurde ihm erheitert durch seine Arbeiten, besonders aber durch die fortwährenden Besuche seiner jungen Gattin, deren glänzende Schönheit und beredtes Gemüth das Glück seiner Jugend und der Reiz seines Hauses gewesen war. Sie gehörte der edeln Familie von Grouchy an. Diese junge Frau, die seit dem Falle ihrer Familie und seit der Aechtung ihres Mannes in Dürftigkeit verfallen war, erwarb sich ihren Lebensunterhalt durch das Zeichnen der Portraits der berühmten Männer des Schreckens. Diese Emporkömmlinge der Freiheit erfreuten sich daran, ihr Bildniß durch die Hand einer Aristokratin abnehmen zu lassen. Wenn die Nacht gekommen war, glitt Frau von Condorcet durch die düstern Straßen, die zu dem Hause ihres Mannes führten, und gewährte ihm in der Verborgenheit Stunden des Trostes und des Glücks, die um so süßer waren, als sie dem Tode entwendet wurden.

Condorcet wäre glücklich gewesen und gerettet worden, wenn er auszuharren verstanden hätte. Aber die Ungeduld seiner glühenden Einbildungskraft verzehrte ihn und stürzte ihn ins Verderben. Er wurde bei der Wiederkehr des Frühlings und dem Scheine der Aprilsonne gegen die Mauern seines Zimmers von einem solchen Bedürfnisse nach Freiheit und Bewegung, von einer solchen Leidenschaft, die Natur und den freien Himmel wiederzusehen, ergriffen, daß Madame Vernet aus Furcht, daß er nicht ihrer wohlthätigen Bewachung entschlüpfe, ihn wie einen wirklichen Gefangenen bewachen mußte. Er sprach nur von dem Glücke, die Felder zu durchstreifen, sich unter den Schatten eines Baumes zu setzen, den Gesang der Vögel, das Rauschen der Blätter, das Rieseln des Wassers zu hören. Das erste Grün der Bäume des Luxemburgs, das er von seinem Fenster aus sah, steigerte diesen Durst nach Luft und Bewegung bis zum Delirium. Man hielt die Thüre des Hauses sorgfältig verschlossen, damit Condorcet nicht entweichen sollte.

XVII.

Endlich am 6. April um 10 Uhr des Morgens, wo der Tag herrlicher und lockender war, als je, geht Con-

dorcet unter dem Vorwande, sein Frühstück einzunehmen, in das gemeinschaftliche Speisezimmer hinunter. Dieses Parterrezimmer lag dicht neben der Hausthüre. Kaum hat er sich gesetzt, so stellt er sich, als ob er ein Buch in seinem Zimmer vergessen habe. Madame Vernet erbietet sich, ohne Verdacht zu schöpfen, ihm den Band zu holen. Condorcet nimmt es an und benutzt die Abwesenheit seiner Wirthin, um zur Thüre hinaus ins Freie zu stürzen.

Wenige Schritte von seinem Hause begegnete Condorcet in der Rue Vaugirard einen Tischgänger seiner Wirthin, Namens Serret. Dieser junge Mann, der für den Flüchtling zitterte, begleitete ihn. Sie passirten zusammen die Barrière, umarmten sich und trennten sich. Condorcet irrte den ganzen Tag in der Umgegend von Paris umher. Er genoß freudetrunken seine unvorsichtig erlangte Freiheit. Nach Einbruch der Nacht klopfte Condorcet an die Thüre eines Landhauses, welches Herr und Madame Suard, seine Freunde, in Zurückgezogenheit im Dorfe Fontenay-aux-Roses bewohnten. Man öffnete ihm. Niemand weiß, was in dieser nächtlichen Unterredung vorging zwischen dem um eine Zuflucht bittenden Geächteten und seinen Freunden, die davor zitterten, den Tod auf ihre Wohnung herabzurufen, wenn sie einen Angeklagten darin verbärgen. Die Einen sagen, daß die Freunde Furcht gehabt hätten, die Andern, daß sich Condorcet hochherzig geweigert habe, ihren dringenden Bitten nachzugeben, um nicht sein Unglück und seine Schuld mit über ihre Schwelle zu tragen. Wie dem auch sei, nach einer kurzen, mit leiser Stimme geführten Unterredung verließ er mitten in der Nacht das Landhaus wieder durch eine verborgene Thüre des Parks.

Man versichert, daß er einige Stunden nachher zurückgekommen sei und dieselbe Thüre, die er hatte offen finden sollen, mit einem Riegel verschlossen gefunden habe. Es sind dies Annahmen, die auf der einen Seite der hochherzige Charakter Suard's ebensosehr zurückweist, als die Zärtlichkeit einer ängstlichen Gattin, die für ihren Mann zittert, sie wahrscheinlich macht. Es ist dies vielleicht eine Verleumdung der Freundschaft, die das Leben derer, auf die man die Verantwortlichkeit für den folgenden Tag warf, bis ans Ende verbitterte.

XVIII.

Die Nacht verbarg Condorcet's Schritte und Rathlosigkeit. Am folgenden Tage gegen Abend sah man einen todtmüden Mann, mit kothigen Schuhen, abgezehrtem Gesicht, irrem Auge und ungeschorenem Barte in eine Schenke von Clamart treten. Seine Arbeiterjacke, seine wollene Mütze, seine mit Nägeln beschlagenen Schuhe stachen grell gegen die Zartheit seiner Hände und die Weiße seiner Haut ab. Er forderte Eier und Brot und aß mit einer Gier, die verrieth, daß er lange nichts gegessen hatte. Auf die Frage des Wirths nach seinem Gewerbe antwortete er, daß er ein Bedienter sei, dessen Herr gestorben. Um diese Angabe zu bestätigen, zog er eine Brieftasche hervor, die falsche Papiere enthielt. Die Eleganz dieser Brieftasche, die mit seinem angeblichen Bedientenstande und mit der Aermlichkeit seiner Kleider schlecht harmonirte, verrieth Condorcet. Mitglieder des Revolutionsausschusses, die in der Schenkstube am Tische saßen, verhafteten ihn als verdächtig und wollten ihn nach Bourg-la-Reine ins Gefängniß bringen lassen. Condorcet, der sich durch das lange Umherlaufen am vorigen Tage und in der verwichenen Nacht die Füße aufgegangen und seine Kräfte erschöpft hatte, fiel bei jedem Schritte in Ohnmacht. Die Bauern waren gezwungen ihn auf den Gaul eines armen Weinbauern zu heben, der desselben Weges fuhr. Im Gefängnisse von Bourg-la-Reine nahm der Philosoph ein Gift, das er immer bei sich trug, als eine geheime Waffe gegen das Uebermaß der Tyrannei. Condorcet schlief ein. Der Schlaf entzog ihm seinen eignen Tod, wie er dem Henker einen Kopf entzog. Die Nationalgardisten, welche die Thüre bewachten und kein Geräusch im Gefängniß gehört hatten, fanden nur noch eine Leiche an der Stelle ihres Gefangenen. So starb dieser Seneka der modernen Schule. Zwischen zwei Lager gestellt, um die alte Welt zu bekämpfen und die neue zu mäßigen, ging Condorcet in ihrem Zusammenstoß zu Grunde, ohne sich zu verwundern und ohne zu klagen. Er wußte, daß die Wahrheiten sich der Menschheit nicht umsonst geben, sondern daß sie sich theuer verkaufen und daß das Leben der Philosophen

das Lösegeld der Wahrheit ist. Die Zeit der dankbaren Anerkennung ist noch nicht für ihn gekommen. Sie wird aber kommen und das Andenken des Philosophen von den Vorwürfen reinigen, die man der Jugend und der Leidenschaft des Patrioten gemacht.

XIX.

An demselben Tage, wo Condorcet zu Bourg-la-Reine verschied, betrat Louvet Paris. Nachdem er sich zu Saint-Emilion mitten in der Nacht an der Thüre jener hartherzigen Frau, welche einem Sterbenden einen Tropfen Wasser verweigerte, von Barbaroux, Buzot und Péthion getrennt hatte, war er die ganze Nacht hindurch gegangen. Bei Anbruch des Tages hatte er das Dorf Monpont, den letzten Grenzort der Gironde, noch ehe die Einwohner aus dem Schlafe erwachten, im Rücken. Außerhalb des verdächtigen Departements war die Ueberwachung weniger thätig. In der Uniform eines Freiwilligen, der sich in Haltung und Reden als eifriger Jacobiner zeigte, benutzte Louvet, weil er ein krankes Bein hatte, die Stroh- und Heuwagen, welche die Requisitionen in die Städte führten, und gelangte so durch Verstellung und List bis nach Paris. Er betrat endlich die Stadt durch die aufopfernde Hülfe eines treuen Führers und trotzte im Schooße des Geheimnisses und in den Armen der Liebe dem Grolle Robespierre's. Jeder Tag brachte ihm die Nachricht von dem Tode eines seiner letzten Freunde und ließ ihn das Leben genießen, wie man die letzte Stunde eines Glückes genießt, das zu Ende geht.

Larévellière-Lépeaux, Girondist wie Louvet, gehörte unter die Wenigen, die in sicherem Verstecke der Guillotine entgingen. Die Revolution hatte Larévellière als Rechtsgelehrten zu Mortagne, seiner Vaterstadt, in Niederpoitou gefunden. Die neuen Principien waren für ihn nicht ein wüthender Fanatismus, sondern eine Religion. Als ein Schüler der Philosophen träumte er von der nahenden Herrschaft der menschlichen Vernunft in den Culten und in den Gesetzen. Aber diese Vernunft war nicht, wie die Diderot's, ein bitteres Hohnlachen über die Institutionen und Dogmen;

sie war eine glühende Liebe und ein heißes Sehnen der Menschheit nach Gott. Diese Lehren hatten Larévellière-Lépeaux in die Reihen der Girondisten geführt, nicht weil sie weniger ungläubig gewesen wären, als der Berg, sondern weil sie weniger blutgierig waren. Als er am Tage nach ihrem Sturze als ihr Mitschuldiger angegeben wurde, rief eine Stimme vom Berg herab: „Laßt ihn selbst sterben. Er hat nicht mehr zwei Tage zu leben.“ Larévellière lag in der That damals auf den Tod darnieder. Diese Stimme hatte ihn gerettet. Aber bald mit den dreiundsiebzig Deputirten geächtet, die verdächtig waren die Girondisten zu beklagen, war er vermittelst verschiedener Verkleidungen und Verstecke entflohen. Bosc, der Freund der Madame Roland, und Larévellière hatten sich zuerst in eine verlassene Hütte im Walde von Montmorency geflüchtet. Dort brachten sie den Winter zu. Weder der Eine noch der Andere hatte Geld mit sich genommen. Sie lebten von Kartoffeln und Schnecken. Eine Henne und ein Hahn waren ihr ganzer Reichthum. Eines Tages, als sie ganz erschöpft von Entbehrung und Hunger waren, entschlossen sie sich die Henne zu tödten. Ein Raubvogel, der noch hungriger war, als sie, stieß aber auf die Henne herab, tödtete sie und führte sie davon.

Als die Administratoren der Seine und Oise in den Wald zu jagen kamen, versteckten sich Larévellière und Bosc unter Heuschobern und unter Blätterhaufen. Da sie aber den Waldhütern verdächtig wurden, trennten sie sich. Jeder von ihnen überließ sich dem Zufalle, um ein anderes Asyl zu finden. Larévellière wendete sich nach dem Norden. Dort hatte ihm ein weniger verdächtiger Freund in besseren Zeiten gastliche Aufnahme zugesagt. Mit Lumpen bekleidet, in bloßen Füßen, mit von Nachtwachen und Ermüdung gefurchtem Gesicht begegnete der Geächtete auf der Landstraße dem Volksrepräsentanten Bouchotte, der, mit der rothen Mütze geschmückt und von vier Pferden gezogen, in seinem mit Lorbeeren und dreifarbigen Fahnen bedeckten Wagen saß. Larévellière war in Todesangst, erkannt worden zu sein. Er schlug sich in die Felder. Ein Schäfer theilte mit ihm seine Lebensmittel und seine Räderhütte. Am andern Tage gab ihm ein armer Bauer ein Brod, das er

seinen Söhnen aufs Feld bringen wollte. Vor den Thoren der kleinen Stadt Roye, in der Nähe von Buire, begegnete der Flüchtling einem Haufen Volks. Man brachte auf einer Tragbahre einen Geächteten, wie er, der sich auf der Landstraße ermordet hatte, nach der Stadt. Dieses schlimme Omen brach seinen Muth. Larévellière irrte des Nachts in den Feldern, des Tags in den Wäldern umher. Endlich kam er, dem Tode nahe, an der Thüre seines Freundes an.

Er wurde wie ein Bruder aufgenommen und verborgen und genas wieder unter der sorgfältigen Pflege einer edeln Familie. In ihrem Schooße ließ er die schlimmen Zeiten unter einem angenommenen Namen vorübergehen und überließ sich in Frieden seiner Leidenschaft für die Pflanzenkunde. Hier faßte Larévellière, erfüllt von jener Gottheit die aus den Wundern der Pflanzenwelt spricht, die ersten Ideen jener einfachen und natürlichen Religion, die er später unter dem Namen Theophilanthropismus nicht als ihr Erfinder, aber als ihr Apostel verkündigte. Diese fromme Philosophie, die aber kein Cultus war und die aus zwei Grunddogmen des Evangeliums, aus der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen, hergeleitet war, wurde zuerst von H. Hauy, dem Bruder des Abbé Hauy, des berühmten Naturforschers gepredigt.

Larévellière, dessen Namen diese Religion trug, stand zu ihr in keinem andern Verhältnisse, als in dem des Beschützers dieser unschuldigen Ceremonien und des Anhängers ihrer Moral, als ihn das Glück zur ersten Magistratur der Republik erhoben hatte. Der leichtfertige Witz der öffentlichen Meinung knüpfte den Versuch der Einführung dieses Kultus an Larévellière-Lépeaux. Man warf den Fluch der Lächerlichkeit auf seinen Namen. Daß er die Gottheit inmitten des Materialismus, die Moral am Fuße des Schaffots, die Liebe unter den bürgerlichen Zerwürfnissen proklamiren wollte, berechtigte nicht zu dieser Verachtung. Nichts, was die Menschheit zu Gott zu erheben sucht, darf durch Spott niedergeschlagen werden. Alle religiösen Ideen, selbst wenn sie in ihrer Zeit Fehlgeburten sind, tragen ihre Unsterblichkeit in ihrem Wesen. Der Name Larévellière-Lépeaux wird geehrt und nicht gebrandmarkt sein durch seinen Gedanken, der sich aus den Lehren des Nihilismus zu Gott erhob.

XX.

Ein anderer Philosoph, Herr von Malesherbes, hatte dasselbe Unglück und mehr Ruhm. Er besiegelte sein Leben mit seinem Tode. Seine lange und bescheidene Tugend wurde durch die Hinrichtung gekrönt. Seit der Handlung der Treue bis zum Tode, die er mit der Vertheidigung Ludwig's XVI. vor dem Convente erfüllte, hatte Herr von Malesherbes zurückgezogen auf dem Lande gewohnt. Er lebte da wie ein Patriarch unter seinen Kindern und Enkeln. Man nahm an, daß seine Tugend eine Verschwörung gegen die Zeit sei. Man verhaftete ihn, sowie Herrn von Rosambeau, seinen Schwiegersohn, seine beiden Enkelinnen und ihre Männer. Der eine von ihnen war Herr von Chateaubriand, der älteste Bruder dessen, der dem Namen seines Hauses mehr Glanz verleihen sollte, als man ihm Blut entriß! Sie wurden Alle in das Gefängniß von Port-Libre geworfen und nach und nach vor das Tribunal geführt. Herr von Malesherbes hatte im Tempel sterben gelernt. Er starb ohne Erbitterung gegen seine Mörder. Er nahm die Zeit und die Gerechtigkeit der Menschen in Geduld und in Hoffnung hin. Als er im Begriffe war, in das Tribunal hinaufzugehen, that er einen Fehltritt. „Ein schlimmes Omen," sagte er. „Ein Römer würde wieder umkehren!" Die Gefangenen der Conciergerie baten ihn um seinen Segen, wie um den der alten Ehrenhaftigkeit, die mit ihm wieder in den Himmel zurückkehren sollte. Er ertheilte ihn mit lächelndem Munde. „Vor Allem beklagt mich nicht," sagte er. „Ich bin früher in Ungnade gefallen, weil ich der Revolution durch volksfreundliche Reformen zuvorkommen wollte. Jetzt werde ich sterben, weil ich meinem Könige ein treuer Freund geblieben bin. Ich sterbe in Frieden mit der Vergangenheit und mit der Zukunft." Seine ganze Familie folgte ihm in wenig Tagen auf das Schaffot.

Während der edle Greis zum Tode ging, weil er seinen Herrn vertheidigt hatte, schmachtete Clery in La Force, weil er ihm gedient und ihn in seiner Gefangenschaft getröstet hatte. Er strafte so durch die lange Pein, die er im Tempel freiwillig erlitten hatte, und durch die harte Haft, die er

als Royalist erduldete, die Zweifel an seiner Hingebung für das Königthum Lügen; Zweifel, gegen welche das ganze Leben dieses Musterbildes der Diener entthronter Könige protestirt und die seine Familie stets energisch von seinem Andenken und seinem Namen zurückgewiesen hat.

Der alte Luckner, der lange Zeit in den Gefängnissen vergessen worden war, der Deputirte Mazuyer, der des Verbrechens angeklagt war, Péthion und Lanjuinais gerettet zu haben, Duval-Déprémenil, einer der ersten Tribunen des Parlaments, Chapelier, Thouret, der eine der Berichterstatter der ersten Constitution, der andere einer der geistvollsten Reformatoren der französischen Gesetzgebung, folgten bald Malesherbes. Als sie den Karren bestiegen, der sie zur Guillotine führen sollte, sagte Chapelier zu Déprémenil: „Dieses Volk wird uns gleich ein schwieriges Problem zu lösen geben." „Und welches?" sagte Déprémenil. „Das, zu wissen, an welchen von uns Beiden es seine Verwünschungen und Verhöhnungen richtet." „An alle Beide," antwortete Déprémenil. Aber schon richtete man nur noch in Masse nach Rang, nach Stand, nach Amt, nach Generation, nach Familien. Alle Mitglieder des Parlaments von Paris, alle Generaleinnehmer der Finanzen, der ganze Adel von Frankreich, der ganze Richterstand, der ganze Klerus wurden aus ihren Schlössern, von ihren Altären, aus ihrer Zurückgezogenheit gerissen, in die achtundzwanzig Gefängnisse von Paris zusammengeschichtet, nach einander aus ihren Gefängnissen hervorgezogen, kategorienweise auf einmal vor das Tribunal geführt und aufs Schaffot geschleppt.

Mehr als achttausend Verdächtige füllten allein die Gefängnisse von Paris einen Monat vor dem Tode Danton's. In einer einzigen Nacht warf man dreihundert Familien der Vorstadt St. Germain hinein, lauter große Namen in der Geschichte Frankreichs im Felde, in den Parlamenten oder in der Kirche. Man gab sich nicht erst die Mühe, ein Verbrechen für sie ausfindig zu machen. Man war schuldig seines Stadttheils, seines Ranges, seines Vermögens, seiner Verwandtschaft, seiner Familie, seiner Religion, seiner Meinung, seiner vorausgesetzten Gefühle wegen; oder vielmehr, man war weder unschuldig noch schuldig mehr, man war

nur noch Aechter oder Geächteter. Weder Alter noch Geschlecht, weder Bejahrtheit noch Kindheit, noch Gebrechlichkeiten, die jede Theilhaftigkeit an einem Verbrechen absolut unmöglich machten, konnten vor der Anklage und Verurtheilung schützen. Gelähmte Greise folgten ihren Söhnen, Kinder ihren Vätern, Frauen ihren Männern, Töchter ihren Müttern. Der eine starb wegen seines Namens, der andere seines Vermögens wegen, der eine weil er eine Meinung geäußert hatte, der andere für sein Schweigen, dieser weil er dem Königthume gedient hatte, jener weil er einen übertriebenen Eifer für die Republik an den Tag gelegt, dieser weil er Marat nicht vergöttert hatte, jener weil er die Girondisten beklagt, dieser weil er den Ausschweifungen Hébert's Beifall gezollt, jener weil er die Milde Danton's mit Freude begrüßt hatte, dieser weil er ausgewandert, jener weil er zu Hause geblieben war, dieser weil er das Volk hatte hungern lassen, indem er seine Einkünfte nicht aufgehen ließ, jener weil er einen Luxus gezeigt, der ein Hohn gegen das öffentliche Elend war. Gründe, Verdacht, widersprechende Vorwände — Alles war recht. Es genügte, Angeber in seiner Sektion zu finden; und das Gesetz ermuthigte sie noch, indem es ihnen einen Theil der eingezogenen Güter zusprach. Das Volk, das Ankläger, Richter und Erbe der Opfer zugleich geworden war, hoffte sich mit den confiscirten Gütern zu bereichern. Wenn den Aechtern Vorwände zu Todesurtheilen fehlten, so lauerten sie wahren oder erdichteten Verschwörungen in den Gefängnissen auf. Spione, die unter dem Anscheine von Gefangenen in die Gefängnisse eingeschlossen wurden, lockten vertrauliche Ergießungen, Seufzer der Sehnsucht nach der Freiheit, Entweichungspläne aus den Gefangenen heraus, erfanden sie auch bisweilen und verriethen sie dann Fouquier-Tinville. Sie schrieben auf diese Angebelisten Hunderte von Namen Verdächtiger, die ihr Verbrechen erst durch die Anklage erfuhren. Dies nannte man dann einen Schub für die Guillotine. Diese Schübe schafften Platz in den Gefängnissen und verschafften dem Volke die gemachte Aufregung der Bestrafung eines großen Verbrechens und die Vermeidung einer großen Gefahr durch die Wachsamkeit und Strenge der Republik. Sie unterhielten den Schrecken und unterdrückten das Murren. Je-

den Tag mehrte sich die Zahl der Karren, die bestimmt waren, die Verurtheilten zum Schaffot zu führen. Um vier Uhr rollten sie mehr oder weniger schwer beladen über den Pont-au-Change und durch die Rue St. Honoré nach dem Revolutionsplatze. Man verlängerte ihren Weg, um dem Volke das Schauspiel, den Opfern die Strafe zu verlängern.

Diese Todeskarren vereinigten oft wieder Mann und Frau, Vater und Sohn, Mutter und Tochter. Diese in Thränen gebadeten Gesichter, die sich wechselseitig mit der ganzen Zärtlichkeit eines letzten Blickes ansahen, diese jungen Mädchenköpfe, die im Schooße ihrer Mütter lagen, diese Frauenköpfe, die sich auf die Schultern ihrer Männer stützten, wie um da ihre Kraft zu finden, diese Herzen, die sich an Herzen preßten, die bald aufhören sollten zu schlagen, diese weißen Haare, diese blonden Haare, die durch dieselbe Scheere verschnitten waren, diese ehrwürdigen, diese reizenden Köpfe, die bald durch dasselbe Schwert gemäht werden sollten, die langsame Bewegung des Zugs, das eintönige Rollen der Räder, die Säbel der Gendarmen, die ein eisernes Spalier um die Karren bildeten, das erstickte Schluchzen, das Hohngeschrei des Pöbels, diese kalte und periodisch wiederkehrende Rache, die um die bestimmte Stunde in den Straßen, durch die der Zug kam, ausbrach und sich wieder legte, gaben diesen Hinrichtungen etwas noch Grauenvolleres als der Mord hat; denn es war der Mord, der zum Schauspiel und zum Ergötzen für ein ganzes Volk geübt wurde.

So starben in ihrer Blüte ganze Classen der Bevölkerung, Adel, Klerus, Bourgeoisie, Richterstand, Handelsstand und selbst das niedere Volk; so starben alle großen und alle unbekannten Bürger, die in Frankreich die Stände, die Gewerbe, die Bildung, die Stellungen, die Reichthümer, die Industriezweige, die Meinungen und die Gefühle vertraten, welche von der blutigen Wiedergeburt durch den Schrecken geächtet wurden. So fielen nach einander in einigen Monaten viertausend Köpfe, und unter ihnen die Montmorency, Noailles, La Rochefoucauld, Mailly, Mouchy, Lavoisier, Nicolaï, Sombreuil, Brancas, Broglie, Boisgelin, Beauvilliers, Maillé, Montalembert, Roquelaure, Roucher,

Chénier, Grammont, Duchâtelet, Clermont-Tonnère, Thiard, Moncrif, Molé-Champlatreux. Die Demokratie machte sich Platz mit dem Beile, aber indem sie sich Platz machte, machte sie sich zum Abscheu der Menschheit.

XXI.

Der regelmäßige Gang dieser Prozessionen zum Schaffot war, nachdem er lange Zeit ein Akt düsterer Auszeichnung für die Straßen, durch die sie kamen, und besonders für die Rue St. Honoré gewesen war, eine Marter und eine Art von Verruf für diese Stadttheile geworden. Man vermied sie auf seinem Wege. Die Fenster, die Magazine, die Läden schlossen sich beim Nahen der Züge. Das Geschrei der Menge drang drohend bis an den Herd der Bürger und erschreckte die Kinder in den Armen ihrer Mütter. Die Miethbewohner zogen aus. Die Hausbesitzer begannen sich in Petitionen bei der Gemeine zu beklagen, daß man ihre Häuser zu privilegirten Schaufenstern für die Hinrichtungen gemacht habe. Das Blut von zwei- oder dreitausend Opfern, das seit dem Frühlinge über das Pflaster des Revolutionsplatzes gerieselt war, wie in einer Menschenschlächterei, hatte den Koth gefärbt und die Luft verpestet. Die Tuilerien und die elysäischen Felder wurden von der Menge ihrer Spaziergänger verlassen. Die Miasmen des Todes verpesteten den Schatten ihrer Bäume.

Zwei noch grauenvollere und solennere Hinrichtungen als die übrigen machten das Maß der Entrüstung dieser Stadttheile über die Aufschlagung der Guillotine in ihrer Mitte voll. Als Verdun im Jahre 1791 durch den König von Preußen genommen worden war, hatte die Stadt den Einzug dieser Befreier Ludwig's XVI. mit einem Feste gefeiert. Die Einwohner hatten ihre Töchter auf einen Ball geführt, die einen aus politischer Parteimeinung, andere aus Furcht. Nach der Wiedereinnahme von Verdun erinnerte sich die Republik der Festlichkeiten, deren Zierden jene Mädchen gewesen waren, an denen sie aber keine Schuld hatten. Sie wurden nach Paris geführt und dem Tribunale übergeben. Weder ihre Jugend, noch ihre Schönheit, noch die Pflicht des Gehorsams gegen ihre Aeltern, noch die lange

Zeit, die seit jener Beleidigung verflossen war, noch die rächenden Siege der Republik wurden ihnen zur Entschuldigung angeschlagen. Sie wurden zum Tode geschickt wegen des Verbrechens ihrer Väter. Die Aelteste war achtzehn Jahr. Sie trugen alle weiße Kleider. Der Karren, der sie zum Schaffot führte, glich einem Korbe mit Lilien, deren Häupter unter der Bewegung des Armes schwanken. Die gerührten Henker weinten mit ihnen.

XXII.

Das Volk war bestürzt über seine eigne Strenge. Am folgenden Tage führten noch zahlreichere Karren alle Nonnen der Abtei von Montmartre zum Schaffot. Die Aebtissin war Frau von Montmorency. Diesen armen Mädchen jedes Alters von der zartesten Jugend bis zum höchsten Alter, die schon als Kinder in das Kloster gesteckt worden waren, fiel kein Verbrechen zur Last, als der Wille ihrer Aeltern und ihre Treue in ihren Gelübden. Um ihre Aebtissin geschart, stimmten sie mit ihren weiblichen Stimmen die heiligen Gesänge an, als sie die Karren bestiegen, und sangen diese Psalmen im Chor bis zum Schaffot. Wie die Girondisten ihre eigne Todeshymne gesungen hatten, so sangen diese Nonnen bis zur letzten ihre Märtyrerhymne. Diese Stimmen versetzten das Volk in Unruhe wie die Stimme seines Gewissens. Die zarte Kindheit, die Schönheit und die Religion, die in diesen beiden Hinrichtungen zugleich hingeschlachtet wurden, zwangen das Volk, die Augen abzuwenden.

Die Gemeine fürchtete, den Patriotismus dieser reichen Stadttheile zu schwächen. Sie traute mehr auf die Unerbittlichkeit der Vorstädte. Sie wählte die Vorstadt St. Antoine, den Boden der Revolution vom 14. Juli, und ließ die Guillotine an der Barrière du Trône aufschlagen. Da die Aechter weniger zu fürchten hatten, das Mitleiden des Volks dieser Vorstadt zu verletzen, so weihten sie dieses neue Golgatha mit noch zahlreicheren Hinrichtungen ein. Die Länge der Züge vermehrte sich jeden Tag um mehrere Karren. Einmal führten sie mit fünfundvierzig Parlamentsmitgliedern von Paris dreiunddreißig Mitglieder des Parlaments

von Toulouse, ein anderes Mal siebenundzwanzig Kaufleute von Sedan, oft sechzig und sogar achtzig Verurtheilte zum Schaffot.

In der letzten Zeit erschien einer der Karren von armen, zerlumpten Kindern begleitet. Die Kinder schienen einen Vater zu segnen und zu beweinen. Der Greis, der auf dem Karren saß, war der Abbé Fénelon, der Großneffe des Verfassers des „Telemach," dieses christlichen Keims einer irregeleiteten Revolution, die heute das Blut seiner Familie trank. Der Abbé Fénelon hatte zu Paris eine milde Anstalt gestiftet zum Besten jener wandernden Kinder, die alle Winter aus den Bergen Savoyens kommen, um ihren Lebensunterhalt in Frankreich in den niederen Diensten der großen Städte zu gewinnen. Als diese Kinder erfuhren, daß ihnen ihre Vorsehung entrissen werden sollte, begaben sie sich am Morgen in Masse in den Convent und riefen die Menschlichkeit der Repräsentanten um Gnade für die Tugend an. Ihre Jugend, ihre Sprache, ihre Thränen rührten den Convent. „Seid ihr nicht selbst Kinder?" rief der unerbittliche Billaud-Varennes aus, „daß ihr euch durch Thränen bewegen laßt. Feilscht nur erst mit der Gerechtigkeit und morgen werden euch die Aristokraten ohne Mitleid ermorden."

XXIII.

Der nämliche Billaud-Varennes, der so Waisen das Mitleid verweigerte, bedurfte später in seinem Exile zu Cayenne des Mitleids einer schwarzen Sklavin. Der Convent wagte es nach diesen Worten nicht, sich erweichen zu lassen. Der Abbé von Fénelon ging zum Tode, von seinen guten Werken geleitet. Er war neunundachtzig Jahr alt. Man mußte ihn unterstützen, als er die Stufen des Schaffots hinanstieg. Als er oben angekommen war, bat er den Henker, ihm die Hände loszubinden, damit er diesen armen Kleinen die Geberde einer letzten Umarmung machen könne. Der gerührte Henker gehorcht. Der Abbé von Fénelon streckt seine Hände aus. Die Savoyarden fallen auf die Knie. Sie beugen ihre bloßen Köpfe unter dem Segen des Sterbenden. Das erschütterte Volk ahmt ihnen nach. Thrä-

nen strömen und Alles bricht in lautes Schluchzen aus. Die Hinrichtung wird ein heiliges Opfer.

Die Vorstadt St. Antoine war übrigens ihrerseits entrüstet, zur Stadt des Todes gewählt worden zu sein. Der Boden stieß den Henker von sich. Aber die Aechter fanden den Tod noch nicht schnell genug.

XXIV.

Eines Abends wurde Fouquier-Tinville in den Wohlfahrtsausschuß berufen. „Das Volk," sagte Collot zu ihm, „beginnt abgestumpft zu werden. Man muß seine Sinne durch noch imposantere Schauspiele aufrütteln. Richte Dich ein, daß von nun an den Tag hundertundfunfzig Köpfe fallen." — „Als ich von da zurückging," sagte in seinem Verhöre der gehorsame Fouquier-Tinville, „war mein Geist so von Entsetzen erfüllt, daß der Fluß mir, wie Danton, Blut zu wälzen schien." Auf dem Kirchhofe von Mousseaux nahm eine weite Grube, die immer offen stand, und an deren Seiten Tonnen mit Kalk aufgeschichtet lagen, bunt durcheinander die Köpfe und Rumpfe der Enthaupteten auf. Ueber den Eingang zu dieser wahren Blutgrube hatte man die Inschrift des Nihilismus eingegegraben: Schlafen, als ob die Henker sich selbst hätten damit beruhigen wollen, daß sie sich vorsagten, daß ihre Opfer nie wieder auferstehen würden.

Siebenundfunfzigstes Buch.

I.

Der Charakter der Völker überdauert selbst ihre Revolutionen. Die Gewißheit zu sterben verbreitete nicht Schrecken in den Gefängnissen von Paris. Der Eindruck des Todes hatte sich abgeschwächt, da er sich so oft den Gemüthern darbot. Jeder Tag, an dem die Verhafteten noch in Ruhe gelassen wurden, war ein Festtag des Lebens, den sie hastig noch dem Vergnügen widmeten. Die Sorglosigkeit in Bezug auf ihr Schicksal erhob sie zu einer Art von Stoizismus. Der Leichtsinn des Charakters bekam den Anschein der Unerschrockenheit. Es bildeten sich Gesellschaften, Freundschaften; Liebesverhältnisse wurden von den Gefangenen beider Geschlechter für eine einzige Stunde angeknüpft. In den dem Tode geweihten Augenblicken hing man der Zerstreuung und seinen Neigungen nach. Gespräche, Rendezvouz, geheimnißvoller Briefwechsel, Theaterspiel im Kerker, Musik, Poesie, Tanz dauerte bis zu den letzten Stunden fort. Der eine wurde vom Spiele weggeholt und überließ seine Karten einem andern; der andere von der Tafel, und er leerte noch sein Glas; ein anderer aus den Armen einer Gattin oder einer Geliebten und er schied mit einem letzten Blicke oder einem letzten Händedrucke. Nie hatte der zu=

gleich unerschrockene und vergnügungssüchtige Sinn der französischen Jugend so nahe mit der Gefahr gespielt. Der Blick auf den Tod machte diese Jugend erhaben, ohne sie ernster zu stimmen. Die Religion, diese Berathrin der Unglücklichen, tröstete den größten Theil derselben. Eingekerkerte oder unter Verkleidungen hineingekommene Priester feierten die Ceremonien des Cultus, die durch die Aehnlichkeit mit dem Opfer noch rührender wurden. Die Poesie, dieser in Worte gefaßte Seufzer des Gemüthes, offenbarte für die Unsterblichkeit die letzten Schläge des Herzens der Dichter.

Der Dichter des Poëme des mois, Roucher, der moderne Ovid, saß einem Maler, als ihm der Befehl überbracht wurde, vor dem Tribunal zu erscheinen. Ein solcher Befehl war so viel wie ein Todesurtheil. Roucher's Verbrechen war sein Ruf, der zu viel Glanz auf die Mäßigung seiner Prinzipien geworfen hatte. Er wußte, daß die Demagogie selbst nicht der Aristokratie des Talentes verzieh. Er bat seine Kerkermeister dringend, so lange zu warten, bis sein Bild, welches er für seine Frau und seine Kinder bestimmte, fertig wäre. Während der Maler die letzten Pinselstriche that, schrieb er selbst auf den Knien die folgende Aufschrift, um der Zukunft den traurigen Ausdruck seiner Züge zu erklären:

Geliebte meines Herzens, staunet nicht,
Wenn Traurigkeit aus meinen Zügen spricht;
Ich dacht' an euch, als dieses Bild entstand
Und am Schaffote baut' des Henkers Hand.

II.

André Chénier, der den Charakter eines Römers und die Phantasie eines Atheniensers besaß, den sein muthiger Patriotismus der Poesie entzogen und in die Politik geworfen hatte, war als Girondist eingekerkert worden. Die Träume seiner Einbildungskraft hatten in Fräulein von Coigny, die mit ihm in demselben Gefängnisse sich befand, ihre Verwirklichung gefunden. André Chénier erwies dieser jungen Gefangnen eine enthusiastische und ehrerbietige Verehrung, die durch den düstern Schatten des vorzeitigen

Todes, der sich schon auf diese Mauern herabsenkte, zarter wurde. Er richtete folgende unsterblichen Verse an sie, die melodischsten Seufzer, die je durch die Gitter eines Gefängnisses drangen. In dem Gedichte klagt die Jungfrau mit der Sprache der Tochter Jephta's:

Die junge Gefangene.

Die Aehre reift, vom Schnitter nicht bedroht;
Es trinken süßen Thau im Morgenroth
Den Sommer lang die grünen Reben.
Gleich bin ich ihnen, bin noch jung, wie sie,
Droht auch der bleiche Tod mir schon so früh,
Noch sterb ich nicht, ich will noch leben.

Mag ihm der Weise kalt ins Auge sehn,
Ich bebe bei des eis'gen Windes Wehn,
Doch hoffend hebt mein Blick sich wieder.
Mischt sich nicht unter Freude Schmerz und Klage?
Wogt denn nicht auch nach wolkenlosem Tage
Das Meer im Sturme auf und nieder?

Ein schöner Wahn heißt mich noch immer hoffen;
Er zeigt mir meines Kerkers Pforte offen,
Ruft mich zum Leben neu hervor.
So wenn der falschen Schlinge sie entflohn,
Eilt Philomele schnellen Flugs davon,
Schwingt sich im Jubellied empor!

Wie sollt' ich sterben! Sanft sind meine Träume,
Sanft mein Erwachen und in diese Räume
Hat kein Verbrechen mich geführt.
Mich grüßet freundlich jedes Aug' am Morgen
Und manche Brust, gepreßt von schweren Sorgen,
Hob, wenn ich nahte, sich gerührt.

Ja! meine Reise ist vom Ziel noch weit!
Ich habe kaum der Blumen mich erfreut,
Die an dem Wege duftend winken.
Gekostet hab' ich kaum vom Mahl des Lebens;
Den vollen Becher faßt' ich nicht vergebens, —
Noch halt' ich ihn, ich will ihn trinken.

Mir lacht der Lenz, der auf den Sommer deutet,
Und wie von Mond zu Mond die Sonne schreitet,
 Will ich vollenden meinen Lauf.
Als Knospe hab' ich kaum mich erst erschlossen,
Des Morgens erster Strahl hat mich umflossen;
 Vor Abend hört der Tag nicht auf.

O schone meines jungen Lebens, Tod!
Geh, tröste Herzen, welche Gram und Noth
 Und der Verzweiflung Jammer bricht.
Noch beut mir Flora ihre bunten Kränze,
Die Liebe Küsse und die Musen Tänze;
 Verlaß mich, Tod! Noch sterb' ich nicht.

So lauscht' ich oft nach bang verlebtem Tage
Im Kerker traurig dieser Jungfrau Klage,
 Die durch der Mauern Spalte drang.
Und ich vergaß des Lebens bittre Schmerzen,
Und widertönten in des Dichters Herzen
 Des Mädchens Seufzer als Gesang.

III.

Bei den Carmelitern befanden sich in einem engen und düstern Kerker, in den zwei Stufen hinabführten und der durch eine vergitterte Luke auf den Garten des ehemaligen Klosters ging, drei Frauen, die vom Gipfel des Glücks in den Kerker geworfen worden waren. Niemals hatte ein Bildhauer in eine solche Gruppe drei Frauengestalten vereinigt, deren Reize geeigneter waren, die Henker zu rühren. Die eine war Frau von Aiguillon, eine Frau aus einem berühmten Hause; das Blut ihrer Familie röthete noch das Schaffot; die andre Josephine Tascher, die Witwe des Generals Beauharnais, der vor kurzem hingeopfert worden war, weil er bei der Rheinarmee unglücklich gewesen; die dritte und die schönste war die junge Therese Cabarus, die Geliebte Tallien's, welche angeklagt worden war, den Republikanismus des Repräsentanten zu Bordeaux geschwächt und so viele geächtete Opfer gerettet zu haben. Der Wohl=

fahrtsausschuß hatte sie dem Schutze des Proconsuls, ohne Mitleiden mit seinem Widerstreben, entrissen und sie, ihres Einflusses auf Tallien noch völlig verdächtig, in den Kerker geworfen. Eine innige Freundschaft verband zwei von diesen Frauen, obgleich sie sich oft die öffentliche Bewunderung und die der Führer der Armeen und des Convents streitig gemacht hatten. Von den beiden letztern war die eine dazu bestimmt, einen Thron zu besteigen, auf den sie die Liebe des jungen Buonaparte erheben sollte; die andere dazu bestimmt, die Republik umzustürzen, indem sie Tallien den Muth einflößte, die Ausschüsse in der Person Robespierre's anzugreifen.

Eine einzige in einer Wandvertiefung hinten im Kerker liegende Matratze diente den drei Gefangenen als Lager. Hier wurden sie von Erinnerungen, von Ungeduld, von Lebenslust gequält; sie schrieben mit der Spitze ihrer Scheeren, mit den Zähnen ihrer Kämme auf den Bewurf der Mauern Schriftzüge, Anfangsbuchstaben, Namen, die sie beweinten oder zärtlich anriefen, und bittere Klagen um die verlorene Freiheit. Noch heutiges Tages liest man diese Inschriften. An einem Orte steht: „Freiheit, wann wirst du aufhören, nur ein leeres Wort zu sein?" Anderswo: „Heute sind es siebenundvierzig Tage, daß wir hier sind." Weiter hin: „Man sagt uns, daß wir morgen loskommen werden." — Auf einer andern Seite: „Eitle Hoffnung." Etwas weiter unten stehen drei in einander gezogne Inschriften: „Bürgerin Tallien, Bürgerin Beauharnais, Bürgerin d'Aiguillon."

Das Bild des Todes verletzte überall ihre Blicke und ihre Einbildungskraft. Ihr Kerker war eine von den Zellen, in welcher die Septembermörder die meisten Priester umgebracht hatten. Zwei von den Mordgesellen hatten, vom Morden erschöpft, einen Augenblick ausgeruht und ihre Säbel mit gegen die Erde gekehrter Spitze an die Wand gelehnt. Die Umrisse dieser beiden bluttriefenden Säbel hatten sich auf dem feuchten Bewurf vom Griffe bis zur Spitze der Klinge abgedrückt, und ihre blutige Silhouette starrte dem Blicke von der Wand wie die feurigen Schwerter der Würgengel bei der Stiftshütte entgegen. Man sieht jetzt noch ihre Umrisse so deutlich angezeigt und so frisch abgedrückt, als ob diese Spur nicht wieder vertrocknen sollte.

Nie waren Jugend, Schönheit, Liebe und Tod in einem solchen blutigen Rahmen eingeschlossen.

IV.

Aber es war ein Gefängniß in Paris, in welches seit acht Monaten weder Geräusch von Außen, noch Tröstungen der Freundschaft, noch Bilder der Liebe, noch das letzte Lächeln des Lebens hineindrangen. Diese Gruft lebendig Begrabner war der Tempel. Seit der Stunde, in welcher seine Thore sich öffneten, um die Königin zum Schaffote gehen zu lassen, waren acht Monate verflossen. Der Dauphin war damals bereits dem gefühllosen Simon übergeben worden. Dieses Kind war durch die rohe Behandlung und den Cynismus Simon's entweiht, verderbt und entnervt worden und kam nicht mehr mit seiner Schwester und seiner Tante zusammen. Sie erblickten ihn nur zuweilen durch die Thurmzinnen hindurch. Während sie oben Luft schöpften, hörten sie mit Entsetzen den armen Knaben gemeine Lieder gegen seine Mutter und seine eigne Familie singen, die ihn Simon gelehrt hatte.

Die Prinzessin Elisabeth, die durch einige Andeutungen von dem Prozesse und dem Tode Marie Antoinettens in Kenntniß gesetzt worden war, hatte ihrer Nichte nicht die ganze Wahrheit entdeckt. Sie ließ sie noch in einem Zustande zweifelnder Ungewißheit, welche das Schlimmste voraussetzt, aber noch nicht alle Hoffnung abschneidet. Die Haft der Prinzessinnen war enger und unheimlicher geworden. Die sie beaufsichtigenden Agenten der Gemeine, welche mit jedem Tage aus einer untergeordneteren Classe gewählt wurden, hatten ihnen die körperliche Bewegung untersagt, ihnen Bücher, Feuer, fast die Nahrung entzogen und so hatten sie den Herbst und den Winter zugebracht, ohne etwas von den innern oder äußern Begebenheiten der Republik zu erfahren. Ein neuer Besuch von vier von dem Gemeinerathe abgeschickten Municipalbeamten und strengere Nachsuchungen zeigten ihnen an, daß ihr Loos noch härter werden sollte. Man nahm ihnen ihr Papier unter dem Vorwande, daß sie falsche Assignaten machten, weg, dann sogar auch die Karten und das Schachspiel, welche ihnen

die langen Winterabende verkürzt hatten, weil in diesen Spielen die von der Republik geächteten Namen König und Königin vorkamen. Am 19. Januar, zwei Tage vor dem Jahrestage des Todes des Königs, wurde der Dauphin in einem obern Zimmer des Thurms, in welches Niemand kam, wie ein wildes Thier gänzlich abgesperrt. Simon allein warf ihm, indem er die Thür halb aufmachte, die Nahrung zu. Ein Krug Wasser, der selten frisch gefüllt wurde, diente ihm zum Trinken. Er verließ sein Bett nicht mehr, das nie umgewendet wurde. Während eines Jahres wurden seine Betttücher, sein Hemde, seine Fußbekleidung nicht gewechselt. Sein mit einem Vorlegeschloß verschlossenes Fenster wurde nicht mehr aufgemacht, um frische Luft in das Zimmer hineinzulassen. Er athmete beständig die durch seine eigne Ausdünstung verdorbene Luft ein. Er hatte weder Bücher noch Spielzeug, oder Werkzeuge, um sich zu beschäftigen. Seine regen geistigen Fähigkeiten, die durch Müssiggang und Einsamkeit niedergedrückt wurden, nahmen ab. Seine Glieder verkrüppelten. Sein Verstand erstickte unter dem beständigen Drucke seines Schreckens. Simon schien den Befehl erhalten zu haben, den Versuch zu machen, bis zu welchem Grade der Verdummung und des Elends man den Sohn eines Königs herabbringen könnte.

V.

Die gefangenen Prinzessinnen klagten und weinten unaufhörlich über dieses unglückliche Kind. Auf ihre Fragen wurde ihnen nur mit Beleidigungen geantwortet. Die Anrede mit Du, welche von Hébert's und Chaumette's revolutionairer Autorität befohlen worden war, gehörte unter die Beleidigungen, die sie am meisten empörten. Man brauchte geflissentlich jedesmal, wenn ihnen etwas gesagt wurde, diese Redeweise. Während der Fastenzeit wurden ihnen nur Fleischspeisen gebracht, um sie zu zwingen, den Vorschriften der geächteten Religion zuwider zu handeln. Vierzig Tage lang aßen sie nur Brot und Milch, welche sie sich von ihrem Frühstück absparten. In den ersten Tagen des Frühlings wurden ihnen, aus Sparsamkeit zum Besten der Nation, die Lichter weggenommen. Sie waren genöthigt,

sich bei Sonnenuntergang zu Bett zu legen oder im Dunkeln zu wachen. Diese harte Gefangenschaft griff jedoch weder die keimende Schönheit der jungen Prinzessin, noch die Seelenheiterkeit ihrer Tante an. Die Natur und die Jugend siegte bei der einen über die Verfolgung; die Religion triumphirte bei der andern über das Misgeschick. Ihre gegenseitige Zärtlichkeit, ihre Unterhaltungen, ihre gemeinschaftlich gefühlten und erduldeten Leiden verliehen ihnen eine Geduld, die fast innerm Frieden glich.

Wie bereits erwähnt, hatte Hébert, um dem Pöbel ein Unterpfand mehr zu geben, die Einleitung des Prozesses gegen die Prinzessinnen verlangt und Robespierre diesen Antrag zurückgewiesen. Aber nach Hébert's Hinrichtung, einer Hinrichtung, die Robespierre in den Verdacht der Hinneigung zur Mäßigung gerathen ließ, wollten die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses und des Sicherheitsausschusses dem Volke beweisen, daß sie der Partei Hébert's es wenigstens an Unerbittlichkeit gegen die Götzenbilder des Royalismus gleich thaten. Robespierre, Couthon, St.-Just stellten sich, als ob sie die nämliche strenge Gesinnung theilten, welche sie einige Tage vorher an ihren Feinden bitter gebrandmarkt hatten. Sie retteten nur die junge Prinzessin und ihren Bruder. Durch den Befehl, über die Prinzessin Elisabeth Gericht zu halten, forderten sich die herrschenden Männer auf grausame Weise heraus, zu beweisen, wer am unbarmherzigsten gegen das Bourbonische Blut sein würde.

VI.

Am 9. Mai, als die Prinzessinnen halb entkleidet neben ihren Betten vor Schlafengehen beteten, hörten sie zu wiederholten Malen gegen die Thüre ihres Zimmers schlagen, daß diese in ihren Angeln erbebte. Die Prinzessin Elisabeth zog sich eilig an und öffnete. „Komm gleich herunter, Bürgerin,“ sagten die Schließer zu ihr. — „Und meine Nichte?“ antwortete ihnen die Prinzessin. — „Man wird sich später mit ihr abgeben.“ Die Prinzessin Elisabeth, welche ihr Schicksal voraussah, stürzte auf ihre Nichte zu und schlang ihre Arme um sie, als wenn sie sie dieser Tren-

nung streitig machen wollte. Die junge Prinzessin weinte und zitterte. „Beruhige Dich, mein Kind," sagte ihre Tante zu ihr, „ich werde wahrscheinlich bald wieder heraufkommen." — „Nein, Bürgerin," sagte mit rauher Stimme der Kerkermeister, „Du wirst nicht wieder heraufkommen, nimm Deine Haube und komm herunter." Da sie durch ihre Betheuerungen und Umarmungen die Ausführung des Befehls verzögerte, überhäuften sie die Schließer mit Verwünschungen und Schmähreden. Mit wenig Worten sagte sie ihrer Nichte das letzte Lebewohl und ertheilte ihr fromme Ermahnungen. Um ihren Worten mehr Nachdruck zu geben, berief sie sich auf das Andenken des Königs und der Königin. Sie benetzte das Gesicht des jungen Mädchens mit ihren Thränen und wandte sich beim Weggehen um, um sie zum letzten Male zu segnen. Als sie an die Einlaßpforte gekommen war, fand sie dort Commissäre, die sie aufs neue durchsuchten. Hierauf ließ man sie in einen Wagen steigen und brachte sie in die Conciergerie.

Es war Mitternacht. Man hätte meinen können, daß der Tag nicht Stunden genug hatte, um der Ungeduld des Tribunals zu genügen. Der Vicepräsident erwartete die Prinzessin Elisabeth und verhörte sie ohne Zeugen. Man ließ sie hierauf auf dem nämlichen Lager, auf welchem Marie Antoinette ihren Todeskampf verschlummert hatte, einige Stunden Ruhe suchen. Am folgenden Morgen wurde sie mit vierundzwanzig Angeklagten jedes Alters und Geschlechts, die ausgewählt worden waren, um das Volk an den Hof und an den Groll gegen ihn zu erinnern, vor das Tribunal geführt. Unter diesen Angeklagten waren die Frauen von Sénozan, von Montmorency, von Canisy, von Montmorin, der achtzehnjährige Sohn der Frau von Montmorin, Herr von Loménie, früherer Kriegsminister, und ein alter Höfling von Versailles, der Graf von Sourdeval. „Worüber könnte sie sich beklagen," sagte der öffentliche Ankläger, als er die Schwester Ludwig's XVI. von Frauen umgeben sah, welche die berühmtesten Namen trugen. „Wenn sie sich am Fuße des Schaffotes von diesem treuen Adel geleitet sieht, kann sie sich noch zu Versailles wähnen."

VII.

Die Anklagen waren lächerlich, die Antworten verächtlich. „Sie nennen meinen Bruder einen Tyrannen," sagte die Schwester Ludwig's XVI. zu dem öffentlichen Ankläger und den Richtern; „wenn er gewesen wäre, was Sie von ihm sagen, so würden Sie nicht sein, wo Sie jetzt sind, und ich würde nicht vor Ihnen stehen!" Ohne Staunen und ohne Schmerz hörte sie ihr Urtheil an. Sie bat nur um das Einzige, ihr einen ihrem Glauben treuen Priester zu geben, um ihren Tod mit der göttlichen Vergebung zu besiegeln. Dieser Trost wurde ihr verweigert. Sie ersetzte ihn durch Gebet und durch das Opfer ihres Lebens. Lange Zeit vorher, ehe die Stunde der Hinrichtung gekommen, trat sie in den gemeinschaftlichen Kerker, um ihre Gefährtinnen zu trösten. Mit rührender Sorgfalt führte sie die Aufsicht, als der Anzug der Frauen, die mit ihr sterben sollten, für die Hinrichtung angeordnet wurde. Ihr letzter Gedanke war eine Regung der Schamhaftigkeit. Sie gab einer jungen Verurtheilten die Hälfte ihres Halstuches, und band es ihr mit eigenen Händen um, damit die Keuschheit selbst nicht im Tode entweiht würde.

Hierauf wurden ihr ihre langen blonden Haare abgeschnitten, welche wie die Krone ihrer Jugend zu ihren Füßen niederfielen. Die Frauen ihres Todesgefolges und selbst die Nachrichter theilten sich darein. Man band ihr die Hände. Man ließ sie nach allen andern einsteigen und sich auf die hinterste Bank des Karrens, der den Zug schloß, niedersetzen. Man wollte, daß ihr Tod durch die zweiundzwanzig Beilschläge, welche diese Aristokratenhäupter trafen, vervielfältigt würde. Das Volk, welches zusammengekommen war, um zu höhnen, blieb stumm, als sie vorbeifuhr. Die durch innern Frieden verklärte Schönheit der Prinzessin, ihre Schuldlosigkeit in Bezug auf alle Unordnungen, welche den Hof um die Popularität gebracht, ihre Jugend, welche sie aus Zärtlichkeit für ihren Bruder hingab, ihre aufopfernde Liebe, mit der sie freiwillig den Kerker und das Schaffot ihrer Familie theilte, machten aus ihr das reinste Opfer des Königthums. Es war glorreich für die königliche Familie,

dieses Opfer ohne Makel zu bringen, es war ruchlos vom Volke, es zu verlangen. Ein geheimer Vorwurf nagte an jedem Herzen. Der Henker sollte mit ihr dem Throne Reliquien und dem Königthum eine Heilige geben. Ihre Gefährtinnen verehrten sie schon, ehe sie zum Himmel emporgestiegen. Stolz darauf, mit der Unschuld den Tod zu erleiden, näherte sich eine nach der andern, ehe sie das Schaffot bestieg, demüthig der Prinzessin und baten sie um den Trost, sie umarmen zu dürfen. Die Henker wagten nicht, diesen Frauen zu verweigern, was sie Hérault de Séchelles und Danton verweigert hatten. Die Prinzessin umarmte alle ihre verurtheilten Gefährtinnen eine nach der andern, wie sie auf das Schaffot stiegen. Nach dieser im Angesichte des Todes vollzogenen Handkußfeierlichkeit gab sie ihr Haupt dem Beile preis. Die Prinzessin Elisabeth, die keusch mitten unter Verführungen der Schönheit und der Jugend, fromm und rein an einem leichtsinnigen Hofe, geduldig im Kerker, demüthig bei ihrer Größe, stolz dem Tode durch Henkershand gegenüber gewesen war, hinterließ durch ihr Leben und durch ihren Tod ein Vorbild der Unschuld auf den Stufen des Thrones, der Freundschaft ein Beispiel, der Welt einen Gegenstand der Bewunderung, der Republik einen ewigen Vorwurf.

VIII.

Die Zahl und die Grausamkeit der Hinrichtungen, die Unschuld der Opfer, die Theilung des Raubes, der Hohn der Urtel, die Ströme vergossnen Blutes, die Leichenhaufen ließen die Nation und die Regierung als Maschine des Mordes erscheinen. Regieren hieß nur noch treffen. Frankreich bot das Schauspiel eines Volkes, das sich selbst decimirt. Die Regierung wagte nicht, von der Guillotine zu lassen, aus Furcht, daß sie sich gegen sie selbst kehren möchte. Sie erhielt sich einige Tage Gewalt nur dadurch, daß sie sich hinter einem stets aufgerichteten Schaffote verbarg. Eine solche Regierung konnte nicht länger bestehen. Sie war nur ein langes Morden. Das Verbrechen hat keine Dauer in der Natur. Man kann die Wuth, die Rache, die Beraubung, die Ruchlosigkeit, das Morden nicht fest begründen.

Man schreitet hindurch, man schämt sich ihrer und schüttelt die Schande von seinen Füßen. Das ist die göttliche Ordnung menschlicher Gesellschaften. Die Revolution, welche die Waffen ergriffen, um alte verhaßte Ungleichheiten zu vernichten und mit Ordnung der demokratischen Verbrüderung entgegenzuziehn, konnte sich selbst nicht ungestraft entarten und sich in blutdürstige Unterdrückung umgestalten. Nachdem sie den Thron umgestürzt, mußte sie endlich eine andere regelmäßige Gewalt in dem Volke suchen und sie durch Institutionen und nicht durch Proscriptionen organisiren. Der Terrorismus war nicht die Gewalt, er war die Tyrannei. Die Tyrannei konnte nicht die Regierung der Freiheit sein.

Diese Gedanken gährten in Robespierre's Kopfe. Er zerstieß seine Stirne gegen das Problem der für die Republik zu gründenden Gewalt.

Bei jeder Entwicklungsstufe der Revolution hatte sich dieses Problem von selbst allen denkenden Männern dargeboten. Sie waren alle bei dem Versuche, es zu lösen, unterlegen. Mirabeau war, nachdem er den Thron auf gleiche Höhe mit dem Volke gebracht und das Scepter zerbrochen, zur rechten Zeit gestorben, als er auf chimärisches und kindisches Wiederaufbauen sann. Die gesetzgebende Versammlung war in ihre Constitution von 1791 zusammengesunken, indem sie ein eitles Gleichgewicht erdachte. Die Girondisten waren von der Last einer schlechtbegründeten Republik, welche sie mit schwachen Gesetzen stützen wollten, erdrückt worden. Hébert und Ronsin waren gestorben, weil sie Marat nachgeahmt und eine in einem höchsten Henker personifizirte Dictatur erfunden hatten. Danton war untergegangen, weil er die Gewalt in dem Aufbrausen und dann in der leeren Reue des Volks gesucht hatte. Robespierre seinerseits, der Erbe aller dieser ohnmächtigen Versuche und aller dieser gestürzten Namen, fragte sich, was er mit seinem allmächtigen Einflusse der Meinung machen und welche Regierung er der Demokratie geben solle. Würde er das Genie, sie zu erfinden, und die Macht, sie zu begründen, besitzen, oder würde er, wie alle anderen, unterliegen, wenn er versuchte, die Anarchie in Einheit und die Gewaltthätigkeit in Gesetz umzuwandeln? Würde er nur das unheimliche Götzenbild oder der Staatsmann der Revolution sein?

Das war die Frage, die sich ganz Europa bei dem Blicke auf ihn vorlegte und die er sich selbst vorlegte. Drei Monate sollten darauf Antwort geben.

IX.

Hébert's Tod hatte Robespierre zum Herrn der Gemeine gemacht. Danton's Tod hatte den Convent gänzlich in seine Hand gegeben. Die Hartnäckigkeit und der Spiritualismus seiner Lehren unterwarfen ihm die Jacobiner. Sein Talent, das durch anhaltendes Studium und durch fünf fast ganz auf der Rednerbühne zugebrachte Jahre gesteigert worden war, gab seinem Gedanken und seinem Worte eine Kraft und ein Ansehen, das Niemand mehr in Zweifel zog. Keine Beredtsamkeit konnte von jetzt an der seinigen das Gegengewicht halten. Er war die einzige bedeutsame Stimme der Republik. Die Jacobiner und der Convent hörten nur noch ihn. Obgleich er noch nicht die unbedingte Herrschaft im Wohlfahrtsausschusse besaß, und auch sich nicht stellte, als ob er sie besäße, so schrieb ihm doch die öffentliche Meinung die Ueberlegenheit, diese natürliche Dictatur des Talents, zu. Seine Collegen waren insgeheim darüber entrüstet, stellten sich aber, als ob sie sie ihm aus freiem Antriebe zuertheilten. Der Convent heuchelte Enthusiasmus, um seine Unterwürfigkeit zu verdecken. Die Cordeliers waren zerstreut. Ihre besiegten Ueberreste flüchteten sich zu den Jacobinern. Die Gemeine, die ganz und gar in den Händen der Partei Robespierre's war, stand ihm für die Sektionen, die Sektionen für das Volk, Henriot für die Nationalgarde. Robespierre herrschte nicht, aber sein Name herrschte. Es blieb ihm nur übrig, seine Herrschaft zu verwirklichen und seine Dictatur zu organisiren. Indeß bei diesem letzten Schritte zauderte er.

Die Beweggründe dieses Zauderns waren bei Robespierre Tugend und Laster zu gleicher Zeit. „Warum," gab er seinen Vertrauten zur Antwort, „habe ich mein Leben, mein Denken, meine Nachtwachen, mein Wort, meinen Namen, mein Blut der Revolution geweiht? Um die Könige und die Aristokraten zu entthronen, um dem Volke die Gewalt wieder zu geben und um das Volk mündig und

fähig zu machen, selbst und allein seine natürliche Souverainetät auszuüben. Und was schlägt man mir jetzt vor, wo die Tyrannen und Aristokraten gestürzt sind und wo das Volk durch seine Nationalvertretung herrscht? Mich selbst an die Stelle der Tyrannen, die wir vernichtet haben, zu setzen und in meiner Person im Namen des Volks die gestürzte Tyrannei wiederherzustellen?

„Ich gebe zu," fuhr er fort, „daß ich nicht die höchste Gewalt misbrauchen, und daß meine Dictatur für die Republik nur die Dictatur der Vernunft und der Wahrheit sein würde, aber wenn ich sie an mich risse, oder sie annähme, würde ich das für die Ehrgeizigen verführerischste und für die Freiheit verderblichste Beispiel geben. Meine Herrschaft wird nicht von langer Dauer sein. Ich weiß es, meine Brust ist insgeheim von hunderttausend Dolchen bedroht. Wer steht euch, wenn ich nicht mehr bin, für meinen Nachfolger ein? Die Gefahr der Dictatur liegt nicht so sehr in dem Dictator, als in der Institution selbst. Diese Magistratur ist die der Verzweiflung der Nation. Zum Schutze gegen die Tyrannei gestiftet, verwandelt sie sich wider Willen in eine dauernde Tyrannei. Sie rettet einen Tag, um ein Jahrhundert zu verderben. Möge der Tag untergehen und die Zukunft gerettet sein! Lassen wir lieber das Volk sich verirren, sich wieder zurecht finden, fallen, wieder aufstehen und lieber sich verwunden, als daß wir es unter eine demüthigende Vormundschaft stellen, welche es unter dem Vorwande, es zu leiten, in Ketten schlägt. Die Nationen haben ihre Kindheit, die Freiheit hat ihre Wiege. Man muß diese Kindheit der Freiheit überwachen, aber nicht knechten. Die Einheit ist der Republik nothwendig, ich gebe es zu; laßt diese Einheit in einer Institution und nicht in einem Manne beruhen und möge diese Einheit, wenn dieser Mann todt ist, in einem andern wieder aufleben, jedoch unter der Bedingung, daß diese Einheit nicht lange in der Gewalt fortdauert, und daß dieser erste Magistrat bald wieder zu der Stelle eines einfachen Bürgers herabsteige. Einige Männer sind nützlich, Keiner ist nothwendig. Das Volk allein ist unsterblich."

So sprach Robespierre zu seinen Vertrauten. Seine Manuscripte bezeugen, daß er eben so zu sich selbst sprach.

Die Beweggründe, welche er für sein Zurückweisen der höchsten Gewalt angab, waren aufrichtig. Aber es gab andre Motive, die ihn einen Widerwillen dagegen empfinden ließen, allein die Regierung zu ergreifen. Diese Motive gestand er noch nicht ein. Er war nämlich am Ende seiner Gedanken angekommen, und er wußte in Wahrheit noch nicht, welche Form für die revolutionairen Institutionen die geeignete wäre. Robespierre war mehr ein Mann der Ideen als ein Mann der Handlungen, er fühlte die Revolution mehr, als daß er ihr eine politische Form geben konnte. Die Seele der Institutionen der Zukunft lag in seinen Träumen, der Mechanismus einer volksthümlichen Regierung fehlte ihm. Seine nur aus den Büchern entlehnten Theorien waren glänzend und unbestimmt, wie Fernsichten, in Nebel gehüllt, wie ein ferner Horizont. Er sah immer auf sie, er ließ sich von ihnen blenden, er erfaßte sie nie mit der sichern und festen Hand der Praxis. Er wußte nicht, daß die Freiheit selbst sich durch eine starke Gewalt schützen muß und daß diese Gewalt einen Kopf zum Wollen und Glieder zum Handeln nöthig hat. Er glaubte, daß die unaufhörlich wiederholten Worte Freiheit, Gleichheit, Uneigennützigkeit, Aufopferung, Tugend an sich selbst schon eine Regierung wären. Er hielt die Philosophie für Politik. Er erzürnte sich über die Fehler in seinen Berechnungen. Er gab beständig den Comploten der Aristokratie oder der Demagogie seine Täuschungen Schuld. Er glaubte, daß er, wenn er Aristokraten und Demagogen aus der Gesellschaft entfernte, die Laster der Menschheit und die Hindernisse des regelmäßigen Ganges der Institutionen aus dem Wege räumen würde. Anstatt das Volk zu nehmen, wie es ist, hatte er sich Illusionen darüber gemacht. Er wurde entrüstet darüber, es oft so schwach, so feige, so grausam, so unwissend, so wankelmüthig, so unwürdig des ihm von der Natur angewiesenen Ranges zu finden. Er wurde entrüstet, er wurde erbittert, er überließ dem Schaffot, ihm die Schwierigkeiten zu lösen. Dann gerieth er wieder über die Ausschweifungen des Schaffotes selbst in Entrüstung und kam auf die Worte Gerechtigkeit und Menschlichkeit zurück. Dann griff er wieder aufs neue zu Hinrichtungen. Er berief sich auf die Tugend und rief den Tod herbei.

Bald schwebte er in den Wolken, bald watete er in Blut. Er verzweifelte an den Menschen und entsetzte sich vor sich selbst. „Der Tod und immer der Tod,“ rief er oft in vertrauten Kreisen aus, „und die Bösewichte wälzen ihn auf mich! Welches Andenken werde ich hinterlassen, wenn das so fortdauert! Das Leben ist mir zur Last!“

Einmal drang endlich die Wahrheit durch. Er rief mit dem Ausdrucke der Muthlosigkeit: „Nein, ich bin nicht zum Herrscher geschaffen, ich bin dazu geschaffen, die Feinde des Volkes zu bekämpfen!“

X.

Saint-Just, Robespierre's einziger Vertrauter, kam in dieser Zeit mehrere Male des Tages zu ihm und schloß sich mit ihm ein. Er versuchte seinen Meister zu einer weniger vagen Politik und zu entschiednern Plänen zu bestimmen.

Obgleich Saint-Just jung war, besaß er doch, wenn auch nicht in Bezug auf die Ideen, doch in Bezug auf den Charakter, die vollständige Reife eines Staatsmannes. Er war geborner Tyrann. Er besaß den Uebermuth der Herrschaft, ehe er die Stärke derselben besaß. Er gab dem Worte nur die Form des Befehles. Er war lakonisch wie der Wille. Sein Auftreten bei seinen Sendungen in die Lager und die gebieterische Art und Weise, auf welche er den Generalen gegenüber in der Mitte ihrer Armeen von seiner Autorität Gebrauch gemacht hatte, hatten ihm gezeigt, wie leicht die Menschen sich unter die Hand eines Einzigen beugen. Seine Tapferkeit und seine Erprobtheit im Feuer hatten ihm die Haltung eines Militairtribuns gegeben, der eben so bereit ist, einen Handstreich auszuführen, als zu erdenken. Robespierre war der einzige Mann, vor dem Saint-Just sich beugte, wie vor dem höhern und regelnden Gedanken der Republik. So achtete er, während er seine Langsamkeit misbilligte, seine Unschlüssigkeit und weihte sich selbst dazu, seinen Fall zu theilen. Mit Robespierre fallen, hieß für ihn, mit der Sache der Revolution selbst fallen. Er war ein ungeduldiger Schüler, aber doch immer ein

Schüler, er drängte das Orakel, aber er that ihm nicht Gewalt an.

Couthon, Lebas, Coffinhal, Buonarotti wurden oft zu diesen Conferenzen hinzugezogen. Sie waren alle aufrichtige Republikaner, fühlten aber wie Saint-Just, daß die Stunde der Krise gekommen sei und daß, wenn die Republik auf der einen Seite einen Tyrannen verabscheute, sie auf der anderen eine weniger schwankende und mehr verantwortliche Gewalt, wie die der Ausschüsse, nöthig habe. „Die öffentliche Meinung ist in Dir Mensch geworden,“ sagte Buonarotti zu Robespierre. „Wenn Du Dich zurückziehst, so verräthst Du nicht Dich, sondern das Volk selbst. Wenn Du stehen bleibst, während Du das Volk noch hinter Dir hast, nachdem Du es selbst vorwärts gestoßen hast, wird es über Dich weggehen und nach den Bösewichten als Führer greifen, die es in eine der Tyrannei nahe stehenden Anarchie stürzen werden.“ Wie in allen Krisen, in denen sich Robespierre mehr auf die Zeit und das Glück, als auf Entschlossenheit verlassen hatte, wählte er auch hier den Ausweg, sich für den Augenblick Gewalt anthun zu lassen; er glaubte, daß das Orakel von den Verhältnissen gegeben würde, und verließ sich auf das Verhängniß, diesen Aberglauben der Männer, die lange glücklich gewesen sind.

XI.

Indessen verständigten sich seine Freunde und er darüber, daß die Republik Institutionen nöthig habe, daß über den Ausschüssen ein höchster Leiter der Zweige der ausübenden Gewalt stehen müsse, und daß, wenn die Jacobiner, der Convent und das Volk den Entschluß faßten, der Regierung ein Haupt zu geben, Robespierre diese außerordentliche Magistratur übernehmen sollte. Außerdem kam man überein, die Gewalt den Mitgliedern der Ausschüsse schleunigst zu entreißen, die Jacobiner, diesen Stützpunkt für eine nachdrückliche Einwirkung auf den Convent, zu überwachen und zu sichten, sich des Generalrathes der Gemeine, dem die Empörer zu Gebote standen, zu bemächtigen, durch Henriot's Vermittlung die bewaffnete Macht von Paris zur Verfügung zu behalten, durch Saint-Just und Lebas der Stimmung

der Truppen in den Lagern zu schmeicheln, Deputirte auf Sendung, denen man nicht ganz trauen konnte, nach und nach aus den Departements zurückzuberufen, diejenigen, welche man im Verdachte hatte, ehrgeizige Pläne zu hegen, aus dem Convente zu entfernen, oder in der öffentlichen Meinung zu stürzen, endlich Robespierre im voraus eine so willkürliche, so absolute, so furchtbare gesetzliche Waffe zu schmieden, daß er, wenn er sich zu der höchsten Magistratur erhoben, nichts weiter zu verlangen brauchen würde, um alle Häupter unter das Gesetz der Einheit und unter das Niveau des Todes zu beugen. Robespierre behielt sich indeß vor, nur durch die Gewalt der Meinung zu wirken, nicht zur Empörung seine Zuflucht zu nehmen, die nationale Souverainetät in ihrem Mittelpunkte zu achten und nur den Titel und die Gewalt anzunehmen, die ihm von der Volksvertretung zuertheilt werden würde. Couthon erhielt den Auftrag, ein Decret abzufassen, welches den Ausschüssen die Dictatur übertrug. War diese Dictatur einmal vom Convente votirt, so sollte sie den Händen der Ausschüsse entrissen und im Nothfalle gegen sie gekehrt werden. Dies war das noch immer unaufgeklärte Decret, welches einige Tage später das Decret vom 22. Prairial genannt wurde. Saint-Just verschob seinen Abgang zur Rheinarmee um einige Tage, um in dem Ausschusse und in dem Convente einige von den Axiomen von der Rednerbühne herabzuschleudern, welche wie ein plötzliches Licht in die Seele einer Versammlung dringen, die Tiefe der Pläne ahnen lassen und die Phantasie auf das Unbekannte vorbereiten.

XII.

Die Lage war schrecklich, jeder Schritt gefährlich. Durch Danton's Tod war der Berg enthauptet worden. Die Mitglieder des Berges waren noch darüber erstaunt, daß sie sich durch einen so plötzlichen, so kühnen und so unerwarteten Handstreich einen Mann hatten rauben lassen, der mit allen seinen Wurzeln an ihnen hing, dessen Verlust sie ohne Seele, ohne Stimme und ohne Arm und der Allmächtigkeit der Ausschüsse überließ. Robespierre hatte durch diesen Staatsstreich eine Autorität und eine Achtung erlangt,

welche bei den Conventsmitgliedern Furcht, aber auch Haß erzeugten. Derjenige, welcher Danton vernichtet und ihm den Tod gegeben hatte, konnte Alles wagen und Alles thun. Bis dahin hatte man an Robespierre's Uneigennützigkeit geglaubt, jetzt glaubte man an seinen Ehrgeiz. Schon in dem bloßen Verdachte dieses Ehrgeizes lag eine Stärke für ihn. Es gibt Laster, welche die Feigheit der Menschen mehr achtet, als die Tugend. Von dem Augenblicke an, wo Robespierre sich bereit machte, zu herrschen, machte man sich bereit, ihm zu gehorchen. Den Tyrannen fehlen niemals Sklaven und der Tyrannei nie Ermuthigungen. Der ganze Berg stellte sich, als ob er Robespierre vergötterte.

Indessen mischte sich unter diese anscheinende Verehrung Furcht und Zorn. Die zahlreichen Freunde Danton's empfanden eine geheime Scham, daß sie ihn verlassen hatten. Danton's Name erweckte in ihnen Gewissensbisse. Sein Platz, der auf dem Berge leer blieb und den Niemand einzunehmen wagte, war ein unaufhörlicher Vorwurf für sie. Es schien ihnen, als sollte er jeden Augenblick sich von diesem leeren Sitze erheben und ihnen ihre Erbärmlichkeit und ihre Unterwürfigkeit vorwerfen. Sein Andenken lastete auf ihnen so lange, bis sie ihn gerächt hatten.

Indeß, mit Ausnahme einiger Blicke des Einverständnisses und einiger Anspielungen, wagte Niemand, seinem Nachbar anzuvertrauen, was sich in seinem Innern regte. Robespierre war darauf beschränkt, auf den Physiognomien zu lesen, ob er geliebt oder gehaßt wurde. Um eine Opposition zu entdecken, mußte er Mienen deuten.

XIII.

Unter die Mitglieder, deren bezeichnende Mienen Robespierre beunruhigten oder beleidigten, gehörten folgende: Legendre, der indessen die Maske der Unterwürfigkeit vornahm; Léonard Bourdon, der seinen Groll schlecht verhehlte; Bourdon (von der Oise), der für die Stummheit der Knechtschaft seine Zunge zu wenig zu beherrschen wußte; Collot d'Herbois, der ein zu großer Phrasenmacher war, um die Ueberlegenheit des Talentes ertragen zu können; Barrère, dessen

zweideutige Physiognomie selbst das Mistrauen zweifelhaft machte; Sieyès, der auch über sein Gesicht den dunkeln Schleier gedeckt hatte, der seine Seele verhüllte, so daß man darauf nur die Unempfindlichkeit eines Automaten lesen konnte; Barras, der sich unparteiisch stellte; Fréron, der die Thränen verbarg, welche sein Herz seit Lucile Desmoulin's Hinrichtung überströmten; Tallien, der seit der Einkerkerung Theresa Cabarus', die seinen Namen führte, nur schlecht eine düstere Traurigkeit verbarg; Carnot, dessen strenges und kriegerisches Antlitz die Verstellung verschmähte; Vadier, der bald einschmeichelnd, bald angreifend war; Louis (vom Niederrheine) der einen seinen Gewaltthätigkeiten entsprechenden Muth zeigte; Billaud-Varennes, ein Brutus, der einen Cäsar überwacht, dessen blasses, langes Gesicht, gefurchte Stirn, schmale Lippen, dessen stechender, wie in einem Hinterhalte lauernder Blick auf eine Natur deuteten, die schwer zu erkennen, mit Mühe zu beugen, unmöglich zu unterjochen ist; endlich Courtois, der Deputirte von der Aube, ein Freund Danton's, der nie seinen Verbrechen Beifall gezollt, aber nie sein Andenken verrathen hatte, ein redlicher Mann, dessen ehrenhafter und moralischer Republikanismus sein Herz nicht verhärtet hatte.

Einige Freunde Marat's und Hébert's, Deputirte, wie Carrier, Fouché und andere Conventsmitglieder, die man von ihren Sendungen zurückberufen hatte, um der gegen ihre Schreckensthaten sich erhebenden öffentlichen Stimme Genüge zu leisten, hielten sich zum Berge oder nahmen misvergnügt einen Platz in seinen Reihen ein. Die aus den Ueberresten der Gironde bestehende Ebene, die geschmeidiger und unterwürfiger wie jemals war, seit sie decimirt worden, schwieg, votirte und bewunderte. Aber zu einer Zeit, wo der Name Faction allein schon ein Verbrechen war, bekannte sich keiner zu einer Partei. Alle diese Männer trugen wirklichen oder erheuchelten Enthusiasmus zur Schau, und waren dem Anscheine nach einstimmig; alle gingen darauf aus, sich in der Menge zu verlieren, aus Furcht, bemerkt zu werden. Die Vereinzelung würde der Opposition, die Opposition dem Complote geglichen haben.

XIV.

Im Innern der beiden großen Ausschüsse, wo die Parteien sich näher berührten, zeichneten sie sich schärfer ab, ohne sich deshalb mehr zu bekennen. Vadier, Amar, Jagot, Louis (vom Niederrhein), David, Lebas, Lavicomterie, Moses Bayle, Elie Lacoste, Dubarran bildeten den Sicherheitsausschuß. Es waren Männer von unbedeutenden Talenten, die keine Bewegungen hervorriefen und allen Bewegungen folgten. Sie fingen erst dann an, in Bezug auf ihre Thätigkeit Nebenbuhler des Wohlfahrtsausschusses zu werden, als die Spaltungen dieses höchsten Ausschusses bald Billaud-Varennes und seine Freunde, bald Robespierre und die Seinigen zwangen, die Vereinigung der beiden Ausschüsse zu veranlassen, um so eine Majorität hervorzubringen. Fast alle diese Mitglieder des Sicherheitsausschusses bezeigten eine unbedingte Achtung vor den Meinungen Robespierre's. Indeß erinnerten sich einige mit bitterm Gefühle an Danton, andre an Hébert, andre endlich, wie Amar, Jagot, Louis (vom Niederrhein), Vadier, bestrebten sich, eine persönliche Geltung zu erlangen und mit dem Wohlfahrtsausschusse zu kämpfen. David und Lebas vertraten hier einzig und allein den Willen des Gebieters der Jacobiner, der erstere aus Kriecherei, der letztere aus Gefühl und Ueberzeugung.

XV.

In dem Wohlfahrtsausschusse, dem Mittelpunkte und Herde der Regierung, ließ die Abwesenheit mehrerer auf Sendung befindlicher Volksrepräsentanten die Berathungen und die Gewalt zwischen einer kleinen Anzahl Mitglieder schwanken, welche die Republik in sich zusammenfaßten. Dies waren damals Couthon, Saint-Just, Billaud-Varennes, Barrère, Collot d'Herbois, Carnot, Prieur und Robert Lindet.

Robespierre, Couthon und Saint-Just waren die Politiker; Billaud-Varennes, Barrère und Collot d'Herbois die Revolutionaire. Carnot, Robert Lindet und Prieur waren

die Verwaltungsmänner des Ausschusses. Die erstern regierten, die zweiten schlugen die Republik, die dritten dienten ihr.

Zwischen Robespierre's Partei und der Partei Billaud-Varenne's fingen verborgne, aber desto tiefergehende Spaltungen an, sich zu bilden. Carnot, Lindet, Prieur bemühten sich, diese Zerwürfnisse nicht durch die geschlossenen Thüren ihrer Sitzungen dringen zu lassen, um nicht für das gemeinschaftliche Wohl verderbliche Factionen außerhalb derselben zu ermuthigen. Zuweilen vereinigten sich diese drei Decemvirn mit Robespierre, öfter mit Billaud-Varennes und mit Barrère. Der selbstgenügsame Stolz Robespierre's, das herbe Wesen Couthon's, der Dogmatismus St.-Just's beleidigten diese Conventsmitglieder und brachten sie so gegen ihren Willen durch die natürliche Abstoßung der Charaktere zu einem apathischen Schweigen, welches einer Opposition glich. Wenn Robespierre nicht da war, wurde das Wort Tyrann ausgesprochen. Man sagte, er misbrauche abwechselnd das Reden und das Schweigen; er befehle wie ein Herr oder er schweige wie ein Oberer, der es nicht der Mühe werth halte, zu discutiren; er überließe dem Ausschusse die Verantwortlichkeit seiner Handlungen, nachdem er sie angeregt; er behielte sich vor, bei den Jacobinern zu tadeln, was er in den Tuilerien gebilligt habe; er heuchele Mäßigung, er trüge Milde zur Schau; er vertheidige die Opfer, deren Blut für seine eigne Größe am nothwendigsten wäre; er wälze alles Gehässige der Regierung auf seine Collegen; er gebe sie durch seine Absonderung der Verleumdung preis; er reiße allein alle Art von Popularität an sich; er hemme den Krieg in den Händen Carnot's, indem er seine Pläne durchkreuze; er lächle mit Geringschätzung auf seinem Sitze über die militairischen Großsprechereien Barrère's; er verberge gar nicht Hintergedanken, welche weiter gingen, als sein rechtmäßiger Einfluß im Ausschusse reiche; er nehme in den Sitzungen eine Haltung an, welche die Verachtung oder die Majestät eines Despoten verriethe. Keine Vertraulichkeit mildere seine Autorität; er käme spät; er träte mit nachlässigem Schritte ein; er setze sich nieder, ohne zu sprechen; er sähe vor sich auf die Tafel hin; er stütze den Kopf in die Hände; er wehre seinen Lippen, Lob oder Tadel auszusprechen; er stelle sich gewöhnlich zerstreut, oft

schlafend, um dadurch seine Gleichgültigkeit oder Theilnahmlosigkeit zu motiviren.

Das waren die Vorwürfe, welche mit leiser Stimme in den Ausschüssen gegen Robespierre umliefen.

XVI.

In der Gemeine herrschte er mit unbeschränkter Gewalt durch Fleuriot-Lescot und durch Payan, der eine Maire von Paris, der andre Nationalagent. Das Revolutionstribunal war ihm ergeben durch Dumas, Hermann, Souberbielle, Duplay und durch alle Geschwornen, die aus der Volksklasse gewählt waren, welche den Namen Robespierre vergötterte.

XVII.

Bei den Jacobinern herrschte Robespierre durch sich selbst. Er zeigte im Ausschusse Geringschätzung, Nachlässigkeit im Convente, aber in den Sitzungen dieser Gesellschaft war er jeden Abend unermüdlich, beredt, einschmeichelnd und furchtbar. Hier war seine Herrschaft. Er befestigte sie, indem er sie ausübte. Er gewöhnte die öffentliche Meinung daran, ihm zu gehorchen, um die Republik darauf vorzubereiten, sich freiwillig in seine Hand zu geben. Wenige Tage nach Danton's Hinrichtung fing er an, die Souverainetät auf ihrer Rednerbühne auszuüben.

Dufourny, der seit mehreren Jahren fast immer Präsident der Jacobiner gewesen war, hatte zuweilen gewagt, den Redner mitten in seinen Reden zu unterbrechen oder zu widersprechen. Er hatte sich außerdem gegen den Bericht St.-Just's und gegen die Aechtung der Dantonisten misbilligend geäußert. Er wurde von Vadier angegriffen und versuchte sich zu vertheidigen. Robespierre ließ den Groll, den er seit langer Zeit gegen Dufourny hegte, überströmen und sagte zu ihm: „Erinnere Dich daran, daß Chabot und Ronsin eines Tages ebenso unverschämt waren, wie Du, und daß die Unverschämtheit auf der Stirn der Stempel des Verbrechens ist. —“ „Bei mir ist es die Ruhe,“ antwortete Dufourny. — „Die Ruhe,“ erwiderte Robespierre.

„Nein, Ruhe wohnt nicht in Deiner Seele. Ich werde alle Deine Worte vornehmen, um Dich vor den Augen des Volks zu zeigen, wie Du bist. Die Ruhe! Die Verschwörer berufen sich immer darauf, aber sie werden sie nie besitzen. Wie! sie wagen Danton, Lacroix und ihre Mitschuldigen zu beklagen, während die Verbrechen dieser Menschen mit unserm Blute geschrieben sind, während Belgien noch die Spuren ihrer Verrätherei trägt. Du glaubst uns durch Deine hinterlistigen Pläne irre zu leiten! Es wird Dir nicht gelingen. Du warst der Freund Fabre d'Eglantine's." Nach dieser heftigen Anrede stellte Robespierre Dufourny als einen Intriganten, einen Ehrgeizigen, einen um Popularität Bettelnden dar und verlangte seine Ausstoßung. Dufourny, durch einen Zornausbruch, der damals fast so viel wie ein Todesurtheil war, niedergeschmettert, bereute es zu spät, nicht eher Robespierre's Macht und Haß geahnet zu haben. Er wurde den Sicherheitsausschuß übergeben.

XVIII.

Saint-Just's Rolle wurde mit jedem Tage im Convente bedeutender. Er bemühte sich, den Geist der Republik bis zu einer vollkommnen Wiedergeburt der Gesellschaft zu erheben. Seine Maximen hatten den Dogmatismus und fast die Autorität eines Propheten. Man glaubte in diesem so schönen, so jungen, so begeisterten Manne den Vorläufer eines neuen Zeitalters zu erblicken. „Man muß," sagte er in einem Berichte über das Polizeiwesen, „einen neuen Gesellschaftsverband machen. Man muß zum Verständniß bringen, daß die revolutionaire Regierung weder der Eroberungszustand, noch der Kriegszustand ist, sondern der Uebergang vom Bösen zum Guten, von der Verderbtheit zur Rechtlichkeit, von schlechten Maximen zu ehrenhaften Maximen. Ein Revolutionair ist unbeugsam, aber er ist gefühlvoll, sanft, höflich, mäßig. Er trifft im Kampfe, er vertheidigt die Unschuld vor den Richtern. Jean Jacques Rousseau war Revolutionair, er war ohne Zweifel weder frech noch grob. Seid so wie er! Erwartet keinen andern Lohn, als die Unsterblichkeit. Ich weiß, daß alle die, welche das Gute gewollt haben, untergegangen sind. Codrus wurde

in einen Abgrund gestürzt. Lykurg wurde von den Schurken Sparta's ein Auge ausgeschlagen und er starb in der Verbannung. Phocion und Sokrates tranken den Giftbecher. Und Athen bekränzte sich an diesem Tage mit Blumen. Gleichviel; sie hatten das Gute gethan. Wenn dieses Gute für ihr Land verloren war, blieb es doch der Gottheit nicht verborgen! Ein gutes öffentliches Gewissen bilden, das ist die wahre Polizei. Dieses Gewissen, das sich überall gleich ist, wie das menschliche Herz, beruht auf der Neigung des Volkes zum allgemeinen Wohle. Ihr seid strenge gewesen, und ihr mußtet es sein. Unsere Väter mußten gerächt werden, und die Monarchie, dieser ungeheure Sarg so vieler geknechteten Generationen, mußte unter ihre Trümmer begraben werden. Was wäre aus einer Republik geworden, die Nachsicht mit ihren erbitterten Feinden gehabt hätte? Wir haben das Schwert dem Schwerte entgegengestellt, und die Freiheit ist begründet worden! Sie ist aus dem Schooße der Stürme und der Schmerzen hervorgegangen, wie die Welt, welche aus dem Chaos hervorgeht, und wie der Mensch, welcher weinend zur Welt kommt." (Der Convent klatscht mit Enthusiasmus Beifall zu.)

„Mögen die andern Völker uns ihre Geschichte sagen. War ihre Wiege weniger von Stürmen umgeben? Sie haben Jahrhunderte der Thorheit und wir haben fünf Jahre des Widerstands gegen die Unterdrückung und eines Misgeschicks, welches die großen Männer schafft! Alles unter der Sonne hat einen Anfang."

„Lieben wir ein bescheidnes Leben. Ehrgeizige, geht auf den Kirchhof, wo die Verschwörer und die Tyrannen mit einander schlafen, und entscheidet euch zwischen dem Rufe, der ein leerer Schall ist, und dem wahren Ruhme, der die Selbstachtung ist. Verjagt von eurem Boden alle die, welche die Tyrannei beklagen. Die Welt hat Raum genug für sie. Es wäre eine Ungerechtigkeit, ihnen ein ganzes Volk zu opfern. Es wäre Unmenschlichkeit, nicht die Guten von den Bösen sondern zu wollen. Man beschuldigt die Regierung der Dictatur. Seit wann sind denn die Feinde der Revolution so für die Aufrechterhaltung der Freiheit besorgt? In Rom gab es Niemand, der so schamlos war, Cicero die Strenge vorzuwerfen, welche

er gegen Catilina entfaltete. Nur Cäsar bedauerte diesen Verräther! An euch ist es, der Welt die Spuren eures Genies aufzudrücken! Schafft bürgerliche Institutionen, an die noch Niemand gedacht hat! Dadurch werdet ihr die Vollkommenheit eurer Demokratie kundgeben. Zweifelt nicht. Alles, was jetzt um uns herum besteht, muß ein Ende nehmen, weil Alles, was um uns herum besteht, ungerecht ist. Die Freiheit wird die Welt erfüllen. Mögen die Factionen verschwinden! Möge der Convent allein über allen Gewalten schweben. Mögen die Revolutionaire Römer und nicht Barbaren sein!"

XIX.

Diese lyrischen Maximen schienen mitten unter den Schrecknissen der Zeit eine Aussicht auf eine bessere Zukunft zu eröffnen. Der Convent zollte ihnen den begeistertsten Beifall. Er war der Strenge überdrüssig. Er nahm die geringsten Anzeichen künftiger Milde günstig auf. Er sehnte sich darnach, wieder aufzubauen.

Robespierre und seine Freunde kamen dem Convente, was dieses Gefühl betraf, zuvor. Man wußte, daß St.-Just's Worte nur die vertraulichen Mittheilungen des Meisters waren, die er auf die Rednerbühne brachte, um die öffentliche Meinung zu prüfen. Es gab in Robespierre zwei Menschen: er war der Feind der alten und der Apostel der neuen Ordnung der Dinge. Danton's Tod hatte seine erste Rolle beendet. Er war ungeduldig darauf, die zweite zu beginnen. Der Hinrichtungen überdrüssig, wollte er, wie er sagte, die Regierung auf die Moral und die Tugend, diese beiden Grundpfeiler der menschlichen Seele, begründen. Damit Moral und Tugend nicht unnütze Worte wären und nicht in die Leere hineinschallten, mußte dem Volke die große Idee Gottes, welche allein der Tugend eine Bedeutung geben kann, enthüllt werden. Das Gesetz ist nichts, wenn es nur der Ausdruck des menschlichen Willens ist. Um es zu heiligen, muß es zum Ausdruck des göttlichen Willens gemacht werden. Der Gehorsam gegen das menschliche Gesetz ist nur Knechtschaft. Was diesen Gehorsam zur Pflicht macht, ist das Gefühl, welches ihn auf Gott zurückführt.

So wird die Gesellschaft, welche in den Augen des Atheisten Tyrannei ist, in den Augen des Deisten Religion. Dieser Name macht das Gesetz, indem er es heiligt, stärker, weil es Gott zum Richter und Rächer hat.

Die Idee Gottes, dieser gemeinschaftliche Schatz aller Religionen auf der Erde, war bei dem Umsturze alles Glaubens mit fortgerissen worden und untergegangen; sie war durch die Aechtungen und durch die Parodien des katholischen Cultus, welche Hébert und Chaumette in Bezug auf die Kirchen, die Priester und die Ceremonien hervorgerufen hatten, im Geiste des Volks verstümmelt und vernichtet worden. Das Volk, welches leicht das Symbol mit der Idee zusammenwirft, hatte geglaubt, daß Gott ein gegenrevolutionaires Vorurtheil wäre. Die Republik schien die Unsterblichkeit der Seele aus ihrem Gebiete und aus ihrem Himmel vertrieben zu haben. Der Atheismus, der offen gepredigt wurde, war für die einen eine Rache dafür gewesen, daß sie sich so lange unter das Joch eines jetzt von ihnen verworfenen Cultus gebeugt hatten, für die andern eine ihren Verbrechen günstige Theorie. Das Volk hatte geglaubt, daß es, wenn es die göttliche Kette des Glaubens an Gott sprengte, auch zugleich alle Bande der Pflicht sprengte. Der Schrecken auf Erden hatte die Gerechtigkeit im Himmel ersetzen müssen. Jetzt, da man das Schaffot zur Seite schieben und Institutionen einführen wollte, mußte dem Volke wieder ein Gewissen gegeben werden. Ein Gewissen ohne Gott ist ein Tribunal ohne Richter. Das Licht des Gewissens ist nichts anderes, als der Abglanz der Idee Gottes in der Seele des Menschen. Verlöscht den Glauben an Gott und es wird Nacht in der Seele des Menschen; man kann nach Belieben die Tugend als Verbrechen und das Verbrechen als Tugend ansehn.

XX.

Robespierre fühlte diese Wahrheiten tief. Obgleich man es nicht glauben möchte, so muß man doch gestehen, daß er diese Wahrheiten nicht allein wie ein Politiker begriff, der dem Himmel eine Kette entlehnt, um die Menschen desto sicherer zu fesseln, sondern auch als ein wirklicher Bekenner

des Glaubens, der sich von allen andern vor der Idee beugt, welche er dem Volke als einen Gegenstand der Verehrung geben will. Er war eine Art von Mahomet. Die Stunde des Wiederaufbauens nahte heran. Er wollte vor Allem die Seele der Nation wieder neu gestalten. Dieselbe Hand, die ihr alle Gewalt gab, mußte ihr auch alles Licht geben. Eine Republik, die keine andre, als eine moralische Souverainetät haben sollte, mußte ganz und gar ein göttliches Princip zur Grundlage haben.

Bei dem Zustande geistiger Auflösung und bei dem Verfalle der religiösen Ideen, wohin die materialistischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, die Girondisten ihre Schüler und die Atheisten ihre Henker, den öffentlichen Geist geführt hatten, im Angesichte des grausamen Comödianten Collot d'Herbois, des spöttischen Skeptikers Barrère, des unerbittlichen Kirchenschänders Billaud-Varennes, des schamlosen Materialisten Lequinio, den Freunden Hébert's, den Genossen Danton's, jener Menge gegen jeden Cultus gleichgültiger Menschen, welche in den Ausschüssen und im Convente saßen, gegenüber, gehörte nichts geringeres als der Nimbus Robespierre's dazu, um dem Zorne und dem Spotte Trotz zu bieten, welchen ein solcher Versuch leicht in der öffentlichen Meinung hervorrufen konnte. Robespierre verhehlte es sich nicht. Darum wollte er auch erst nach diesem Acte den Schrecken abnehmen lassen. Er fühlte über sich eine große Wahrheit und in dieser Wahrheit eine große Stärke. Er wagte, aber er wagte, ohne zu zaudern und ohne entmuthigt zu werden. „Ich weiß," sagte er zu einem seiner Freunde, „daß ich von der Idee niedergeschmettert werden kann, die ich über das Haupt des Volkes hereinbrechen lassen will." Mehrere seiner Freunde riethen ihm von seinem Plan ab. Er bestand hartnäckig darauf. Anfangs April verbrachte er mehrere Tage im Walde zu Montmorency. Er besuchte oft die Hütte, welche Jean Jacques Rousseau bewohnt hatte. Er beendete seinen Bericht in dem nämlichen Hause und in dem nämlichen Garten, unter den nämlichen Bäumen, unter welchen sein Meister so herrlich über Gott geschrieben hatte.

XXI.

Am 20. Prairial stieg er mit seinem Berichte in der Hand auf die Rednerbühne. Niemals, sagen die noch lebenden Augenzeugen, verrieth seine Erscheinung eine solche Spannung des Willens. Niemals hatte seine Stimme aus seiner Seele einen feierlichern Ausdruck moralischer Autorität geschöpft. Er schien nicht mehr wie ein Tribun zu sprechen, der ein Volk erregt oder ihm schmeichelt, selbst nicht wie ein Gesetzgeber, der vergängliche Gesetze erläßt, sondern wie ein Gottgesandter, der den Menschen eine Wahrheit bringt. Der Gesetzgeber, der eine von den Jahrhunderten verdunkelte und entstellte Idee im menschlichen Herzen wiederherstellt, schien in diesem Augenblicke Robespierre auf gleicher Stufe mit dem Philosophen zu stehn, der sie faßt. Die Haltung des Convents, der theils aus Furcht, theils aus Ehrerbietung sich schweigend und aufmerksam zeigte, entsprach dem Ernst der Idee, mit welcher er sich beschäftigen sollte.

„Bürger," sagte Robespierre nach einer den Umständen entsprechenden Einleitung, „jede Lehre, welche die Gemüther tröstet und erhebt, muß man annehmen; stoßt alle die zurück, welche sie zu entwürdigen und zu verderben suchen. Belebt, steigert alle edeln Gesinnungen und alle großen moralischen Ideen, die man hat ersticken wollen. Wer hat Dir denn den Auftrag gegeben, dem Volke zu verkünden, daß die Gottheit nicht existirt, Dir, der Du für diese ertödtende Lehre glühst und der Du niemals für das Vaterland glühtest? Welchen Vortheil findest Du dabei, den Menschen zu überreden, daß eine blinde Gewalt über seinem Geschicke steht und nach des Zufalls Wahl das Verbrechen und die Tugend trifft? daß seine Seele nur ein leichter Hauch ist, der an den Pforten des Grabes erlischt?

„Wird die Idee seines Zerfließens in das Nichts ihm reinere und erhabnere Gesinnungen einflößen, als die seiner Unsterblichkeit? Wird sie ihm mehr Achtung vor seinen Mitmenschen und vor sich selbst, mehr Aufopferung für das Vaterland, mehr Kühnheit, der Tyrannei Trotz zu bieten, mehr Todesverachtung einflößen? Ihr, die ihr um einen

tugendhaften Freund trauert, ihr denkt gern daran, daß sein bestes Theil nicht ein Raub des Todes geworden ist! Ihr, die ihr am Sarge eines Sohnes oder einer Gattin weint, werdet ihr von dem getröstet, der euch sagt, daß von ihnen nichts als eine Handvoll elender Asche übrig bleibt? Ihr Unglücklichen, die ihr unter den Streichen eines Mörders euer Leben verhaucht, euer letzter Seufzer ist eine Berufung an die ewige Gerechtigkeit! Die Unschuld auf dem Blutgerüste macht den Tyrannen auf seinem Triumphwagen erbleichen. Würde sie diese Kraft besitzen, wenn das Grab den Unterdrücker und den Unterdrückten gleich machte? Jemehr ein Mensch mit Gemüth und mit Geist begabt ist, destomehr schließt er sich an die Ideen an, welche sein Wesen größer machen und sein Herz erheben, und die Lehre der Menschen solcher Art wird die der ganzen Welt.

„Die Idee des höchsten Wesens und der Unsterblichkeit der Seele ist eine beständige Berufung an die Gerechtigkeit; diese Idee ist also eine sociale und republikanische Idee (Beifallsbezeigungen). Ich weiß nicht, daß irgend ein Gesetzgeber daran gedacht hätte, den Atheismus zu einer Staatsreligion zu machen. Ich weiß, daß die Weisesten unter ihnen sich erlaubt haben, einige Erdichtungen unter die Wahrheit zu mischen, entweder um auf die Einbildungskraft unwissender Völker zu wirken, oder um sie fester an ihre Institutionen zu binden. Lykurg und Solon nahmen die Autorität der Orakel zu Hülfe, und Sokrates selbst hielt sich, um der Wahrheit bei seinen Mitbürgern Eingang zu verschaffen, für verpflichtet, sie zu überreden, daß sie ihm von seinem Dämon eingegeben worden wäre.

„Ihr werdet ohne Zweifel hieraus nicht den Schluß ziehn, daß man die Menschen täuschen müsse, um sie zu belehren, sondern nur den Schluß, daß ihr glücklich seid, in einem Jahrhunderte und in einem Lande zu leben, deren Bildung uns keine andre Aufgabe zu erfüllen übrig läßt, als die Menschen zur Natur und zur Wahrheit zurückzuführen.

„Ihr werdet euch wohl hüten, das heilige Band zu zerreißen, das sie mit dem Urheber ihres Seins verknüpft.

„Und was hatten die Verschwörer an die Stelle dessen, was sie zerstörten, gesetzt? Nichts, als das Chaos, die Leere und die Gewalt. Sie verachteten das Volk zu sehr,

um sich die Mühe zu nehmen, es zu überreden; anstatt es aufzuklären, wollten sie es nur verleiten und entarten.

„Wenn die Prinzipien, die ich bis jetzt auseinandergesetzt habe, irrige sind, so theile ich wenigstens diesen Irrthum mit Allem, was die Welt verehrt. Laßt uns hier auf die Lehren der Geschichte achten. Bemerkt wohl, ich bitte euch, wie die Männer, welche auf das Geschick der Staaten Einfluß gehabt haben, durch ihren Charakter und durch das Wesen selbst ihrer politischen Ansichten zu einem von den beiden entgegengesetzten Systemen hingezogen wurden. Seht ihr, mit welcher tiefen Kunst Cäsar, als er im römischen Senate zu Gunsten der Mitschuldigen Catilina's spricht, sich in einer Abschweifung gegen das Dogma der Unsterblichkeit der Seele ergeht? So sehr scheinen ihm diese Ideen geeignet zu sein, in dem Herzen der Richter die Energie der Tugend zu ersticken, so sehr scheint ihm die Sache des Verbrechens mit der des Atheismus verknüpft! Cicero dagegen rief auf die Verräther das Schwert des Gesetzes und den rächenden Strahl der Götter herab. Sokrates unterhielt sich vor seinem Tode mit seinen Freunden über die Unsterblichkeit der Seele. Leonidas, als er bei den Thermopylen mit seinen Waffengefährten zu Abend aß, als er den heldenmüthigsten Vorsatz, den je die menschliche Tugend gefaßt, ausführen wollte, lud sie für den folgenden Tag zu einem andern Mahle in einem neuen Leben ein. Es ist weit von Sokrates bis zu Chaumette und von Leonidas bis zum Père Duchesne (Beifallsbezeigungen).

„Ein großer Mann, ein wahrer Held hat zu viel Achtung vor sich selbst, als daß er an der Idee seiner Vernichtung Gefallen finden sollte. Ein Bösewicht, der in seinen eignen Augen verächtlich und in den Augen Andrer abscheulich ist, fühlt, daß die Natur ihm kein schöneres Geschenk geben kann, als das Nichts (Beifallsbezeigungen).

„Eine Sekte verbreitete mit vielem Eifer den Materialismus, der bei den starken und schönen Geistern das Uebergewicht bekam; von ihr stammt größtentheils jene Art praktischer Philosophie her, welche den Egoismus in ein System bringt, die menschliche Gesellschaft als einen mit List geführten Krieg, den Erfolg als die Regel des Rechts und des Unrechts, die Redlichkeit als eine Sache des Ge-

schmacks und der Schicklichkeit, die Welt als das Erbe geschickter Schelme ansieht.

„Unter denen, welche sich in der Zeit, von der ich spreche, unter den Schriftstellern und Philosophen bemerkbar machten, zeigte ein Mann, Rousseau, sich durch den hohen Schwung seines Gemüthes und durch die Größe seines Charakters des Amtes würdig, der Lehrer des menschlichen Geschlechtes zu sein. Er griff die Tyrannei mit Freimuth an. Er sprach mit Begeisterung von der Gottheit; seine männliche, redliche Beredtsamkeit zeichnete mit Flammenzügen die Reize der Tugend; sie vertheidigte jene tröstenden Dogmen, welche die Vernunft dem menschlichen Herzen als Stützen gibt. Die Reinheit seiner Lehre, die er eben so sehr aus der Natur und aus seinem tiefen Hasse gegen das Laster, wie aus seiner unbesiegbaren Verachtung der ränkesüchtigen Sophisten, welche den Namen von Philosophen an sich rissen, schöpfte, zog ihm den Haß und die Verfolgung seiner Nebenbuhler und seiner falschen Freunde zu. Ach! wer kann daran zweifeln, daß sein edles Gemüth mit der größten Begeisterung die Sache der Gerechtigkeit und der Gleichheit erfaßt haben würde, wenn er hätte Zeuge der Revolution sein können, deren Vorläufer er war und die ihn ins Pantheon gebracht hat! Aber was haben seine feigen Gegner für sie gethan? Sie haben die Revolution von dem Augenblicke an bekämpft, wo sie gefürchtet haben, daß sie das Volk über sie erheben möchte.

„Der Verräther Guadet machte einem Bürger ein Verbrechen daraus, daß er den Namen der Vorsehung ausgesprochen hatte! Wir haben bald nachher gehört, wie Hébert einen andern anklagte, weil er gegen den Atheismus geschrieben hatte! Waren es nicht Vergniaud und Gensonné, die in eurer Gegenwart und auf eurer Rednerbühne dafür eiferten, aus der Einleitung der Constitution den Namen des höchsten Wesens, dem ihr darin eine Stelle gegeben hattet, zu verbannen? Danton, der mitleidig bei den Worten Tugend, Ruhm, Nachwelt lächelte, Danton, dessen System war, Alles, was die Seele erheben kann, zu erniedrigen, Danton, der bei den größten Gefahren der Freiheit kalt und stumm war, sprach nach ihnen mit großer Heftigkeit zu Gunsten derselben Meinung.

„Fanatiker, erwartet nichts von uns! Die Menschen wieder zum reinen Cultus des höchsten Wesens zurückführen, heißt gegen den Fanatismus einen tödtlichen Streich führen. Alle Fictionen verschwinden vor der Wahrheit und alle Thorheiten fallen vor der Vernunft. Ohne Zwang, ohne Verfolgung müssen alle Sekten von selbst in die allgemeine natürliche Religion aufgehen (Beifallsbezeigungen). Ehrgeizige Priester erwartet also nicht, daß wir daran arbeiten, eure Herrschaft wiederherzustellen! Ein solches Beginnen würde selbst unsre Macht übersteigen (Beifallsbezeigungen). Ihr habt euch selbst getödtet und man ersteht ebenso wenig wieder zum moralischen Leben, wie zur physischen Existenz.

„Und welche Gemeinschaft haben übrigens die Priester mit Gott? Wie verschieden ist nicht der Gott der Natur von dem Gott der Priester? (anhaltender Beifall.) Ich kenne nichts, was dem Atheismus so ähnlich sieht, als die Religionen, die sie gemacht haben; sie haben das höchste Wesen so oft entstellt, daß sie es vernichtet haben, so weit es in ihrer Macht stand; sie haben bald eine feurige Kugel, bald einen Stier, bald einen Baum, bald einen Menschen, bald einen König daraus gemacht. Die Priester haben einen Gott nach ihrem Ebenbilde gemacht; sie haben ihn eifersüchtig, launisch, habgierig, grausam, unversöhnlich gemacht; sie haben ihn behandelt, wie ehemals die Majordomus die Abkömmlinge Chlodwig's behandelten, um unter seinem Namen zu herrschen und um seine Stelle einzunehmen; sie haben ihn in den Himmel verwiesen, wie in einen Palast und haben ihn nur auf die Erde gerufen, um zu ihren Besten Reichthümer, Ehrenstellen, Vergnügungen und Macht zu verlangen (lebhafter Beifall). Der wahre Priester des höchsten Wesens ist die Natur, sein Tempel die Welt, sein Cultus die Tugend, sein Fest die Freude eines großen Volkes, das versammelt ist unter seinen Augen, um die süßen Bande der allgemeinen Verbrüderung zu knüpfen, und um ihm fühlende und reine Herzen als Huldigung darzubringen.

„Lassen wir die Priester und kehren wir zur Gottheit zurück (Beifallsbezeigungen), stützen wir die Moral auf ewige und heilige Grundlagen, flößen wir dem Menschen jene religiöse Achtung vor dem Menschen ein, jenes tiefe Gefühl

seiner Pflichten, welches die einzige Bürgschaft des socialen Glücks ist.

Wehe dem, welcher diese erhabne Begeisterung zu verlöschen und jenen moralischen Instinkt des Volkes, welcher das Prinzip aller großen Handlungen ist, durch trostlose Lehren zu ersticken sucht! Euch, ihr Volksvertreter, kommt es zu, den Wahrheiten, die wir soeben auseinandergesetzt haben, den Sieg zu verschaffen. Trotzt dem sinnlosen Geschrei der dünkelhaften Unwissenheit und der heuchlerischen Bosheit! Sind wir denn wirklich von einer solchen Verderbtheit umgeben, daß wir Muth dazu nöthig hätten, diese Lehren zu proklamiren! Würde die Nachwelt glauben können, daß die besiegten Factionen die Kühnheit so weit getrieben hätten, uns des Moderantismus und der Aristokratie zu beschuldigen, weil wir auf die Idee der Gottheit und der Moral zurückgeführt haben? Würde sie glauben, daß man selbst in diesem Saale zu sagen gewagt habe, daß wir dadurch die menschliche Vernunft um mehrere Jahrhunderte hätten rückwärts schreiten lassen?

„Wir wollen nicht darüber erstaunen, wenn alle gegen euch verbündete Bösewichte für uns den Giftbecher zu mischen scheinen, aber ehe wir ihn trinken, wollen wir das Vaterland retten (Beifallsbezeigungen). Das Schiff, welches das Glück der Republik trägt, ist nicht dazu bestimmt, Schiffbruch zu leiden, es segelt unter euerm Schutze, und die Stürme werden gezwungen sein, es zu achten (neue Beifallsbezeigungen).

„Die Feinde der Republik sind sämmtlich verderbte Menschen (Beifallsbezeigungen). Der Patriot ist nichts weiter, als ein rechtschaffner und hochherziger Mann im vollsten Sinne des Wortes (Beifallsbezeigungen). Die Könige vernichten, will nicht viel sagen, man muß dem Charakter des französischen Volkes bei allen Völkern Achtung verschaffen. Wenn alle Leidenschaften ungeahndet den Schooß des Vaterlandes zerreißen, würden wir unsonst den Ruhm unserer Waffen bis ans Ende der Welt tragen. Laßt uns gegen den Taumel des Sieges selbst mistrauisch sein. Laßt uns schrecklich in unsern Niederlagen, bescheiden in unsern Triumphen sein (Beifallsbezeigungen), und laßt uns mitten unter uns durch die Weisheit und die Moral den Frieden und

das Glück fest begründen. Das ist der wahre Zweck unserer Arbeiten, das ist die heldenmüthigste und schwierigste Aufgabe. Wir glauben zur Erreichung dieses Zweckes beizutragen, wenn wir euch folgendes Decret vorschlagen:

Art. 1. Das französische Volk erkennt die Existenz des höchsten Wesens und die Unsterblichkeit der Seele an.

Art. 2. Es erkennt an, daß die würdige Verehrung des höchsten Wesens die Ausübung der Pflichten des Menschen ist."

XXII.

Einstimmige Beifallsbezeigungen begrüßten diese erste Rückkehr der Revolution zu Gott. Feste wurden decretirt, um den Menschen wieder an die Idee der Unsterblichkeit und ihre Folgerungen zu erinnern. Das erste und feierlichste sollte zehn Tage nach der Ablegung dieses Glaubensbekenntnisses stattfinden.

Deputationen des Jacobinerclubs wünschten der Nationalvertretung Glück, die Gerechtigkeit und die Freiheit bis zu ihrer Quelle zurückgeführt zu haben. Cambon, ein unbescholtner, gläubiger Christ, verlangte, die Tempel sollten für die Entweihungen des Atheismus gerächt werden. Couthon forderte in einer begeisterten Anrede die materialistischen Philosophen heraus, den höchsten Gebieter der Welt vor der Majestät seiner Werke zu leugnen, und die Vorsehung zu leugnen vor der Wiedergeburt des erniedrigten Volkes. Das Schauspiel dieses gebrechlichen und siechen Mannes, der von zwei seiner Collegen auf der Rednerbühne aufrecht erhalten wurde, und der mitten unter dem vergoßnen Blute die Existenz seines Richters im Himmel und die Unsterblichkeit seiner Seele bekannte, bezeugte, daß Couthon einen fanatischen Glauben besaß, der ihm selbst hinter der Heiligkeit des Zweckes die Abscheulichkeit der Mittel verbarg.

Wie groß auch der Abstand zwischen Robespierre's blutigem Rufe und seiner Rolle als Wiederhersteller der göttlichen Idee war, so ging er doch aus dieser Sitzung größer, als er hineingetreten war. Er hatte mit muthiger Hand das Siegel des öffentlichen Gewissens gelöst; dieses

Gewissen antwortete ihm in der Nation und in ganz Europa mit stillem Beifall. Er hatte sich befestigt und hatte, so zu sagen, versucht, sich selbst zu heiligen, indem er mit dem höchsten Gedanken der Menschheit ein Bündniß schloß. Derjenige, welcher Angesichts des Volkes Gott bekannte, würde, sagte man, nicht zaudern, sich vom Verbrechen und Tod loszusagen. Alle des Hasses oder der Kämpfe müden Herzen wünschten heimlich Robespierre die Allgewalt. Ein solcher allgemeiner Wunsch ist da, wo die Regierung auf der öffentlichen Meinung beruht, schon wirklich Allgewalt. Er hatte an diesem Tage von dem Altare der Idee, die er proklamirt hatte, die moralische Dictatur genommen. Die Kraft und die Größe des Dogmas, das er der Republik wiedergegeben hatte, schien seinen Namen zu umstrahlen. Am folgenden Tage wurden die sterblichen Ueberreste Jean Jacque Rousseau's in das Pantheon gebracht, damit der Meister im Triumphe des Schülers begraben werden möchte. Robespierre gab den Gedanken dieser Apotheose ein. Durch diese der religiösen und fast christlichen Philosophie Jean Jacques Rousseau's dargebrachte Huldigung gab er der Revolution ihre wahre Bedeutung.

Achtundfunfzigstes Buch.

I.

Die Hoffnungen auf die Wiederkehr der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, die man in der Sitzung, die wir soeben erzählt haben, geschöpft hatte, wurden durch zwei zufällige Umstände vertagt. Diese beiden Umstände verhinderten Robespierre seine Pläne zu enthüllen und die Revolutionsregierung zu mäßigen, indem er sich über die Ausschüsse erhöbe. Er wagte nicht zwei Unternehmen zugleich, von denen eins hinreichen konnte, seine Popularität bloszustellen. Er hatte sich gegen den Atheismus gewendet, er dachte darauf, sich gegen den Schrecken zu wenden. Aber er glaubte der Herrschaft der Terroristen noch einige Tage gönnen zu müssen, um sich der Macht der öffentlichen Meinung zu versichern, die nothwendig war, um alle seine Collegen unter seinen Willen zu beugen. Die Ausschüsse waren voll seiner geheimen Feinde. Er wußte, daß sie bereit waren das geringste Zeichen von Mäßigung von seiner Seite gegen ihn zu misbrauchen und ihn durch die Hand des Berges unter einer Anklage der Milde, die sie in Verrath verkehrt haben würden, zu erdrücken. Er hüllte sich Billaud-Varennes, Barrère, Collot d'Herbois und Vadier gegenüber in eine

Unbeugsamkeit, welche die dieser Dezemvirn herausforderte. Er konnte sie seiner Meinung nach nur mit ihren eignen Waffen bezwingen, und um sich gegen sie wenden zu können, mußte er scheinbar weiter gehen, als sie. So wuchs der Schrecken durch die Absicht selbst, ihm Einhalt zu thun. Man weitteiferte mit einander in Verdacht, Aechtung und Grausamkeit. Das Blut floß mehr als je in Strömen. Die Opfer, die abscheulicher Weise während dieser Vertagung hingeschlachtet wurden, fluchten gleichmäßig der Barbarei der Einen und der Verstellung der Andern. Den blutigen Proscriptionen ihren Lauf lassen, um andere zu verhüten, bleibt immer proscribiren.

Die Ausschüsse vermutheten diese Gedanken der Mäßigung in Robespierre, und suchten sie zu paralysiren, indem sie geflissentlich seinen Namen zu ihrer Aegide und die Furcht vor seinen Vorwürfen zum Vorwande für die Hinrichtungen machten. Es war dies einer der Momente, wo Robespierre unter den tiefsten Gewissensbissen und unter der tiefsten Demüthigung in sein eignes Herz hinabsteigen und bitterlich bereuen mußte, die Bahn des Bluts gewählt zu haben, um ein Volk zur Wiedergeburt zu führen. Die Menschen, die er vorwärts gestoßen hatte, rissen ihn nun ihrerseits mit sich fort. Er diente ihnen, während er sie verabscheute.

II.

Einer jener Abenteurer, welche ein alltägliches Schicksal in ihrem Elende hin- und herstößt und die den Menschen die Schuld von dem beimessen, was der Zufall über sie verhängt, war nach Paris gekommen, um Robespierre zu tödten. Er nannte sich Ladmiral. Er war in den Gebirgen des Puy-de-Dôme geboren, wo gewisse Charaktere rauh und vulkanisch sind wie ihr Boden. Er hatte vor der Revolution eine Stelle im Hause des ehemaligen Ministers Bertin gehabt. Dann hatte er durch Dumouriez eins jener unsichern Aemter erhalten, die von dem Sieger in einem eroberten Lande geschaffen werden. Die Wechselfälle des Kriegs und der Revolution hatten ihm sein Amt genommen. Er wurde ungeduldig über seine Herabgekommen-

heit und erbittert über seine Noth. Er nahm sein Misvergnügen für eine politische Meinung. Er war entrüstet über die Unterdrücker seines Vaterlandes. Er wollte sterben und einige der berühmten Tyrannen mit sich in den Tod hineinreißen, an deren Namen sich dann auch der Name ihres Mörders knüpfen und ihn unsterblich machen würde.

Robespierre war der Erste, der Ladmiral's Gedanken auf sich ziehen mußte. Der Schrecken führte den Namen Robespierre's. Er trug die Verantwortlichkeit für seine Zeit.

Ladmiral hatte bei seiner Ankunft in Paris zufällig eine Wohnung in dem Hause gemiethet, das Collot d'Herbois bewohnte. Er versah sich mit Pistolen und Dolchen. Er lauerte Robespierre auf. Er erwartete ihn selbst ganze Tage lang in den Gängen des Wohlfahrtsausschusses. Der Zufall entzog ihm immer sein Opfer. Des langen Wartens auf diesen müde, glaubte er, das Schicksal bezeichne ihm einen andern. Er erwartete Collot d'Herbois auf der Treppe seines Hauses, in dem Augenblicke wo dieser Aechter von Lyon in der Nacht aus der Sitzung der Jacobiner heimkam. Er feuerte zwei Pistolenschüsse auf ihn ab. Der erste Schuß versagte, der zweite ging nur langsam los. Collot wich aus und die Kugel fuhr in die Mauer. Collot und sein Mörder, die sich gefaßt hatten, kämpften Mann an Mann und rollten die Treppe hinunter. Der Knall, das Geschrei, der lange Kampf riefen die Nachbarn, die Vorübergehenden und die Soldaten des benachbarten Postens herbei. Ladmiral flüchtete sich in sein Zimmer, verrammelte die Thür und drohte Jeden niederzuschießen, der es wagen würde durch die Thüre zu dringen. Ein Schlosser Namens Geffroy trotzte diesen Drohungen. Ladmiral schoß auf diesen Mann und verwundete ihn gefährlich. Der Mörder wurde von den Soldaten gepackt und gebunden und vor Fouquier-Tinville geführt. Er antwortete, daß er sein Vaterland habe befreien wollen.

III.

Um dieselbe Zeit erschien ein junges Mädchen von 17 Jahren mit kindlichem Gesichte bei Robespierre und verlangte hartnäckig ihn zu sprechen. Sie trug ein Körbchen

in der Hand. Ihr jugendliches Alter, ihre ruhige Haltung, die Naivetät ihrer Miene flößten anfangs den Wirthsleuten Robespierre's keinen Verdacht ein. Man ließ sie in das Vorzimmer des Deputirten treten, wo sie lange wartete. Endlich erweckte die verdächtige Unbeweglichkeït und Hartnäckigkeit der Fremden die Besorgnisse der Frauen. Man forderte sie auf, sich zu entfernen. Sie bestand darauf zu bleiben. „Ein öffentlicher Mann," sagte sie, „muß zu jeder Stunde die empfangen, die mit ihn zu sprechen haben." Man rief die Wache, verhaftete die junge Unbekannte und durchsuchte ihr Körbchen. Man fand darin Kleidungsstücke und zwei kleine Messer, ein paar Waffen, die unzureichend waren den Tod zu geben, zumal in der Hand eines Kindes. Sie wurde vor das Revolutionstribunal der Pikenstraße geführt, wo man sie mit aller Förmlichkeit und Feierlichkeit verhörte, als ob es sich um ein großes Verbrechen handelte. „Was suchten Sie bei Robespierre?" fragte man sie. „Ich wollte sehen," antwortete sie, „wie ein Tyrann aussieht."

Man that, als ob man in dieser Antwort das Eingeständniß eines Complots sähe. Man brachte die Verhaftung dieses jungen Mädchens und den Mordversuch Ladmiral's mit einander in Zusammenhang. Man verbreitete, der Dolch sei ihr durch die englische Regierung in die Hand gedrückt worden. Man sprach von einem Maskenballe zu London, wo eine als Charlotte Corday verkleidete Frau ein Messer geschwungen und gesagt habe: „Ich suche Robespierre." Andere behaupteten, der Wohlfahrtsausschuß habe den Liebhaber dieses Mädchens hinrichten lassen und der Mord sei eine Repressalie der Liebe. Diese Hirngespinnste waren ohne allen Grund. Dieser angebliche Mord war weiter nichts als der lebhafte Trieb der Einbildungskraft eines Kindes, das seinen Traum für einen Gedanken hielt und sehen wollte, ob der Anblick eines berüchtigten Mannes ihr Haß oder Liebe einflößen werde. Es war eine Reminiscenz an Charlotte Corday, die ohne klaren Zweck und unschuldig wie eine Kinderei war.

Dieses Mädchen hieß Cäcilie Renault. Sie war die Tochter eines Papierhändlers in der Cité. Der Name Robespierre's, den sie fortwährend von royalistischen Verwandten

nennen hörte, hatte ihr eine mit Abscheu gemischte Neugierde für diesen Mann des Tages eingeflößt. Ihre Antworten zeugten für ihre Unschuld und die Reinheit ihres Sinnes. „Warum," fragte man sie, „trugen Sie dieses Paket von Frauenkleidern mit sich?" — „Weil ich erwartete ins Gefängniß zu gehen." — „Was wollten Sie mit diesen beiden Messern? Wollten Sie Robespierre damit ermorden?" — „Nein, ich habe Niemanden Leides zufügen wollen?" — „Warum wollten Sie Robespierre sehen?" — „Um mich mit eignen Augen zu versichern, ob dieser Mann dem Bilde gleiche, das ich mir von ihm machte." — „Warum sind Sie Royalistin?" — „Weil ich lieber einen König will, als sechzig Tyrannen." Man warf sie wie Ladmiral in den Kerker. Fouquier-Tinville wendete seine ganze Kunstfertigkeit auf, um die kindliche Sonderbarkeit zu einer Verschwörung zu machen und Mitschuldige zu ersinnen.

IV.

Die Nachricht von diesen beiden Mordversuchen rief im Convente und bei den Jacobinern einen Ausbruch der Wuth gegen die Royalisten, eine trunkene Begeisterung für die Deputirten und eine abgöttische Verehrung für Robespierre hervor. Collot d'Herbois stieg in den Augen seiner Collegen durch die große Gefahr, die er gelaufen war. Der Dolch schien von selbst dem Volke die Wichtigkeit dieser beiden Häupter der Regierung bezeichnet zu haben, da auf sie vor allen Andern seine Wahl gefallen war. Ein misglückter Mordversuch ist zu allen Zeiten das glücklichste Ereigniß für die Ehrgeizigen gewesen. Sie erscheinen dadurch als das Opfer oder als das Schild des Volkes, die das Schwert der Feinde des Staats erst durchbohren muß, um bis zum Vaterlande zu dringen. Ein Dolch hatte Marat zum Gotte erhoben. Die Pistole Ladmiral's machte Collot d'Herbois zum berühmten Manne. Das Messer der Cäcilie Renault heiligte den Namen Robespierre's.

Der Convent, der von dem ersten Mordversuche alsbald unterrichtet worden war, empfing Collot, wie der römische Senat in seiner Erniedrigung die durch die Gnade

der Götter geretteten Tyrannen des Reichs empfing. Die Sektionen, die überall organisirte Banden von Freiheitsmördern (liberticides) zu erblicken glaubten, brachten dem Geiste der Republik feierlichen Dank dar. Einige schlugen vor, den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses eine Leibwache zu geben. Die Furcht, die Freiheit zu verlieren, führte zu den offenen Zeichen der Knechtschaft. Am 6. versammelten sich die Jacobiner und beglückwünschten sich in brüderlichen Umarmungen, wie Männer, die sich nach verzweifelten Lagen wiederfinden. Collot, der von der Menge auf den Armen getragen wurde, dankte dem Himmel, ihm ein Leben erhalten zu haben, das er nur dem Vaterlande weihen wollte. „Die Tyrannen," rief er aus, „wollen sich unserer entledigen durch den Mord; aber sie wissen nicht, daß, wenn ein Patriot sein Leben aushaucht, die, welche ihn überleben, auf seinem Leichname dem Verbrechen Rache und der Freiheit ewige Treue schwören."

Legendre wollte seine Unvorsichtigkeit bei der Verhaftung Danton's durch noch mehr Kriecherei wieder gut machen. Er nahm den Antrag, den Mitgliedern des Wohlfahrtsausschusses eine Schutzwache zu geben, wieder auf. Couthon sah den Fallstrick unter der Schmeichelei. Er erwiderte, daß die Mitglieder des Wohlfahrtsausschusses keine Schutzwache wollten, als die göttliche Vorsehung, die über ihnen wache und daß die Republikaner nöthigenfalls zu sterben wissen würden.

Robespierre erscheint zuletzt und besteigt die Rednerbühne. Vergebens versucht er sich Gehör zu verschaffen in dem Taumel des Enthusiasmus und der Liebe, der seine Stimme übertäubt. Thränen der Rührung feuchten seine Augen und brechen seine Stimme. Endlich erlangt er das Wort: „Ich bin," sagte er mitten unter einer feierlichen Stille, „Einer von denen, welche der Todesstreich am wenigsten ernst bedroht hat. Indessen kann ich mich einiger Betrachtungen nicht entschlagen. Mögen die Vertheidiger der Freiheit immerhin das Ziel der Dolche der Tyrannei sein, man muß darauf gefaßt sein. Ich habe euch schon gesagt: wenn wir die Anschläge der Factionen vereiteln, wenn wir die Feinde schlagen, so werden wir ermordet werden. Was ich vorhergesagt habe, ist eingetroffen. Die Soldaten

der Tyrannen sind auf dem Schlachtfelde gefallen, die Verräther sind auf dem Schaffote gestorben und die Dolche sind für uns geschliffen worden. Ich habe gewußt, daß es weit bequemer ist, uns zu ermorden, als unsere Principien zu besiegen und unsere Armeen zu bezwingen! ... Ich habe mir gesagt, daß, je unsicherer das Leben der Volksvertheidiger sei, sie um so mehr sich beeilen müßten, ihre letzten Tage im Dienste der Freiheit zu verwenden. Die Verbrechen der Tyrannen und der Stahl der Mörder haben mich freier und den Feinden des Volkes furchtbarer gemacht!" ... Bei diesen Worten, mit denen sich der Sieger in einen Märtyrer umwandeln und durch die Betrachtung seines großen Zweckes über den Tod erheben wollte, brach die Bewunderung in lauten Jubel aus und Robespierre warf sich in die Arme der Jacobiner. Er bestieg bald nachher nochmals die Rednerbühne und bekämpfte mit Verachtung den Vorschlag Legendre's. Dieser Antrag war ihm der verborgenen Absicht verdächtig, die Vertheidiger des Volks einem Triumvirate von Tyrannen ähnlich erscheinen zu lassen. Je mehr sich Robespierre demüthigte, desto mehr triumphirte er. Die Trunkenheit des Volkes verwandelte Alles, was sein Idol an Majestät anzunehmen sich weigerte, in abgöttische Verehrung.

V.

In der Sitzung des Convents vom folgenden Tage, dem 7. Juni, übertrieb Barrère die Gefahren in zwei emphatischen Berichten. Er beschuldigte die fremden Regierungen und besonders Pitt, den Wahnmitz Ladmiral's und den kindischen Sinn der Cäcilie Renault angestachelt zu haben. Der Convent stellte sich, als ob er an diese Complote glaube und das ganze Vaterland schütze, indem er Robespierre mit seiner Aegide und seiner Hingebung bedecke. Barrère schloß mit einem Dekretentwurfe, welcher die Niedermetzelung aller englischen Gefangenen, welche künftig von den Armeen der Republik gemacht werden würden, anbefahl.

Robespierre, den alle Blicke und alle Geberden auf die Rednerbühne riefen, folgte Barrère. „Es wird ein schöner Gegenstand der lauten Bewunderung der Nachwelt

sein und es ist schon jetzt ein herrliches Schauspiel für Himmel und Erde, die Versammlung der Repräsentanten des französischen Volkes auf einem unerschöpflichen Vulkane von Verschwörungen stehen zu sehen, wie sie mit der einen Hand dem ewigen Urheber der Dinge die Huldigungen eines großen Volkes darbringt und mit der andern den Blitzstrahl auf die gegen uns verschworenen Tyrannen schleudert, die erste Demokratie der Welt gründet und unter die Sterblichen die verstoßene Freiheit, Gerechtigkeit und Tugend zurückführt." Nach diesem Eingange, der den Convent von einer persönlichen Frage abzog, um ihn auf den höhern Standpunkt einer allgemeinen Frage zu stellen, unterbrach Robespierre lang anhaltender Beifallruf. Man sieht in ihm nicht mehr einen Menschen, sondern die Personification des Vaterlands. „Sie werden untergehen," fährt er mit begeisterter Stimme fort, „sie werden untergehen, diese Tyrannen, die gegen das französische Volk die Waffen tragen. Sie werden untergehen, diese Factionen, die sich auf die Mächte stützen, um unsere Freiheit zu zerstören. Ihr werdet nicht Frieden schließen; ihr werdet ihn der Welt geben, aber ihr werdet ihn dem Verbrechen verweigern. Ohne Zweifel sind sie nicht unsinnig genug, um zu glauben, der Tod einiger Repräsentanten könne ihren Triumph sichern. Wenn sie geglaubt haben sollten, aus unserem Grabe den Geist der Brissot's, der Hébert's, der Danton's triumphirend wieder aufsteigen zu sehen, um uns zum vierten Male der Zwietracht preiszugeben, so hätten sie sich getäuscht."

Bei dieser Beschimpfung des Andenkens Danton's zeigt sich eine Regung des Misfallens in einer gewissen Bewegung auf dem Berge. Robespierre bemerkt es und hält ein. „Wenn wir unter ihren Streichen fallen sollten," beginnt er dann aufs neue mit einem Aufschwunge der Selbstentäußerung, der ihn über sich selbst zu erheben scheint, „so werdet ihr euere erhabene Aufgabe erfüllen oder unser Loos theilen! Ja," fährt er fort, indem er den ausbrechenden Beifall durch die Energie seiner Stimme und seiner Geberde noch niederhält, „ja, es ist nicht Einer unter euch, der nicht die Hand auf unsere blutigen Leichname legen und schwören würde, die letzten Feinde des Volkes zu vertilgen."

Alle Repräsentanten erheben sich einmüthig mit der Geberde des Schwurs.

„Sie hofften,““ fährt er fort, „das französische Volk durch Hungersnoth zu verderben. Das französische Volk lebt noch, und die Natur verspricht, der Freiheit treu, ihm Ueberfluß. Was bleibt ihnen also noch? Der Mord! Sie hofften uns die einen durch die andern in bezahlten Aufruhren zu vertilgen. Dieser Plan ist gescheitert. Was bleibt ihnen noch? Der Mord! Sie glaubten uns durch die Macht ihres Waffenbundes und vor Allem durch den Verrath zu erdrücken. Die Verräther zittern oder sind in ihr Verderben gestürzt, ihre Kanonen sind in unsere Hände gefallen, ihre Söldlinge fliehen vor uns. Was bleibt ihnen noch? Der Mord! Sie haben versucht, den Convent aufzulösen durch die Bestechung! Der Convent hat ihre Mitschuldigen bestraft, aber es bleibt ihnen der Mord! Sie haben versucht die Republik zu entarten und unter uns die edeln Gefühle zu ersticken, welche die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande ausmachen, indem sie aus der Republik den gesunden Menschenverstand, die Tugend und die Gottheit bannten. Wir haben die Gottheit und die Unsterblichkeit proklamirt, wir haben die Tugend im Namen der Republik befohlen, aber es bleibt ihnen der Mord!

„Freuen wir uns also und danken wir dem Himmel, weil er uns der Dolche der Tyrannei würdig erachtet hat.“

Der Saal schütterte unter dem Zuruf, der sich bei diesem Ausbruche antiker Seelengröße erhob.

„Wir haben also glorreiche Gefahren zu laufen!“ fuhr er fort. „Paris bietet ihrer so viele als das Schlachtfeld. Wir haben unsere tapfern Waffenbrüder um nichts zu beneiden. Wir zahlen auf tausendfache Weise unsere Schuld an das Vaterland! O ihr Könige, wir sind es nicht, die sich über die Art des Krieges beklagen werden, den ihr gegen uns führt! Wenn die Mächte der Erde sich verbinden, um ein schwaches Individuum zu tödten, so darf es sich nicht hartnäckig ans Leben klammern. Auch haben wir den Vortheil, lange zu leben, stets außer Rechnung gelassen. Nicht um zu leben, erklärt man allen Tyrannen und allen Lastern den Krieg. Welcher Mensch auf dieser Erde hat je die Menschheit ungestraft vertheidigt!“

„Von ihren Mördern umgeben,“ fährt Robespierre mit noch feierlicherer Stimme fort, „habe ich mich schon selbst in jene neue Ordnung der Dinge versetzt, in die sie mich senden möchten! Ich hänge an diesem vorübergehenden Leben nur noch aus Liebe zum Vaterlande und aus dem Sehnen nach Gerechtigkeit, und barer aller persönlichen Rücksichten als je, fühle ich mich noch mehr gestimmt, mit Energie alle die Bösewichter anzugreifen, die gegen das Menschengeschlecht verschworen sind. Je mehr sie sich beeilen meiner Laufbahn hienieden ein Ziel zu setzen, um so mehr will ich mich beeilen, sie mit Handlungen zu erfüllen, die dem Glücke meiner Mitmenschen dienen. Ich werde ihnen wenigstens ein Testament hinterlassen, bei dessen Durchlesung alle Tyrannen und alle ihre Schuldgenossen erzittern werden!“

Bei dieser Apostrophe, die die Rednerbühne jenseits des Grabes zu verlegen schien, machte sich das Staunen des lange Zeit verstummten Convents in einem langen Zurufe Luft.

Robespierre verläßt nun seine Person und gibt wie aus dem Jenseits der Republik seine letzten Rathschläge: „Was die Republik begründet,“ sagte er, „ist nicht der Sieg, nicht das Glück, nicht die Eroberung, nicht der vorübergehende Enthusiasmus, es ist die Weisheit der Gesetze und besonders die öffentliche Tugend. Wollt ihr wissen, wer die Ehrgeizigen sind,“ fuhr er mit einer verhüllten, aber durchschimmernden Anspielung auf die Feinde der Ausschüsse fort, „prüfet, wer die sind, welche die Schurken beschützen und die öffentliche Moral verderben. Gegen das Verbrechen Krieg zu führen, ist der Weg zum Grabe und zur Unsterblichkeit. Das Verbrechen begünstigen, ist der Weg zum Throne und zum Schaffot. (Beifall.) Verderbte Menschen sind dahin gekommen, die Republik und die Vernunft des Volkes ins Chaos zu schleudern. Es handelt sich darum, die Harmonie der moralischen und der politischen Welt wieder herzustellen.“

Dieser Begriffsbestimmung der Revolution antworten alle Bänke mit einmüthiger Beistimmung. „Wenn Frankreich nur einige Monate lang von einer irre geführten oder ehrlosen Gesetzgebung regiert würde, so wäre die Frei-

heit verloren." Diese klare Hindeutung auf die Nothwendigkeit einer höchsten Magistratur, um dem Convent einen geordneten Gang anzuweisen, zieht Robespierre die entrüsteten Blicke seiner Feinde zu. Er bietet ihnen Trotz.

„Indem ich dies sage," fährt er mit stolzer Selbstentäußerung fort, „lenke ich vielleicht die Dolche auf mich, und deshalb gerade sag' ich es. Ich habe genug gelebt! Ich habe das französische Volk aus der Tiefe der Verderbniß und der Knechtschaft sich erheben sehen bis zum Gipfel des Ruhms und der republikanischen Tugend. Ich habe es seine Ketten und die schuldbeladenen Throne zerbrechen sehen, die zur Erde niedergestürzt oder erschüttert sind durch seine siegreichen Hände. Ich habe noch mehr gesehen, ich habe eine Versammlung, bekleidet mit der Allgewalt des französischen Volkes, mit reißend schnellem und festem Schritte dem öffentlichen Glück zuschreiten und jedem Muthe und jeder Tugend ein Beispiel geben sehen. Vollendet, Bürger, vollendet eure erhabene Bestimmung! Ihr habt uns als Vorhut hingestellt, um den ersten Anlauf der Feinde der Menschheit auszuhalten. Wir verdienen diese Ehre und wir werden mit unserm Blute unsern Weg zur Unsterblichkeit bezeichnen!"

VI.

Solche Worte hatten vielleicht noch nie in einer berathenden Versammlung widergehallt. Es war die Politik, die sich zum religiösen Urbilde des Philosophen erhob, es war der Heldenmuth in der Beredtsamkeit, der Tod im Apostelthume. Der Convent beschloß den Druck dieser Rede in allen Sprachen. Er bereitete die Gemüther auf die Feier des übermorgenden Tages vor. Selbst die Spottsucht, die in Frankreich auf Alles den Fluch der Lächerlichkeit wirft, war genöthigt einen Enthusiasmus für Lehren zu heucheln, die dem Tode zu trotzen und Gott zu bekennen wagten.

Robespierre sah diesem Tag mit der Ungeduld eines Mannes entgegen, der einen großen Plan hegt und fürchtet, der Tod möchte ihn hinraffen, ehe er ihn vollendet. Von allen Missionen, die er in sich zu fühlen glaubte, war die

höchste und heiligste in seinen Augen die Wiedergeburt des religiösen Gefühls im Volke. Den Himmel durch dieses Band eines vernunftgemäßen Glaubens und Kultus, das die Republik zerrissen hatte, wieder an die Erde zu knüpfen, erschien ihm als die Vollendung der Revolution. Von dem Tage an, wo sich die Vernunft und die Freiheit wieder an Gott anknüpften, hielt er sie für unsterblich wie Gott selbst. Nach diesem Tage wollte er gern sterben. Die innere Freude über die Vollendung seines Werkes strahlte seit seinem Berichte an den Convent aus seinen Zügen. Seine Idee übergoß gleichsam sein ganzes Aeußere mit ihren Glanze. Seine Wirthsleute und seine Vertrauten waren erstaunt über seine ungewohnte Heiterkeit. Er gerieth in Extase über die durch den Frühling verjüngte Natur, die sich mit Blumen schmückte wie zum Hochzeitsfeste, das er sie mit ihrem Urheber wollte begehen lassen. Er schweifte mit seinen Freunden in den Alleen des Parks von Mousseaux umher. Sein Herz strömte von Hoffnuug über. Er sprach unaufhörlich vom 8. Juni. Er bemitleidete die Opfer, die diesen schönen Tag nicht sehen würden. Er hoffte, wie er sagte, die Aera der Hinrichtungen mit der Aera der Brüderlichkeit und Gnade zu schließen. Er besichtigte selbst mit Villate und David die Vorbereitungen. Er wollte, daß diese Feier durch die Augen das Herz des Volkes rühren und Bilder zeigen sollte, die erhaben und mild wären, wie jene höchste Macht selbst, die sich nur durch ihre Wohlthaten offenbart. „Warum,“ sagte er Tags vorher zu Souberbielle, „muß sich noch ein Schaffot auf dem Boden Frankreichs erheben? Das Leben allein sollte morgen vor der Quelle alles Lebens erscheinen.“ Er drang darauf, daß die Hinrichtungen am Tage der Feier ausgesetzt würden.

VII.

Der Convent hatte Robespierre ausnahmsweise zum Präsidenten ernannt, damit der Urheber des Dekrets zu gleicher Zeit der Haupthandelnde bei seiner Ausführung sein möchte. Schon bei Anbruch des Tages begab er sich in die Tuilerien, um das Zusammenkommen seiner Collegen abzuwarten und den Ordnern der religiösen Feier die letzten

Befehle zu geben. Er trug zum erstenmale während seines ganzen politischen Lebens die Tracht der Repräsentanten auf Sendung. Ein Rock von blasserem Blau, als die Conventsmitglieder, eine weiße Weste, gelbe hirschlederne Hosen, Stulpenstiefeln, ein runder Hut, den ein flatternder dreifarbiger Federbusch überschattete, zogen die Blicke auf ihn. Er trug in der Hand einen ungeheuern Strauß von Blumen und Aehren, den Erstlingen des Jahres. Er hatte über seinem Eifer selbst die natürlichen Bedingungen der menschlichen Existenz vergessen. Der Convent war schon in seinem Sitzungssaale versammelt und der Zug sollte sich in Bewegung setzen, als er noch nichts zu sich genommen hatte. Villate, der in den Tuilerien wohnte, forderte ihn auf, bei ihm einzutreten und ein Frühstück einzunehmen. Robespierre nahm es an.

Der Himmel war von einer südlichen Klarheit. Die Sonne warf ihre glänzenden Strahlen auf die Bäume der Tuilerien und die Kuppeln und Mauern der alten Baudenkmäler von Paris mit ebensoviel blendender Reinheit wie auf die Tempel Athens. Das Licht der Frühlingssonne verlieh den Theorien von Paris griechische Heiterkeit.

In der Wohnung Villate's warf Robespierre seinen Hut und seinen Strauß auf einen Lehnstuhl. Er legte sich ins Fenster. Er schien entzückt über das Schauspiel der zahllosen Menge, die sich auf den Rasenplätzen und in den Alleen des Gartens drängte, um diesen Mysterien beizuwohnen, die den Sinn ahnend auf das Unbekannte hinlenkten. Die Frauen, die in ihren schönsten Kleidern erschienen waren, führten ihre Kinder an der Hand. Die Gesichter der Menge strahlten. „Da unten,“ sagte Robespierre, „ist der rührendste Theil der Menschheit. Die ganze Welt ist hier in ihren Zeugen versammelt. Wie beredt und erhaben ist die Natur! Ein solches Fest muß die Tyrannen und die Schlechten zittern machen!“

Er aß wenig und sprach nur diese Worte. Gegen Ende des Mahls, in dem Augenblicke, wo er sich erhob, um sich an die Spitze des Zuges zu stellen, der sich in Bewegung zu setzen begann, trat eine junge Frau, die mit dem Hause Villate's befreundet war, mit einem kleinen Kinde ein. Der Name Robespierre macht die Fremde an=

fangs schüchtern. Robespierre benahm ihr ihre Verlegenheit. Er spielte mit dem Kinde. Die wieder gefaßte Mutter scherzte um den Tisch herum und bemächtigte sich des Straußes des Präsidenten des Convents. Es war Mittag vorüber. Robespierre vergaß sich unabsichtlich oder vielleicht mit Absicht bei Villate. Seine Collegen waren schon lange versammelt und murrten über sein Ausbleiben. Er schien sich über ihr Warten, dieses Zeichen der Untergebenheit, zu freuen. Endlich erschien er.

VIII.

Ein ungeheures Amphitheater, das einem stufenweise emporsteigenden Cirkus des Alterthums glich, stieß an die Tuilerien. Der Convent betrat es gleichen Bodens durch die Fenster des Mittelpavillons, wie die Cäsaren ihre Coliseen. In der Mitte dieses Amphitheaters war eine Tribune, die sich über die Stufen erhob und fast einem Throne glich, für Robespierre bestimmt. Seinem Sitze gegenüber erhob sich eine kolossale Gruppe allegorischer Figuren, die den Atheismus, den Egoismus, den Nihilismus, die Verbrechen und die Laster darstellten. Diese von David in brennbaren Stoffen gearbeiteten Figuren waren bestimmt, als Opfer verbrannt zu werden. Die Idee Gottes sollte sie in Asche zerfallen lassen. Alle Deputirten, die gleichmäßig in blaue Röcke mit rothen Aufschlägen gekleidet waren und in der Hand einen symbolischen Blumenstrauß trugen, nahmen langsam Platz auf den Stufen. Robespierre erschien. Sein Alleingehen, seine hohe Haltung, sein Federbusch, sein Blumenstrauß, welcher größer war als der seiner Collegen, gaben ihm das Ansehn eines Gebieters. Das Volk, das sein Name beherrschte, wie sein Thron den Convent, glaubte, man werde seine Dictatur proklamiren. Ihn allein begrüßte Zuruf wie einen Imperator, und umdüsterte die Stirnen seiner Collegen. Die Menge harrte seines Worts. Die Einen hofften auf eine Amnestie, die Andern auf die Organisation einer starken und milden Regierung. Die Suspendirung des Revolutionstribunals und die Abbrechung der Guillotine für diesen Tag ließen die Einbildungskraft in tröstlichen Aussichten umherschweifen.

Nie erschien ein Volk mehr gestimmt, einen Retter und humane Gesetze zu empfangen.

IX.

„Franzosen, Republikaner," sagte Robespierre mit einer Stimme, die sich anstrengte den unermeßlichen Zuhörerraum auszufüllen, „endlich ist der ewig gesegnete Tag gekommen, den das französische Volk dem höchsten Wesen weiht! Niemals seit die Welt erschaffen, bot sie ihrem Urheber ein seines Auges so würdiges Schauspiel. Er hat auf der Erde herrschen sehen die Tyrannei, das Verbrechen und die Lüge. Er sieht in diesem Augenblicke eine ganze Nation, die im Kampfe liegt mit den Unterdrückern des Menschengeschlechts, ihre heldenmüthigen Arbeiten unterbrechen, um ihre Gedanken und ihre Stimme zu dem großen Wesen zu erheben, das ihm die Sendung gab, sie zu unternehmen, und die Kraft, sie zu vollführen! . .

„Er hat die Könige nicht geschaffen, um das Menschengeschlecht zu zerreißen, er hat die Priester nicht geschaffen, um uns wie Zugthiere an den Wagen der Könige zu spannen und um der Welt ein Beispiel der Niederträchtigkeit, des Stolzes, der Treulosigkeit, des Geizes, der Ausschweifung und der Lüge zu geben, aber er hat die Welt geschaffen, um seine Macht zu verkünden, er hat die Menschen geschaffen, um sich untereinander beizustehen und zu lieben und auf dem Wege der Tugend zum Glücke zu gelangen.

„Er ist es, der in der Brust des triumphirenden Unterdrückers die Gewissensbisse und in das Herz des unschuldigen Unterdrückten die Ruhe und den Stolz legt; er ist es, der den Gerechten zwingt den Schlechten zu hassen und den Schlechten nöthigt den Gerechten zu achten; er ist es, der mit der Scham die Stirn der Schönheit ziert, um sie noch zu verschönen; er ist es, der in der mütterlichen Brust die Liebe und die Freude klopfen läßt; er ist es, der mit süßen Thränen die Augen des Sohnes benetzt, der an dem Herzen seiner Mutter liegt; er ist es, der die gebieterischesten und zartesten Leidenschaften schweigen läßt vor der erhabenen Liebe zum Vaterlande; er ist es, der die Natur mit Reiz, mit Reichthum und mit Majestät überschüttet. Alles, was

gut ist, ist sein Werk; das Schlechte gehört dem verderbten Menschen an, der Seinesgleichen unterdrückt oder unterdrücken läßt.

„Der Schöpfer der Natur hat alle Sterblichen mit einer unermeßlichen Kette der Liebe und der Glückseligkeit umschlungen. Tod allen Tyrannen, die sie zu brechen gewagt! . .

„Wesen der Wesen, wir können keine unbillige Bitten an dich richten. Du kennst die Geschöpfe, die aus deiner Hand hervorgegangen sind, und ihre Bedürfnisse sind deinem Auge so wenig verborgen, als ihre geheimsten Gedanken. Der Haß gegen die Heuchelei und gegen die Tyrannei glüht in unsern Herzen neben der Liebe zur Gerechtigkeit und zum Vaterlande. Unser Blut fließt für die Sache der Menschheit. Das ist unser Gebet, das ist unser Opfer, das ist der Kultus, den wir dir darbringen!"

Das Volk rief mehr der Handlung, als den Worten Beifall zu. Die Sängerchöre ließen unter der Begleitung vieler Tausend Instrumente folgende Strophen Chénier's zum Himmel emporsteigen:

Die Greise und Jünglinge:

Du, Gott der Macht, beschirmst auf seinen Bahnen
Ein tapfres Volk am blut'gen Tag.
Der Sieg mit raschem Flügelschlag
War der Begleiter unsrer Fahnen.
Die Alpen und die Pyrenäen —
Sie sahen stolzer Kön'ge Fall;
Ein Leichenfeld im Norden, überall,
Hat ihrer Söldner Schmach gesehen.
Vom Siege nicht zu ruh'n, sei unser Schwur,
Bis das Verbrechen ausgetilgt und der Tyrannen Spur.

Die Frauen:

Höre der Jungfraun, der Mütter Fleh'n,
Du, der Befruchtung Verleiher.
Uns're Gatten und Kinder und Brüder — sie steh'n
Im Kampf als der Welt Befreier.

Und wenn eine Hand in Frevelmuth
Verkürzte die herrlichen Tage,
So feiern die Söhne in Feindes Blut
Der Väter Todtenklage.

Chor:

Vom Siege nicht zu ruh'n, sei unser Schwur,
Bis das Verbrechen ausgetilgt und der Tyrannen Spur.

Die Männer und die Frauen:

Ihr Krieger, bringt dar die tapfern Seelen,
Ihr Mädchen, spendet der Blumen Flor.
Mütter und Greise zum Opfer erwählen
Der Söhne triumphirenden Chor.
Segnet an diesem heiligen Ort
Dies Schwert geweiht durch ihre Hände;
Auf dieses Schwert, zu aller Leiden Ende
Der Ewige schrieb das Siegeswort.

Chor:

Vom Siege nicht zu ruh'n sei {euer / unser} Schwur,
Bis das Verbrechen vertilgt und der Tyrannen Spur.

Robespierre stieg alsdann von dem Amphitheater herab und steckte die Gruppe des Atheismus in Brand. Die Flamme und der Rauch erhoben sich unter dem Zurufe der Menge in die Luft. Die Conventsmitglieder, die ihrem Haupte in einem weiten Zwischenraume folgten, schritten in zwei Reihen durch die Wogen des Volks nach dem Marsfelde. Zwischen den beiden Reihen des Convents zogen ländliche Wagen, von Stieren gezogene Pflüge und andere Symbole des Ackerbaus, der Handwerke und der Künste. Eine doppelte Reihe von weißgekleideten Jungfrauen, die durch dreifarbige Bänder mit einander verschlungen waren, bildeten die einzige Bedeckung des Convents. Robespierre schritt allein voraus. Er wandte sich oft um, um den Zwischenraum zu messen, der zwischen ihm und seinen Collegen blieb, wie um das Volk daran zu gewöhnen, ihn

durch die Achtung von ihnen zu sondern, wie er sich durch den Raum von ihnen sonderte. Alle Blicke suchten nur ihn. Auf seiner Stirn lag der Stolz und auf seinen Lippen das Lächeln der Allmächtigkeit.

X.

In der Mitte des Marsfeldes, an der Stelle wo früher der Altar des Vaterlandes stand, erhob sich ein symbolischer Berg. Der Zugang dazu war eng und steil. Robespierre, Couthon, der auf einem Lehnstuhle getragen wurde, St.-Just und Lebas nahmen allein den Gipfel ein. Der übrige Convent verbreitete sich unordentlich auf den Seiten des Berges und erschien gedemüthigt dadurch, in den Augen der Menge durch diese Gruppe von Triumvirn überragt zu werden. Robespierre proklamirte von da unter dem Donner der Artilleriesalven das Glaubensbekenntniß des französischen Volks.

Das Volk war freudetrunken, der Convent düster. Der majestätische Vorsitz Robespierre's, der ausschließliche Enthusiasmus des Volkes für seinen Repräsentanten, der untergeordnete Platz, welchen der Präsident seinen Collegen auf dem Berge angewiesen hatte, der Zwischenraum, den er wie ein Dictator auf dem Zuge zwischen sich und seinen Collegen gelassen hatte, die Hingerissenheit der Menge zu den religiösen Ideen, aus der das Volk so leicht in den alten Aberglauben zurückfallen kann, diese Verknüpfung des Namens Robespierre's mit der Proklamation des höchsten Wesens, der durch die Göttlichkeit des Dogmas, das er in der Republik wiederherstellte, im Geiste der Nation geheiligt wurde, endlich die Idee der Wiedereinsetzung der Unsterblichkeit selbst, welche diesen Anhängern des Nihilismus widerstrebte, vor Allem aber der erdrückende Einfluß eines Mannes, der seine Popularität auf das Fundamentalgefühl des Menschengeschlechts gründete und sich des Gewissens des Volks bemächtigte wie ein Pontifex, um sich seines vielleicht morgen wie Cäsar zu bemächtigen, — alle diese Gedanken, alle diese Regungen des Neides, der Furcht und des Ehrgeizes, die man sich anfangs leise ins Ohr flüsterte, brachen

zuletzt als lautes Murren und bestimmt ausgesprochenes Misvergnügen hervor. Drohende Blicke, verdächtige Geberden, zweideutige Worte, doppelsinnige Maximen schlugen während des Rückweges vom Marsfelde zu den Tuilerien an das Auge und das Ohr Robespierre's. „Es ist nur ein Schritt vom Capitol zum tarpejischen Felsen,“ rief ihm einer zu. „Brutus lebt noch!“ ein anderer. „Siehst du diesen Mann,“ sagte ein dritter, „er hält sich schon für einen Gott und will die Republik daran gewöhnen, einen zu verehren, um sich später selbst verehren zu lassen.“ — „Er hat Gott erfunden, weil er der höchste Tyrann ist,“ fügte ein vierter hinzu. „Er will sein Opferer sein. — Er könnte leicht sein Opfer werden.“

Diese halblauten Reden und dumpfen Apostrophen verfolgten Robespierre bis in den Convent. Fouché, Tallien, Barrère, Collot d'Herbois, Lecointre, Léonard Bourdon, Billaud-Varennes, Vadier, Amar benutzten diese keimende Opposition, um den Groll noch bitterer zu machen und ihn in Empörung zu verwandeln. Sie seufzten über die nahe bevorstehende Tyrannei eines Mannes, der so wenig seinen Uebermuth gegen den Convent verhehle, der den eingewurzelten Vorurtheilen des Volks schmeichele, der die Revolution auf die Knie niederdrücke und sich zum Mittler zwischen Gott und der Nation mache, um sich um so leichter zum Mittler zwischen dem Convente und dem Volke aufzuwerfen. Ihre Worte drangen wie vergiftete Dolche in alle Herzen. Robespierre hatte seinen Nimbus verloren und sich seiner Popularität entkleidet, auf demselben Altare, auf dem er das höchste Wesen wieder eingesetzt hatte. Dieser Tag ließ ihn beim Volke steigen und stürzte ihn im Convente. Er ahnte den Haß, den er gegen sich erweckt hatte. Er kehrte nachdenklich in seine Wohnung zurück. Er war den ganzen Tag förmlich belagert von anonymen Beglückwünschungen. Man sah in dem Wiederhersteller der Wahrheit den Wiederhersteller der Gerechtigkeit. Fortgesetzter Zuruf unter seinen Fenstern dankte ihm dafür, dem Volke eine Seele und der Republik einen Gott wiedergegeben zu haben. Mehrere dieser Briefe enthielten nur das eine Wort: „Wage!“

Es war dies in der That der Augenblick für Robes-

pierre, zu wagen. Wenn er bei der Rückkehr von der Feier durch einige directe Andeutungen den Ausbruch der Liebe des Volks, das nur auf das Zeichen dazu wartete, hervorgerufen hätte, wenn die Deputationen einiger Sektionen, welche die erregte Menge mit sich gezogen hätten, in den Convent gekommen wären, um die Einsetzung einer einheitlichen und ordnenden Gewalt in der Person ihres Lieblings zu verlangen, so würde Robespierre die Dictatur oder die Präsidentschaft durch Acclamation votirt worden sein; und wenn er selbst die Kühnheit gehabt hätte, die Beendigung der Revolutionsregierung, den Beginn der Volksregierung und die Abschaffung der Hinrichtungen zu proklamiren, so würde er am folgenden Tage geherrscht, das vergossene Blut auf seine Feinde gewälzt, die Popularität und die Uebung der Gnade an sich gerissen und die Republik gerettet haben, die seine Unentschlossenheit ins Verderben stürzte. Er that nichts von alle dem. Er ließ sich durch den schwankenden Hauch der Volksgunst und der Allmächtigkeit schmeicheln und griff mit seinen Händen nur in die leere Luft hinaus.

XI.

St.-Just wollte mehr. Da er sah, daß er Robespierre nicht bestimmen konnte, die höchste Gewalt aus den Händen des Volkes in Empfang zu nehmen, so beschloß er, sie ihm durch den Wohlfahrtsausschuß zuerkennen zu lassen. St.-Just dachte an Cäsar, der sich die Krone anbieten ließ, bereit Antonius abzuweisen, wenn der Circus murrte, bereit sie anzunehmen, wenn das Volk Beifall klatschte.

St.-Just entwarf in der Abwesenheit Robespierre's in einer geheimen Sitzung ein verzweifeltes Gemälde von der Lage der Republik. „Das Unheil ist bis auf seinen Gipfel gestiegen,“ sagte der junge Repräsentant; „die Anarchie zerfleischt uns, die Gesetze, mit denen wir Frankreich überschwemmen, sind nur Waffen, die wir für alle Factionen schmieden. Jeder Volksrepräsentant bei den Armeen und in den Departements ist wie ein König in seiner Provinz, sie herrschen und wir sind hier bloße Scheinbilder der Einheit. Das Blut überschwemmt uns, das Gold ver-

birgt sich, die Grenzen sind dem Feinde blosgestellt, der Krieg wird ohne Einheit geführt und unsere Siege selbst sind glorreiche Glücksfälle, die uns Ruhm, aber keine Rettung bringen. Im Innern tödten wir uns unter einander selbst, alle Parteien zerreißen, indem sie sich unter einander zerreißen, das Vaterland. Können wir die Republik so schwankend aus einer Hand in die andere fallen lassen, ohne daß sie zuletzt zum Abscheu des Volkes und zum Spotte der Könige wird? Werden so viele krampfhafte Zuckungen zur Entkräftung oder zur Stärke führen? Wollen wir leben oder wollen wir sterben? Die Republik wird mit uns leben oder sterben. Es gibt nur ein Heil für Alle, es ist dies die Concentrirung einer unzusammenhängenden, zersplitterten Gewalt, die durch eben so viele Hände zerstückelt wird, als es Factionen oder Ehrgeizige unter uns gibt; es ist die Einheit der Regierung dargestellt in einem Manne.

„Aber wer soll der Mann sein, werdet ihr mir sagen, der erhaben genug ist über die menschlichen Schwächen und über den Verdacht, damit sich die Republik in ihm verkörpere? Ich gestehe es, die Stellung ist eine übermenschliche, die Aufgabe schrecklich, die Gefahr Verderben bringend, wenn wir uns in der Wahl irren. Dieser Mann muß den Geist der Zeit in seinem Kopfe, die Tugenden der Republik in seinen Sitten, die Unbeugsamkeit des Vaterlandes in seinem Herzen, die Reinheit der Prinzipien in seinem Leben und die Unverfälschtheit unserer Dogmen in seiner Seele tragen; er muß sein öffentliches Leben am gleichen Tage mit der Revolution begonnen haben, er muß ihr in allen Phasen gefolgt sein, stets an Patriotismus und Tugend zunehmend. Er muß eine vollständig geübte Kenntniß der Menschen und der Dinge haben, die sich seit fünf Jahren auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens bewegen; er muß endlich eine unbeschränkte Popularität erworben haben, die ihm durch die Stimme der öffentlichen Meinung noch vor uns die Dictatur zuerkenne, die wir nur in ihrem Namen auf sein Haupt legen! Bei dem Bilde eines solchen Mannes zaudert keiner von euch, den Namen Robespierre's zu nennen! Er allein vereinigt durch sein Genie, durch die Lage der Dinge und durch seine Tugend die Bedingungen in sich, die ein so unbeschränktes Vertrauen des Convents und des Volkes recht-

fertigen können. Erkennen wir unser Heil an, wo wir es finden. Ordnen wir der augenscheinlichen Nothwendigkeit unsre Eigenliebe, unsern Neid, unsern Widerwillen unter. Nicht ich habe Robespierre bezeichnet, sondern seine Tugend hat es gethan. Nicht wir werden ihn zum Dictator gemacht haben, sondern die Vorsehung der Republik.“ Das war der Sinn der Worte St.-Just's.

Bei dem Worte Dictator waren die Gesichter ernster geworden. Niemand wagte das Genie oder die Tugend Robespierre's in Frage zu stellen. Alle beseitigten den Gedanken St.-Just's mit achtungsvoller Schonung wie einen Traum eines fieberhaft aufgeregten Patriotismus, der die klarste Vernunft verwirrt und das Heil im Selbstmorde suchen läßt. „Robespierre ist groß und weise!“ rief man, „aber die Republik ist noch größer und weiser, als ein einzelner Mann. Die Dictatur würde der Thron der Entmuthigung sein; kein Mensch wird ihn besteigen, so lange die Republikaner noch leben.“ St.-Just wollte vergebens auf seinem Vorschlage bestehen, Lebas vergebens die Gedanken seines Collegen weiter anseinandersetzen. Die Ausschüsse trennten sich entrüstet, beunruhigt, aber gewarnt. Die Unbesonnenheit St.-Just's wurde Robespierre zum Vergehen angerechnet. „Man verlangt nicht die höchste Gewalt,“ sagte Billaud zu seinen Freunden, „man nimmt sie sich; mag er sich ihrer bemächtigen, wenn er es wagt.“ Von diesem Tage an nährten die Ausschüsse unter sich einen Verdacht gegen Robespierre, der oft hinter den geschlossenen Thüren ihrer Sitzungen in laute und heftige Auftritte ausbrach.

XII.

Indessen begann am Tage nach dem Feste des höchsten Wesens der von Robespierre und seinen Freunden veranlaßte Convent eine Menge Decrete zu erlassen, die den Stempel des wahren Geistes der Revolution trugen. Der auf einen Augenblick beschwichtigte Convent schien durch wohlthätige Gesetze den Geist der Brüderlichkeit zu bethätigen, den er mit philosophischen Lehren über die Republik ausgegossen hatte. Die Gesetze, die er einige Tage lang erließ, waren

liebevoll wie das Menschenherz. Wir stellen sie hier alle zusammen, damit man ihre Tendenz besser erkenne. Da er die demokratische Gleichheit nicht gewaltthätiger Weise durch Zerstörung oder Nivellirung des Eigenthums herstellen konnte, so suchte er sie durch die christliche Liebe in der Politik zu begründen. Er machte den Staat zu dem, was er sein soll, zur sichtbaren Vorsehung des Volkes. Er entlehnte vom Ueberflusse des Reichen durch Auflagen und Subsidien so viel, als nöthig war, um die Armuth zu unterstützen, zu ernähren und zu unterrichten. Er verwirklichte die theoretische Brüderlichkeit seiner Prinzipien in praktische Brüderlichkeit; er machte eine einzige Familie aus der ganzen Nation. Er begründete in der Marsschule eine zugleich demokratische und militairische Anstalt, aus der die Armee ihre Offiziere gleichmäßig aus allen Kindern des Vaterlandes rekrutiren sollte. Er erklärte, daß der Bettel eine Anklage gegen den Egoismus des Eigenthums und gegen die Sorglosigkeit des Staats sei. Er ehrte in seinen Decreten die Arbeit. Er nahm sich der Kindheit an. Er erzog die Jugend. Er sorgte für das Alter. Er unterstützte den Gebrechlichen auf Kosten des öffentlichen Schatzes. Er schaffte das Elend ab. Er vertheilte den Nationalgrundbesitz in Parzellen, die auch dem kleinsten Kapitale die Betheiligung gestatteten, um zur Erwerbung von Grundeigenthum und zur Cultur des Bodens anzuregen. Er theilte die Bevölkerung in Classen. Er erklärte die Unglücklichen für geheiligt. Er öffnete den schwangern Frauen Zufluchtsstätten. Er erkannte denen, die ihre Kinder selbst säugten, oder starken Familien, die die Arbeit des Familienvaters nicht ernähren konnte, Unterstützungen zu. Er ordnete die Armensteuer und machte sie dem Eigenthume zur Pflicht. Er bemühte sich, den einzig wahren und mit dem Eigenthume verträglichen Communismus, jenen Lebensinstinct der Familie, einzuführen, indem er dem Ueberfluß des Eigenthümers durch die Auflagen reichliche Gaben entnahm und sie durch die Hand des Staates in der Form von hohem Arbeitslohne unter die Proletarier vertheilte. Er errichtete Werkstätten für arbeitslose Arbeiter. Er setzte an die Stelle der Hospitäler, dieser Kasernen der Sterbenden, Besuche von Aerzten und unentgeltliche Verabfolgung von Arzneimitteln in der

eignen Wohnung, um nicht den Geist der Familie und die häusliche Liebe zu betrüben. Er adoptirte die Waisen. Er ertheilte Pensionen und Ehren an die Frauen, Mütter und Töchter der für die Nation gefallenen oder verwundeten Vertheidiger des Vaterlandes. Er ordnete die Urbarmachung unbebauter Ländereien an. Er begünstigte das Land auf Kosten der Städte, der Sitze des Müssiggangs, des Luxus und der Laster, die er unterdrücken wollte. Er eröffnete ein großes Buch der Nationalwohlthätigkeit und creirte laufende Renteneinschreibungen, die unter arbeitsunfähige Landleute vertheilt werden sollten. Er verwandelte die Wohlthätigkeit in eine Pflicht und die christliche Liebe in eine Institution.

Als das Volk diese Decrete las, begann es zu hoffen, daß es mit seinem Blute das demokratische Prinzip erobert habe und daß die Philosophie, die lange durch den revolutionairen Kampf verhüllt worden war, aus dem Siege hervortreten und sich in Regierung umgestalten werde. Das Schaffot allein stand noch im Widerspruche mit diesen sehnlichen Wünschen.

XIII.

Robespierre bezeigte immer ins Geheim den Wunsch, es abzuschaffen; aber er konnte, wie er sagte, den Schrecken nur abschaffen durch einen größern Schrecken. Durch das Murren, das beim Feste des höchsten Wesens um ihn her ausgebrochen war, und durch die vertrauten Mittheilungen St.-Just's und Lebas' von dem Hasse der Ausschüsse gegen ihn unterrichtet, entschloß er sich endlich, seine Nebenbuhler durch Kühnheit in Erstaunen zu setzen und ihnen durch Schnelligkeit zuvorzukommen. Am 22. Prairial, zwei Tage nach dem Feste des höchsten Wesens, legte er dem Convente in Uebereinstimmung mit Couthon einen Decretentwurf zur Reorganisation des Revolutionstribunals vor. Dieser drakonische Entwurf war den Ausschüssen nur zum Theil mitgetheilt worden. Es war der Codex der Willkür, der in jeder seiner einzelnen Bestimmuugen durch den Tod sanctionirt und durch den Henker vollzogen wurde.

Die Kategorien der Feinde des Volks umfaßten darin alle Bürger, mochten sie nun Conventsmitglieder sein oder

nicht, die nur irgend ein Verdacht treffen konnte. Es gab keine Unschuld in der Nation, keine Unverletzlichkeit bei den Mitgliedern der Regierung mehr. Es war die Allgewalt der Gerichte und der Strafgesetze, die Dictatur, nicht eines Mannes, aber des Schaffots.

Ruamps rief nach der Verlesung dieses Decretentwurfs: „Wenn dieses Decret ohne Vertagung angenommen wird, schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf.“ Barrère, den eine solche Kühnheit, wie die Vorlegung dieses Decrets vom 22. Prairial, von der Stärke Robespierre's überzeugte, vertheidigte seine Nothwendigkeit. Bourdon von der Oise wagte es zu bekämpfen. Robespierre bestand darauf, daß es sofort berathen werde. „Seit wir uns der Factionen entledigt haben,“ sagte er mit einer Bewegung des Kopfes, die nach dem leeren Platze Danton's hindeutete, „berathen und beschließen wir ohne Weiteres; diese Forderungen der Vertagung sind in diesem Augenblicke gesucht.“

Das Decret wurde in der Ueberraschung votirt. Aber die Nacht brachte dem Convente die Ueberzeugung, daß er sich in diesem Gesetze sein eigenes Henkerbeil geschmiedet habe. Zusammenkünfte wurden von den Hauptgegnern Robespierre's gehalten. Diese Zusammenkünfte fanden bisweilen bei Courtois, einem gemäßigten Deputirten, statt, der Robespierre mit all der Bitterkeit haßte, mit der er Danton, seinen Landsmann und Freund, beklagte.

Bei der Eröffnung der nächsten Sitzung wagte Bourdon von der Oise abermals, die Rednerbühne zu besteigen. Er verlangte, daß der Convent sich näher darüber erkläre, wie er das verstehe, was er gestern gethan habe, und daß er sich selbst allein das Recht vorbehalte, seine eignen Mitglieder in Anklagestand zu versetzen. Merlin unterstützte Bourdon von der Oise. Eine Interpretation des Decrets, welche der Art war, Robespierre und die Ausschüsse zu entwaffnen, wurde angenommen.

In der folgenden Sitzung verlangten Delbrel und Mallarmé noch anderweite Erklärungen, die das Decret noch mehr schwächten. Der feige Legendre beeiferte sich, diese Schwächungsversuche zu bekämpfen, um sich denen gefällig zu erweisen, deren Verdacht auf sich gezogen zu haben, er sich nicht verzeihen konnte. Couthon vertheidigte mit Ener-

gie sein Werk, schmeichelte dem Convente, beruhigte die Ausschüsse und schalt Bourdon von der Oise. „Hätten Pitt und Coburg anders sprechen können?“ rief er aus. Bourdon von der Oise entschuldigte sich, aber mit Stolz. „Mögen diese Mitglieder der Ausschüsse wissen,“ sagte er, „daß, wenn sie Patrioten sind, wir es eben so sehr sind, als sie. Ich achte Couthon, ich achte den Ausschuß, aber ich achte auch den unerschütterlichen Berg, der die Freiheit gerettet!“

Robespierre erhob sich entrüstet: „Die Rede, die ihr soeben gehört habt, beweist die Nothwendigkeit, sich deutlicher zu erklären,“ sagte er. „Bourdon hat den Berg von dem Ausschusse zu trennen versucht. Der Convent, der Ausschuß, der Berg sind ein und dasselbe! (Lauter Beifall.) Bürger! als die Häupter einer ruchlosen Faction, die Brissot, Vergniaud, Gensonné, Guadet und die andern Bösewichter, deren Namen das französische Volk immer nur mit Abscheu nennen wird, sich an die Spitze einer Partei dieser erhabenen Versammlung gestellt hatten, so war ohne Zweifel der Augenblick da, wo sich die eine Partei des Convents vereinigen mußte, um sie zu bekämpfen. Damals wurde der Name des Bergs, der ihnen zur Zufluchtsstätte inmitten dieses Sturmes diente, geheiligt, weil er den Theil der Volksrepräsentanten bezeichnete, der gegen die Lüge kämpfte. Aber von dem Augenblicke an, wo diese Menschen unter dem Schwerte des Gesetzes gefallen sind, von dem Augenblicke an, wo die Redlichkeit, die Gerechtigkeit und die Sittlichkeit an die Tagesordnung gebracht worden sind, kann es nur noch zwei Parteien im Convente geben: die Guten und die Schlechten.

„Wenn ich das Recht habe, diese Sprache vor dem Convente im Allgemeinen zu führen, so glaube ich auch das Recht zu haben, sie an den berühmten Berg zu richten, dem ich ohne Zweifel nicht ganz fremd bin. Ich glaube, daß diese Huldigung, die aus meinem Herzen dringt, wol eben so viel werth ist, als die, welche aus dem Munde eines andern kommt.

„Ja, ihr Männer vom Berge, ihr seid immer das Bollwerk der öffentlichen Freiheit gewesen, aber ihr habt nichts gemein mit den Ränkeschmieden und den verderbten

Menschen, seien sie, wer sie seien. Der Berg ist nichts anderes, als der Höhepunkt des Patriotismus. Ein Mann vom Berge ist nichts anderes, als ein reiner, verständiger, erhabener Patriot. Es hieße den Convent beleidigen, wenn man dulden wolle, daß einige Ränkeschmiede, die noch verächtlicher sind, als die anderen, weil sie heuchlerisch sind, sich bestreben, einen Theil dieses Berges zu verlocken und sich zu seinem Parteihaupte zu machen."

Bourdon von der Oise ruft, den Redner unterbrechend: „Es ist mir nie in den Sinn gekommen, mich zum Parteihaupte zu machen."

„Es würde das Uebermaß von Schmach sein," fährt Robespierre mit erhobener Stimme fort, „wenn einige unserer durch die Verleumdung unserer Absichten und des Zweckes unserer Arbeiten irregeleiteten Collegen . . ."

Bourdon von der Oise unterbricht ihn abermals: „Ich verlange, daß man beweist, was man behauptet. Man sagt deutlich genug, daß ich ein Bösewicht sei."

„Ich verlange im Namen des Vaterlandes," erwidert Robespierre, „daß mir das Wort gewährt werde. Ich habe Bourdon nicht genannt. Schlimm für den, der sich selbst nennt. Aber wenn er sich selbst in dem allgemeinen Gemälde, das meine Pflicht mich zu entwerfen zwingt, wiedererkennen will, so steht es nicht in meiner Macht, ihn daran zu hindern. Ja," fuhr er dann in noch drohenderem Tone fort, „der Berg ist rein, er ist erhaben, aber die Ränkeschmiede gehören nicht zum Berge." Mehrere Stimmen rufen: „Nennen Sie sie! nennen Sie sie!"

„Ich werde sie nennen, wenn es Zeit ist," erwiederte Robespierre und fuhr dann fort in der Schilderung der Ränke, die den Convent bearbeiten.

„Kommt uns zu Hilfe," sagte er zum Schluß, „duldet nicht, daß man uns von euch trenne, denn wir sind nur ein Theil von euch selbst und wir sind nichts ohne euch. Gebt uns die Kraft, die ungeheuere und fast übermenschliche Last zu tragen, die ihr auf unsere Schultern gelegt habt. Seien wir immer einig, unseren gemeinsamen Feinden zum Verdruß . . ."

Der Beifallssturm der Majorität des Convents läßt ihn nicht vollenden. Man verlangt, daß das Decret zur

Abstimmung gebracht werde. Lacroix, Merlin, Tallien widerrufen. Robespierre straft Tallien über eine Thatsache der Spionerie der Ausschüsse Lügen, die dieser dem Convente angezeigt hatte. „Die Thatsache ist unwahr," sagte Robespierre, „aber eine wahre Thatsache ist, daß Tallien einer von denen ist, die unaufhörlich mit Abscheu von der Guillotine sprechen, wie von einer Sache, die sie nahe angeht, um den Convent zu beunruhigen und herabzuwürdigen." — „Die Unverschämtheit Tallien's ist maßlos," fügte Billaud-Varennes hinzu, „er lügt mit einer unglaublichen Keckheit. Aber, Bürger, bleiben wir einig, die Verschwörer werden zu Grunde gehen und das Vaterland gerettet werden!"

Der Ausschuß und Robespierre, die durch eine gemeinsame Gefahr wieder vereinigt wurden, schlossen sich in dieser Sitzung noch einmal auf einen Augenblick an einander, um mit Gewalt dem Convente die Waffe zu entreißen, mit der er dezimirt werden sollte.

Der Sieg Robespierre's war vollständig. Noch denselben Abend schrieb Tallien, der für sein Leben zitterte, an Robespierre einen vertraulichen Brief, in welchem er sich vor ihm demüthigte. Man fand diesen Brief erst nach dem Tode Robespierre's in seinen Papieren. Er ist ein Zeugniß für die Allmächtigkeit des Dictators und für die Servilität des Repräsentanten.

„Robespierre," sagte Tallien darin, „die schrecklichen und ungerechten Worte, die Du gesprochen, hallen noch in meinem zerrissenen Herzen wider. Ich komme mit dem Freimuthe eines redlichen Mannes, Dir einige Aufklärungen zu geben. Ränkeschmiede, die sich freuen, die Patrioten zerspalten zu sehen, umgeben Dich seit langer Zeit und flößen Dir Vorurtheile ein gegen mehrere Deiner Collegen und besonders gegen mich. Es ist dies nicht das erste Mal, daß man so verfährt. Man sollte sich an mein Benehmen zu einer Zeit erinnern, wo es in meiner Hand gelegen hätte, hinlängliche Rache zu üben. Ich berufe mich darin auf Dich! Nun denn, Robespierre! Ich habe nie weder meine Prinzipien, noch mein Benehmen geändert; ein treuer Freund der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Freiheit, bin ich nicht einen Augenblick links oder rechts abgewichen. Was die Reden betrifft, die man mir in den Mund legt,

so leugne ich sie. Ich weiß, daß man mich in den Augen der Ausschüsse und in den Deinigen als einen sittenlosen Menschen dargestellt hat; nun denn, man komme zu mir und man wird mich mit meiner alten und achtungswerthen Mutter in derselben bescheidenen Wohnung finden, die wir vor der Revolution bewohnt haben. Der Luxus ist daraus verbannt und, mit Ausnahme einiger Bücher, hat sich das, was ich besitze, nicht um einen Sou vermehrt. Ich kann ohne Zweifel einige Fehler begangen haben, aber dann sind sie unabsichtlich gewesen und unzertrennlich von der allgemeinen menschlichen Schwäche. Mein Glaubensbekenntniß, von dem ich mich nie entfernen werde, lautet: Ein schlechter Bürger, der den Lauf der Revolution hemmt. Das sind meine Gesinnungen, Robespierre! Da ich allein und zurückgezogen lebe, habe ich wenig Freunde, aber ich werde immer der Freund aller wahren Vertheidiger des Volks sein." Robespierre verachtete diesen Brief und beantwortete ihn nicht. Er schätzte Tallien zu gering, als daß er hätte glauben sollen, diese Feder könne sich je in einen Dolch verwandeln. In Revolutionen mistraut man den servilen Menschen nie genug. Sie allein sind gefährlich.

XIV.

Robespierre griff einige Tage nachher mit nicht weniger Unvorsichtigkeit einen noch geschmeidigeren und furchtbareren Mann an, als Tallien. Es war dies Fouché. Er ließ ihn aus dem Jacobinerclub ausstoßen, weil er zu Nevers den Atheismus gepredigt. „Fürchtet dieser Mensch nicht, vor uns zu erscheinen?" sagte er zu den Jacobinern. „Fürchtet er nicht die Augen und die Ohren des Volkes? Fürchtet er nicht, daß sein trauriges Gesicht das Laster in sichtlichen Zügen offenbare und daß sechstausend auf ihn gerichtete Blicke nicht in seinen Augen seine ganze Seele erkennen und der Natur zum Trotze die Gedanken, die sie verbirgt, offen darin lesen?"

Der Haß, den er von allen Seiten auf sich häufte, begann offener im Schooße der Ausschüsse zu gähren. Robespierre, Couthon, St.-Just verlangten gebieterisch von ihnen, sie sollten sich der Waffe des durchgesetzten Decrets

bedienen, um diejenigen, welche Aufregung im Convente hervorriefen, vor das Revolutionstribunal zu schicken. Diese Männer waren vornehmlich: Fouché, Tallien, Bourdon von der Oise, Fréron, Thuriot, Robert, Lecointre, Barras, Legendre, Cambon, Léonard Bourdon, Duval, Audouin, Carrier, Joseph Lebon. Die unentschiedenen Ausschüsse zauderten. Couthon appellirte von ihnen an die Jacobiner. „Der Schatten Danton's, Hébert's und Chaumette's geht noch unter uns um," sagte er in der Sitzung vom 26. zu ihnen. „Er sucht das Unheil fortzupflanzen, das uns diese Verschwörer bereitet haben. Die Republik hat ihr ganzes Vertrauen auf den Convent gesetzt. Er verdient es, aber es gibt in seiner Mitte noch einige Schlechtgesinnte. Die Zeit ist gekommen, wo die Bösewichte entlarvt und bestraft werden müssen. Zum Glück," fügte er hinzu, ist ihre Zahl nur klein, vielleicht sind es nur vier oder sechs. Mögen die Nichtswürdigen fallen, mögen sie zu Grunde gehen!"

Heftige Wortwechsel brachen oft im Wohlfahrtsausschusse zwischen Robespierre und seinen Collegen aus. Billaud-Varennes verhehlte nicht seinen Verdacht über den Gebrauch, den die Triumvirn von dem Decrete vom Prairial machen wollten. „Du willst also den ganzen Convent guillotiniren?" sagte er eines Tages zu Robespierre. Carnot, selbst Collot d'Herbois warfen in beleidigenden Ausdrücken Robespierre die Unterdrückung vor, die er auf die Regierung ausübe. Carnot war entrüstet über St.-Just, der seine militairischen Pläne mit der Unbedachtsamkeit eines jungen Menschen durchkreuzte. Vadier, der Präsident des Sicherheitsausschusses, theilte die feindselige Stimmung seines Collegen und legte sie mit mehr Unumwundenheit an den Tag.

Am Tage vor der Sitzung, in der Elie Lacoste seinen Bericht über die Mitschuldigen Ladmiral's und Cäcilie Renault's abstatten sollte, kam Vadier in den Ausschuß. „Morgen," sagte er zu Robespierre, „werde ich auch meinen Bericht über eine Sache abstatten, die mit dieser zusammenhängt, und werde die Versetzung der Familie Sainte-Amaranthe in Anklagestand beantragen." „Du wirst es nicht thun," sagte Robespierre in befehlendem Tone. „Ich werde es thun!" erwiderte Vadier. „Ich habe alle Be-

weise in der Hand, welche die Verschwörung darthun; ich werde sie ganz enthüllen." „Beweise oder nicht! wenn Du es thust, greif' ich Dich an!" erwidert Robespierre. „Du bist der Tyrann des Wohlfahrtsausschusses!" ruft Vadier aus. „Ah, ich bin der Tyrann des Wohlfahrtsausschusses!" antwortet Robespierre, indem er sich erhebt und kaum die Thränen des Zorns zurückhält, die ihm in die Augen treten. „Nun gut! ich befreie euch von meiner Tyrannei. Ich ziehe mich zurück. Rettet das Vaterland ohne mich, wenn ihr es könnt. Was mich betrifft, so ist mein Entschluß gefaßt; ich will nicht die Rolle Cromwell's spielen." Er zog sich in der That mit diesen letzten Worten zurück und kam nicht mehr in den Wohlfahrtsausschuß.

Die einen betrachteten diese freiwillige Entfernung und Abdankung als eine Schwäche, die anderen als einen schlauen Streich. Der Muth, den Robespierre bisher seinen Feinden gegenüber gezeigt hatte und den er später dem Tode gegenüber zeigte, verbietet den Gedanken an Schwäche. Von dem Augenblicke an, wo Robespierre die Ausschüsse nicht unter die Macht seines Willens und seiner Popularität beugen konnte, erschien es ihm als Klugheit, sich auf augenfällige Weise von seinen Collegen zu trennen. Er entzog sich so der Verantwortlichkeit für die Verbrechen, welche die Zeit seiner Entfernung bezeichnen würden. Er erklärte sich durch diese Entfernung in thatsächliche Opposition mit der Regierung. Da er auf den Sturz der Ausschüsse sann, so durfte er in den Augen der öffentlichen Meinung nicht der Theilhaber ihrer Handlungen bleiben. Seine Lossagung von den Ausschüssen war eine stumme Anklage, die bezeichnender und drohender war als eitle Worte. Es sollte sich entscheiden, auf welche Seite sich die öffentliche Meinung stellen und wer die Oberhand behalten würde, ein einzelner Mann oder die Anarchie.

XV.

Aber der Rücktritt Robespierre's hatte ihn in der Mitte der Ausschüsse nicht völlig entwaffnet. Er behielt immer seine Hand im Mittelpunkte der Regierung unsichtbar im Spiele. St.-Just war wieder zur Rheinarmee ab-

gegangen. Seine Abwesenheit hatte im Wohlfahrtsausschusse die Stelle eines Präsidenten des Bureaus der allgemeinen Polizei unbesetzt gelassen. Robespierre hatte es über sich genommen, seinen jungen Collegen zu ersetzen. Er hielt so den Faden aller Verschwörungen in seiner Hand, die man gegen ihn anspinnen konnte, und mit Hülfe der zahlreichen Spione dieser Polizei konnte er seine Feinde in ihren eigenen Netzen fangen. Die geheimen Papiere, die man nach seinem Sturze bei ihm gefunden hat, bezeugen die Ueberwachung, die er über alle von ihm gefürchtete Mitglieder des Convents und der Ausschüsse ausübte. Er erhielt sich die Haupttriebfeder einer ächtenden Regierung: die Angeberei. Er war nicht mehr der Arm, aber er war immer das Auge und das Ohr der Revolutionsregierung. Er war außerdem die einzige Stimme in ihr, auf die das Volk hörte. Er zweifelte nicht im Entferntesten daran, daß er an dem Tage, wo er diese Stimme zur Anklage gegen seine Feinde erheben würde, das schwache Gebäude ihres Hasses und ihrer Ränke gegen ihn über den Haufen werfen werde. Aber er wollte, daß sie sich erst tiefer in die Schlinge, die er ihnen durch seine Entfernung legte, verwickeln und sich mit den Waffen, die er ihnen überließ, selbst zum Tode verwunden sollten. Er sammelte im Stillen vertrauliche Berichte über ihre Meinungen, er führte Buch über ihr Thun und Lassen, er zählte ihre Schritte, er notirte ihre Worte, er interpretirte ihre Gedanken. Folgendes sind die Zeugnisse oder die Verdachtsgründe, die er sammelte und die er zu Rathe zog, um in der Stunde der Rache seine Opfer von seinen Anhängern scheiden zu können.

„Legendre," schrieben ihm seine Spione, „ist gestern gesehen worden, wie er mit dem General Perrin spazieren ging. Ihre Unterhaltung war geheimnißvoll und lebhaft. Sie trennten sich um 11 Uhr. Legendre trat um Mittag in den Convent. Er verließ ihn um 1 Uhr. Man bemerkte, während er in den Tuilerien spazieren ging, daß seine Physiognomie das Gepräge der Sorge und des Misvergnügens trug. Er wurde von einem Unbekannten angeredet. Sie unterhielten sich mit leiser Stimme."

„Thuriot kam um sieben Uhr mit einer Frau aus einem unbekannten Hause. Er führte diese Frau nach dem

Garten des Palais Egalité. Sie gingen unter den Bäumen spazieren. Dann traten sie in ein anderes Haus, um zu Abend zu essen. Um Mitternacht waren sie noch nicht zurück."

„Tallien ist gestern bei den Jacobinern bis zu Ende der Sitzung geblieben. Am Ausgange erwartete ihn ein Mann mit einem dicken Stocke, der ihn gewöhnlich begleitet. Sie faßten sich unter den Arm und sprachen leise mit einander, indem sie sich in der Richtung nach dem Garten Egalité entfernten. Dort unterhielten sie sich bis um Mitternacht. Tallien ließ sich in einem Fiaker nach der Rue de la Belle-Perle fahren, der Mann mit dem dicken Stocke entschlüpfte, ohne daß wir seine Straße und seine Wohnung hätten entdecken können. Er trägt eine roth und weiß gestreifte Weste. Er hat blonde Haare. Er ist in dem Alter Tallien's."

„Tallien ist gestern erst nach drei Uhr Nachmittags ausgegangen. Einer seiner Vertrauten hat uns gesagt, daß Tallien ihm auf seine Frage, warum er nicht mehr von sich sprechen mache im Convente, geantwortet habe, daß er einen Widerwillen habe, seit man ihm im Ausschuß vorgeworfen, daß er zu Bordeaux nicht genug habe guillotiniren lassen. Er hat vertraute Agenten, die ihn von allem unterrichten, was in den Ausschüssen vorgeht. Er läßt sich, wenn er ausgeht, von vier Bürgern begleiten, die ihm von weitem folgen."

„Thuriot, Charlier, Fouché, Bourdon von der Oise, Gaston und Bréard haben diesen Morgen zusammen geheime Besprechungen im Convente gehabt."

„Bourdon von der Oise ist gestern auf der Straße gesehen worden, unbeweglich, in tiefen Gedanken und unentschlossen, nach welcher Seite hin er gehen sollte."

„Tallien hat diesen Morgen vor einem Bücherladen auf dem Quai eine Stunde lang um Bücher gehandelt. Er sah beständig mit unruhigem und argwöhnischem Blicke von einer Seite nach der andern."

XVI.

Diese Berichte setzten Robespierre von Stunde zu Stunde von den Schritten seiner Feinde in Kenntniß. Couthon

beobachtete für ihn das Innere des Wohlfahrtsausschusses, David und Lebas den Sicherheitsausschuß, Coffinhal das Revolutionstribunal, Payan die Gemeine. Keine Bewegung, kein Anzeichen konnte ihm entgehen. Noten von seiner eignen Hand geben Zeugniß von seinem fortwährenden Nachdenken über die Charaktere und über die Vergangenheit der Männer, deren Vernichtung mit den Ausschüssen oder deren Erhebung zur Regierung er vorbereitete. Er entwarf in diesen geheimen Manuscripten den Catalog seines Verdachts oder seines Vertrauens.

„Dubois-Crancé," schrieb er, „war dem Gesetze verfallen, welches Jeden aus Paris verbannte, der sich falsche Adelstitel anmaßte; er wurde als Intrigant von der Armee von Cherbourg fortgeschickt. Er hat gesagt, man müsse die Vendeer bis auf den letzten Mann ausrotten. Ein Freund Danton's und Parteigänger Orleans', mit dem er in enger Verbindung stand."

„Delmas, ein vormaliger Adliger, ein abgefeimter Intrigant, ein Verbündeter der Gironde, ein Freund Lacroix', ein Vertrauter Danton's; er hat Beziehungen zu Carnot."

„Thuriot war immer nur ein Parteigänger Orleans'. Sein Schweigen seit dem Falle Danton's contrastirt mit seiner ewigen Schwätzerei vor dieser Zeit. Er regt unter der Hand den Berg auf, er facht die Factionen an. Er gehörte zu den Gastmählern Danton's und Lacroix' bei Gusman und an anderen verdächtigen Orten."

„Bourdon von der Oise hat sich mit Verbrechen bedeckt in der Vendee, wo er sich das Vergnügen gemacht hat, in seinen Orgien mit dem Verräther Tunk Soldaten mit eigener Hand zu tödten. Er verbindet mit der Wuth Tücke. Er ist der eifrigste Vertheidiger des Systems des Atheismus gewesen. Am Tage des Festes des höchsten Wesens hat er sich vor dem Volke die anstößigsten Spottreden darüber erlaubt. Er machte seine Collegen geflissentlich auf die Zeichen der Gunst aufmerksam, die das Volk mir gab. Als er vor zehn Tagen bei Boulanger war, fand er bei diesem Bürger ein junges Mädchen, das seine Nichte war. Er nahm zwei Pistolen vom Kamine. Das junge Mädchen machte ihm bemerklich, daß sie geladen seien. „Nun," sagte er, „wenn ich mich tödte, so wird man sagen, Du

habest mich ermordet, und dann wirst Du guillotinirt!" — Er drückte die Pistolen auf das junge Mädchen ab und sie gingen blos nicht los, weil das Zündkraut fehlte. Dieser Mensch geht immer mit der Miene eines Mörders umher, der auf ein Verbrechen sinnt. Das Bild des Schaffots und die Furien scheinen ihn zu verfolgen."

„Léonard Bourdon, ein zu allen Zeiten verachteter Intrigant, einer der unzertrennlichen Genossen Hébert's, ein Freund Clootz's. Nichts gleicht der Niedrigkeit der Intriguen, die er anwendet, um die Zahl seiner Pensionaire zu vermehren und sich der Zöglinge des Vaterlandes zu bemächtigen. Er war einer der ersten, die in den Convent die Gewohnheit einführten, ihn durch unanständige Formen herabzuwürdigen, wie zum Beispiel mit dem Hute auf dem Kopfe zu sprechen oder in cynischer Tracht zu erscheinen."

„Merlin, berüchtigt durch die Capitulation von Mainz, und mehr als verdächtig, den Preis dafür erhalten zu haben."

„Montaut, vormaliger Marquis, sucht seine gedemüthigte Kaste durch seine ewigen Anschuldignngen des Wohlfahrtsausschusses zu rächen."

XVII.

Im Gegensatze zu diesen Männern seines Mistrauens schrieb er auch die Namen derer auf, die er zu den großen Aemtern der Republik berufen wollte. Es waren dies Hermann für die Verwaltung, Payan oder Julien für den öffentlichen Unterricht, Fleuriot für die Mairie von Paris, Buchot oder Fourcade für die auswärtigen Angelegenheiten, d'Albarade für die Marine, Jaquier, der Schwager St.-Just's, Coffinhal, Subleyras, Arthur, Darthé und eine Menge andere unbekannte Namen selbst aus dem Handwerkerstande, die sich aber auszeichneten durch Eifer, Patriotismus und Bürgertugenden.

Neben diesen Namen, die aus seiner Feder flossen, damit er sie am Tage seiner Macht wiederfände, gab es eine Masse anonymer oder unterzeichneter Briefe, die den Tyrannen des Convents der Apotheose oder dem Tode weihten. Die Briefe bewiesen gleichmäßig durch ihre Begeisterung

wie durch ihre Erbitterung das unermeßliche Gewicht dieses Namens, der für sich allein die Einbildungskraft so vieler Leute in der Republik beschäftigte.

„Du, der Du die Welt mit Deinen Schriften erhellst," sagt einer dieser Briefe, „Du erfüllst die Erde mit Deinem Namen. Deine Prinzipien sind die der Natur, Deine Sprache ist die der Menschheit. Du gibst dem Menschen seine angeborne Würde wieder. Zweiter Schöpfer, Dir dankt das Menschengeschlecht seine Wiedergeburt!

„Robespierre! Robespierre!" sagt ein andrer, „ich sehe es, Du strebst nach der Dictatur und Du willst die Freiheit morden. Es ist Dir gelungen, die festesten Stützen der Freiheit zu brechen. So gelangte Richelieu zur Herrschaft, indem er von den Schaffoten das Blut aller Gegner seiner Pläne fließen ließ. Du hast Danton und Lacroix zuvorzukommen gewußt, wirst Du auch dem Stoße meiner Hand und der zweiundzwanzig andern Brutus, wie ich, zuvorzukommen wissen? Dreißigmal habe ich schon in Deine Brust einen vergifteten Dolch stoßen wollen. Aber ich habe diesen Ruhm mit Andern theilen wollen. Du wirst durch die Hand umkommen, von der Du es am wenigsten vermuthest und welche die Deine drückt."

„Ich habe Dich gesehen," sagt ein dritter, „an der Seite Péthion's und Mirabeau's, der Väter der Freiheit, und jetzt sehe ich nur noch Dich unberührt inmitten der Sittenverderbniß, nur noch Dich aufrecht stehen inmitten der Ruinen. Vertraue nur Dir selbst die Ausführung Deiner Pläne an. Du wirst von den kommenden Jahrhunderten als der Schlußstein unserer Constitution angesehen werden!"

„Du lebst noch, nach dem Blute Frankreichs lechzender Tiger," liest man in einem andern, „Du Henker Deines Vaterlandes! Du lebst noch! Aber Deine Stunde naht. Diese Hand, welche Deine irren Augen zu entdecken suchen, ist gegen Dich erhoben. Alle Tage bin ich mit Dir, alle Tage, zu jeder Stunde, suche ich die Stelle, an der ich Dich treffen soll. Lebe wohl, auch heute Abend, werde ich Dich betrachten und mich an Deinem Schrecken weiden!"

Anderswo: „Robespierre, Säule der Republik, Seele der Patrioten, unbestechliches Genie, erleuchteter Mann des Berges, der Alles sieht, Alles vorhersieht, Alles vereitelt,

echter Redner, echter Philosoph, Du, den ich wie Gott nur durch seine Wunder kenne, die Krone, der Triumph gebührt Dir, bis der Weihrauch der Bürger zu dem Altare emporsteigt, den wir Dir errichten werden und den die Nachwelt so lange verehren wird, als die Menschen den Werth der Freiheit und der Tugend zu schätzen wissen."

„Sie können keinen günstigern Augenblick ergreifen," schrieb ihm Payan, sein hellsehendster Vertrauter in der Gemeine, „um alle Verschwörer zu treffen. Erstatten Sie, ich wiederhole es, einen umfassenden Bericht, der alle Verschwörer in sich begreift und alle bisherigen Verschwörungen heute in eine einzige vereinigt zeigt, sodaß man darin zusammen sieht die La Fayettisten, die Royalisten, die Föderalisten, die Hébertisten, die Dantonisten und die Bourbons!.. Arbeiten Sie im Großen!... Dieser Brief könnte mich verderben, verbrennen Sie ihn!"

XVIII.

Von diesen öffentlichen Correspondenzen wurde die Aufmerksamkeit des Staatsmannes durch häusliche Correspondenzen abgelenkt und auf die Zwistigkeiten in seiner Familie hingezogen. „Unsere Schwester," schrieb ihm sein jüngerer Bruder, „hat nicht einen Tropfen Blutes, das dem unsrigen gliche. Ich habe von ihr solche Dinge erfahren und gesehen, daß ich sie als unsre größte Feindin betrachte. Sie misbraucht unsern fleckenlosen Ruf, um uns Gesetze vorzuschreiben und uns mit einem skandalösen Schritte zu bedrohen, der uns zu Grunde richten würde. Wir müssen einen entschiedenen Entschluß gegen sie fassen; wir müssen sie nach Arras schicken und auf diese Weise ein Weib von uns entfernen, das uns beide zur Verzweiflung bringt. Sie möchte uns gern in den Ruf von schlechten Brüdern bringen!"

„Es ist also von Wichtigkeit für Deine Ruhe, daß ich entfernt von Dir sei," schrieb ihm ihrerseits seine Schwester. „Es ist sogar, wie man sagt, von Wichtigkeit für die öffentliche Sache, daß ich nicht mehr zu Paris lebe. Ich muß Dich also vor allen Dingen von dem Anblicke eines verhaßten Gegenstandes befreien. Von morgen an

wirst Du in Dein Zimmer zurückkehren können, ohne befürchten zu müssen, mich darin zu treffen. Mein Aufenthalt zu Paris beunruhige Dich nicht. Ich mag nicht meine Freunde mit in meine Ungnade verwickeln. Ich bedarf nur einiger Tage, um die Verwirrung meiner Gedanken zu beschwichtigen und über den Ort meiner Verbannung einen Entschluß zu fassen. Das Quartier, das die Bürgerin Laporte bewohnt, zu der ich einstweilen meine Zuflucht nehme, ist der Ort in der ganzen Republik, wo ich am unbemerktesten bleiben kann."

Aber wenn sich Robespierre von der Ueberwachung seiner Feinde weder durch häusliche Sorgen, noch durch seine äußerste Dürftigkeit, weder durch die Schmeicheleien, noch durch die Drohungen seiner Correspondenten abhalten ließ, so ließen auch die Ausschüsse weder ihren Haß, noch ihre Befürchtungen, noch ihre geheimen Verschwörungen gegen ihn einschlafen. Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, Vadier, Amar, Elie Lacoste suchten sich durch eine Verdoppelung des Schreckens vor dem Convente und vor den Jacobinern gegen die Beschuldigungen der Nachsicht, welche Robespierre gegen sie hätte erheben können, im voraus zu schützen. Auf der andern Seite ließen sie die Executionen des Revolutionstribunals geflissentlich auf seine Schultern fallen und stellten ihn in ihren vertraulichen Ergießungen als den unersättlichen Dezimirer seiner Collegen dar. „Wenn er nur die Köpfe von Tallien, von Bourdon, von Legendre verlangte, so könnte man darüber sprechen!" sagte Barrère. „Aber die Köpfe aller Häupter des Convents zu verlangen, die ihn beunruhigen, zu solchen Blutforderungen kann man sich nicht herbeilassen!"

Man setzte auf den Bänken Listen der Köpfe in Umlauf, die Robespierre angeblich verlangt habe, um durch die Furcht die zu entflammen, die der Neid nicht entflammte. Moses Bayle, ein einflußreiches Mitglied des Sicherheitsausschusses, gestand eines Tages die Doppelseitigkeit des Ausschusses in seinen Beziehungen zu Robespierre ein. „Tallien," sagte Moses Bayle, „hat soviele Verbrechen begangen, daß von fünftausend Köpfen er nicht einen behalten würde, wenn man Gerechtigkeit gegen ihn üben wollte. Der Ausschuß hat die Beweise und Belege in den

Händen. Aber es genügt uns, daß er von Robespierre angegriffen wird, um zu schweigen!"

Die von Robespierre bedrohten Männer wurden durch die Vermittlung der Ausschüsse gewarnt. Man warnte sogar solche, gegen die er immer nur völlige Gleichgültigkeit gehegt hatte. Nächtliche Zusammenkünfte fanden bald bei Tallien, bald bei Barras statt, zwischen Lecointre, Fréron, Barras, Tallien, Garnier von der Aube, Rovère, Thirion, Geoffroy und den beiden Bourdon. Man kam überein über die Mittel, die Popularität Robespierre's zu schwächen, seine Streiche zu pariren oder ihnen zuvorzukommen, seinen Ehrgeiz zu entlarven und seine Tyrannei zu brandmarken. Die drohende Gefahr, das tiefe Geheimniß, das vor ihren Augen aufgeschlagene Schaffot gaben dieser entstehenden Opposition den versteckten und verzweifelten Charakter einer Verschwörung. Tallien, Barras und Fréron waren die Seele davon. Diese drei Deputirten, die von ihren Sendungen nach Bordeaux, Marseille und Toulon zurückberufen und von strenger Rechenschaft bedroht worden waren, welche Robespierre von ihnen forderte, hatten nur mit Verdruß die Allmächtigkeit ihrer Stellung niedergelegt. Es wurde ihnen, die lange Zeit absolute Proconsuln und unumschränkte Herren über Leben und Eigenthum gewesen waren, schwer, wieder einfache Deputirte zu werden und vor einem Gebieter zu zittern. Die dictatorische Gewalt, die sie bei den Armeen geübt hatten, die Gewohnheit der Schlachten, der Stolz der Siege, die Dienste, die sie der Republik geleistet, die Uniform, die sie an der Spitze der Colonnen getragen hatten — Alles dies gab dem, was sie unternahmen, den Charakter einer schnellen soldatischen Entschlossenheit. Das Leben in den Lagern hatte ihnen Verachtung gegen die Rednerbühne eingeflößt. Barras, Fréron und Tallien bildeten unter diesen Männer des Worts, den Keim und den Kern einer militairischen Partei, die bereit war, mit dem Säbel den Knoten des Gewebes, das sie umspann, zu durchhauen. Tallien flößte den Verschworenen Verzweiflung, Fréron Rachedurst und Barras Zuversicht ein. Es waren dies drei Männer der That, die um so geeigneter zu Handstreichen waren, je weniger sie den Aberglauben an die Gesetze und die Skrupel der Liebe zur Freiheit hatten. Sie

waren Verschwörer nach dem Vorbilde Danton's, die in den Revolutionen die Prinzipien vergessen, um nur Lagen und Umstände darin zu sehen, die mehr nach Macht und Genuß, als nach Institutionen streben, und um jeden Preis ihre Köpfe retten wollen, anstatt sie mit Ergebung aufs Schaffot zu tragen. Handeln, zuvorkommen, treffen — das war ihre ganze Taktik.

Neunundfunfzigstes Buch.

I.

Während diese Männer, die später die Thermidoristen genannt wurden, die Mittel vorbereiteten, um die Tyrannei durch die Gewalt zu stürzen, beschäftigten sich die Ausschüsse mit mehr Arglist mit den Mitteln, um Robespierre in der öffentlichen Meinung und im Convente herabzusetzen, zu isoliren und zu umstellen. Um an Einfluß bei den Jacobinern mit ihm zu wetteifern, mußte man in Strenge und Grausamkeit bei der Anwendung des schrecklichen Gesetzes vom 22. Prairial wetteifern. Auch hatte der Terrorismus noch nie mehr Schuldige, mehr Verdächtige und mehr Unschuldige in Masse getroffen, als seit dem Tage, an dem Robespierre beschlossen hatte, ihm ein Ende zu machen. Fouquier-Tinville, die Geschworenen und die Henker konnten der von den Ausschüssen anbefohlenen täglichen Hinopferung nicht Genüge leisten. Der Sicherheitsausschuß, der sich im Dunkeln gehalten und nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, während Robespierre im Wohlfahrtsausschusse Alles beherrschte und verdunkelte, war seit dessen Rücktritte unersättlich in Proscriptionen geworden. Es entstand ein wahrer Wetteifer der Strenge und des Todes zwischen den beiden Ausschüssen. Vadier, Amar, Jagot, Louis vom Niederrhein, Boulland, Elie Lacoste, die domi-

nirenden Mitglieder des Sicherheitsausschusses gaben an glühendem Eifer Collot d'Herbois und Billaud-Varennes nichts nach. Man würzte den Tod mit Spott. „Das geht herrlich, die Ernte ist gut, die Körbe füllen sich," sagte der Eine, indem er die langen Listen derer unterzeichnete, die vor das Revolutionstribunal geschickt wurden. „Ich habe Dich auf dem Revolutionsplatze dem Schauspiele der Guillotine beiwohnen gesehen," sagte ein Anderer. „Ja," war die Antwort, „ich bin hingegangen, um über die Gesichter zu lachen, die diese Bösewichter schneiden." „Sie niesen in den Sack," fuhr ein Dritter fort. „Ich werde oft den Hinrichtungen beiwohnen." „Gehen wir morgen hin," versetzte Einer, der noch blutgieriger war, „es wird morgen eine große Decoration geben." Diese Männer schauten in der That bisweilen aus den Fenstern eines benachbarten Hauses den Hinrichtungen zu. Sie waren mit Blut bedeckt, aber ihre Hände blieben rein von Raub. Billaud-Varennes, der zu Cayenne im Elend starb, hatte sich nicht einen Heller vorzuwerfen, den er der Republik entzogen hätte, die er dezimirt hatte.

Vadier sagte, als er im höchsten Greisenalter als Verbannter bettelnd im Auslande umherirrte, zu dem Sohne Eines von denen, die er zum Schaffot geschickt hatte: „Ich bin zweiundneunzig Jahre alt. Die Kraft meiner Meinungen verlängert meine Tage. Ich habe in meinem ganzen Leben keine einzige Handlung, die ich mir zum Vorwurfe machte, außer daß ich Robespierre verkannt und einen Bürger für einen Tyrannen gehalten habe."

Levasseur, ein exaltirter Anhänger des Berges, der geächtet und in Armuth zu Brüssel lebte, rief vor einem seiner Landsleute, der ihn besuchte, um ihn in seiner Hinfälligkeit zu beklagen, aus: „Sagen Sie Ihren Republikanern von Paris, daß sie den alten Levasseur gesehen hätten, wie er sich selbst sein Bett macht, um seiner treuen achtzigjährigen Gefährtin die Mühe zu ersparen, und wie er seinen Topf mit Bohnen, ihrer einzigen Nahrung in ihrem Elende, mit eigner Hand abschäumt." „Und, was denken Sie heute von Robespierre?" fragte ihn der junge Franzose. „Robespierre," antwortete Levasseur, „nennen Sie seinen Namen nicht, er ist unser einziger Gewissensbiß; der

Berg war mit einer Wolke bedeckt, als er ihn opferte.“ Der alte Souberbielle sprach ebenso auf seinem Todtenbette: „Die blutigsten Revolutionen,“ rief er aus, „sind die Gewissensrevolutionen. Robespierre war das Gewissen der Revolution. Sie haben ihn geopfert, weil sie ihn nicht verstanden haben.“ So fielen Gewissen und Meinung im Bewußtsein der Männer jener Zeit so zusammen, daß sie selbst nach langen Jahren die eine für die andere nahmen, und indem sie ihre vom Raube leeren Hände zeigten, glaubten sie Gott und der Nachwelt ein von Vorwürfen freies Leben vorlegen zu können und stolz sein zu dürfen auf die Beständigkeit einer fanatischen Theorie, die selbst das Alter weder geklärt, noch erkältet hatte.

II.

Aber einige der Aechter waren so an das Blut gewöhnt, daß sie den Tod in die Eleganz, in die Genüsse und in die Ausschweifungen ihres Lebens mischten. Grausam am Morgen, wollüstig am Abende, verließen sie die Ausschüsse, das Tribunal oder den Hinrichtungsplatz, um sich an schwelgerische Tafeln zu setzen oder in ihren Gitterlogen die Musik oder die Poesie zu genießen oder in den Gärten um Paris in süßem Vergessen der Politik mit leichtfertigen Frauen die Heiterkeit der Jahreszeit, die Muße und den Frieden zu genießen. Sie schienen Eile zu haben, dem Genusse Stunden zu weihen, die kein Morgen hatten, und denen die Factionen jeden Augenblick ein Ziel setzen konnten. Sie führten mit Gleichgültigkeit gegen ihre Feinde das Beil, das sie mit Resignation für sich selbst erwarteten. Diese Landhäuser waren bisweilen Berathungsorte, wie die der Dantonisten zu Sèvres. Barrère besonders war ein Mann von raffinirter Genußsucht und Eleganz, mehr der Schmeichler der Revolution, als der Apostel der republikanischen Tugend. Man hatte ihm den Beinamen des Anakreon der Guillotine gegeben, weil er über seine Berichte neben den schrecklichen Decreten zarte Bilder ausstreute, wie fahle Blumen über Blut. Er hatte sich im Dorfe Clichy ein reizendes Landhaus eingerichtet. Dorthin zog er sich zweimal die Woche zurück, um seinen Geist zu erfrischen und

seiner Feder ihren Schmelz wiederzugeben. Dort bereitete er, wie man sagt, jene Berichte vor, die so geschmeidig waren, wie er selbst, und in denen er seinem Styl gebot, den Ausdruck, den Ton und die Formen aller herrschenden Parteien anzunehmen. Dorthin führte er auch die Epikuräer der Revolution und unter andern auch den Financier Dupin. Dupin war berüchtigt durch seinen Bericht über die sechzig Generalpächter, die er in Masse hatte zum Tode verurtheilen lassen. Er war bekannt wegen seiner Hinneigung zu den ausgesuchtesten Genüssen der Tafel. Schöne Frauen und Künstlerinnen, die stolz waren, mit den Herren der Republik Umgang zu pflegen, wohnten diesen Festen von Clichy bei. Leichtfertig wie das Vergnügen, aber verschwiegen wie das Grab, hörten diese Frauen Alles, ohne Etwas zu behalten. Amar, der vertraute Freund Dupin's, Voulland, Jagot, Barras, Fréron, Collot d'Herbois, selbst der strenge Vadier begaben sich bisweilen auf diesen Landsitz, um sich mit Barrère und den andern Robespierre feindlichen Conventsmitgliedern zu besprechen. Der Vorwand des Vergnügens verdeckte die Verschwörung. Man argwöhnte kein Complot in der Erholung. Und doch spann es sich an.

III.

Barrère und seine Collegen glaubten einen von Tage zu Tage argwöhnischeren Patriotismus heucheln zu müssen, um den Verdacht des Moderantismus zu vermeiden. Sie hörten nicht auf, den Convent zu unversöhnlicher Strenge hinzudrängen. Robespierre seinerseits hielt sich, um seinen Einfluß auf die Ausschüsse zu behaupten und sie durch seine Anschuldigungen einzuschüchtern, für gezwungen, in sich den Typus eines unbeugsamen Patrioten auf die Spitze zu treiben. Die Jacobiner schienen die Reinheit des Patriotismus nur im Uebermaße des Argwohns zu erkennen. Diejenige, von den beiden Parteien, die zuerst begonnen hätte, den Schrecken zu mindern, würde sicherlich im Augenblicke unter der Anklage der Schwäche oder des Einverständnisses mit den Feinden der Republik erlegen sein. Darin liegt die Erklärung dieser letzten Zeiten des politischen Mordes. Die Lage der Dinge war um so extremer, je mehr sie zum Bruche

kommen sollte. Der Terrorismus war keine ungestüme Aufwallung mehr, er war eine Taktik geworden. Je weniger man ihn wollte, desto mehr heuchelte man ihn von beiden Seiten. Das Blut unzähliger Opfer diente nur dazu, die Maske dieser abscheulichen Heuchelei des Patriotismus zu färben.

Wir haben gesehen, daß nach dem Mordversuche gegen Collot d'Herbois und nach dem Verdachte eines Mordversuchs gegen Robespierre die exaltirten Mitglieder des Sicherheitsausschusses beschlossen hatten, in die Anklage gegen Ladmiral und gegen Cäcilie Renault eine Menge sogenannte Mitschuldige, die den beiden Angeklagten ganz fremd waren, mit hineinzuziehen. Sie heuchelten so eine grausame Besorgniß für das Leben Robespierre's und gaben sich das Ansehn, eine glänzende Rache für seine Gefahren nehmen zu wollen. Elie Lacoste hatte den Bericht vollendet, Vadier hatte mit daran gearbeitet. Man erinnert sich, daß Vadier in die Anklage eine Menge Unschuldiger mit verwickelt hatte, daß Robespierre sich mit Energie diesem Theile des Berichts widersetzt hatte, daß Vadier mit der bittern Hartnäckigkeit eines Inquisitors, der seine Beute festhält, darauf bestanden hatte, und daß dieser Wortwechsel, der in heftigen Zank ausgeartet war, die Veranlassung zur Niederlage Robespierre's gewesen und ihn zu Thränen des Zorns und zum definitiven Rücktritte aus dem Ausschusse gebracht hatte. Folgendes ist die Lage der Dinge mit ihren geheimen Ursachen und ihren Consequenzen in Bezug auf die doppelte Verschwörung, die sich auf der einen Seite in dem vertrauten Kreise um Robespierre, auf der andern in den Zusammenkünften der beiden Ausschüsse anspann. Die Zeit hat die Verkettung der Thatsachen, die einander völlig fremd erschienen, enthüllt.

IV.

Die Seele des Menschen bedarf des Uebernatürlichen. Die Vernunft allein genügt ihr nicht, um ihre traurige Lage hienieden zu erklären. Sie muß Wunder oder Mysterien haben. Die Mysterien sind der Schatten, welche die Unendlichkeit auf den menschlichen Geist wirft. Sie beweisen die Unendlichkeit, ohne sie zu erklären.

Der Mensch sucht ewig diese Finsterniß zu durchdringen. Alle Völker, alle Zeitalter, alle Bildungszustände haben ihre Mysterien gehabt. Kindlich im Volke, erhaben bei den Philosophen steigen sie von den Sibyllen bis zu Plato hinauf und von Plato herab bis zu den abgeschmacktesten Gauklern. Seit die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts den Aberglauben des Mittelalters im Geiste Europas untergraben hatte, hatte der Hang zum Uebernatürlichen nicht seine Natur und seine Leichtgläubigkeit, sondern nur den Gegenstand gewechselt. Niemals hatte eine größere Anzahl von Geheimlehren, von chimärischen Philosophien oder überschwänglichen Theosophien die intellectuelle Welt verblendet. Swedenborg in Schweden, Weishaupt in Deutschland, der Graf von St.-Germain, Bergasse, St.-Martin in Frankreich, die Freimaurer, die Rosenkreuzer, die Illuminaten und vorzüglich die Deisten hatten Schulen gegründet, Anhänger geworben und Mysterien geträumt. Die mystische Leichtgläubigkeit folgte überall auf die populäre Leichtgläubigkeit. Die Revolution, welche die Einbildungskraft der Menschen noch mehr erschütterte, hatte diesen instinktmäßigen Hang der Menschheit zum Wunderbaren nicht vermindert. Sie hatte ihn vielmehr in gewissen Seelen und selbst in der großen Masse bis zum Delirium gesteigert. Je größer die Ereignisse, je allgemeiner die Katastrophen, je tragischer die Schicksale sind, um so mehr erkennt der Mensch seine Unzulänglichkeit, um so mehr glaubt er die Hand Gottes in den Ereignissen, in den Menschen und in den Dingen zu sehen, die um ihn her sich bewegen, zusammenstürzen oder sich erheben. Aus dieser Hinneigung des Menschengeistes zum Uebernatürlichen und aus der Leere, welche die Aufhebung des alten Cultus in den Gemüthern zurückgelassen hatte, war im Geheimen eine religiöse und politische Sekte hervorgegangen und warb Tausende von Anhängern, in der nach allem Neuen begierigen Menge.

V.

Es lebte damals in einem abgelegenen und düstern Quartiere am äußersten Ende von Paris eine alte Frau, die Catherine Theos oder die Mutter Gottes hieß. Diese

Frau, die ihr ganzes Leben lang von ihrer eignen Einbildungskraft besessen gewesen und deren Verstand auch noch durch Gebrechlichkeit geschwächt war, glaubte sich begabt oder stellte sich, als ob sie sich begabt glaube mit der übernatürlichen Gabe des Hellsehens und der Prophezeiung. Eine neue Hexe von Endor, glaubte sie in Robespierre einen zweiten Saul zu sehen. Sie verkündete ihn als den Auserwählten Gottes. Sie zeigte ihren Anhängern in ihm den Retter Israels, den Wiedererwecker der wahren Religion, den Gründer der vollkommeneren Ordnung auf Erden. Ein ehemaliger Karthäuser, Namens Dom Gerle, in dessen beschränktem und verworrenen Kopfe der Mysticismus seines frühern Standes sich mit der Leidenschaft einer religiösen Umgestaltung der Welt vermischte, hatte sich der Prophetin der Rue Contrescarpe angeschlossen, vermöge jenes innern Zugs, der die Leichtgläubigkeit dem Wunderbaren zuführt. Dom Gerle war der erste Schüler dieser Gottbegeisterten geworden; er sammelte und erklärte ihre Orakelsprüche. Er hatte mit ihr eine Art Kirche begründet, in der sich die Gläubigen scharenweise aufnehmen ließen und die Offenbarungen des neuen Cultus empfingen. Seltsame Ceremonien, eine bilderreiche Sprache, Verzückungen, Heimsuchungen durch den heiligen Geist, junge Mädchen von himmlischer Schönheit, Erscheinungen, Gesänge, Musik, Bruderküsse und das Geheimniß, welches das Allerheiligste umhüllte, verliehen dieser entstehenden Religion allen Zauber, der auf das Gemüth und die Sinne wirkt. In allen den übernatürlichen Mittheilungen der Priesterin an die Neophyten wurde die Revolution als die Ausgießung des göttlichen Geistes über das Volk dargestellt. Die Priester und die Könige sollten von der Welt verschwinden. Robespierre wurde in dunkeln Worten als der politische und religiöse Messias dargestellt, der Alles ordnen und Alles zu Gott zurückführen sollte. Das Volk ließ sich scharenweise in diesen Glauben einweihen.

VI.

Dom Gerle war Mitglied der constituirenden Versammlung gewesen. Sein Hang zur frommen Leichtgläubigkeit

hatte sich schon damals gezeigt. Er hatte auf die Rednerbühne dieser Versammlung die angeblichen Offenbarungen eines jungen Mädchens, Namens Susanne Labrousse, gebracht. Ein allgemeines Gelächter hatte diese kindischen Thorheiten begrüßt. Susanne Labrousse, die in Paris keinen Anklang fand, war nach Rom gegangen, um dort zu prophezeien. Sie war als unschuldiges Opfer ihrer eignen Hallucination in den Kerkern der Engelsburg gestorben. Dom Gerle hielt hartnäckig an diesen Visionen fest. Er hatte in der constituirenden Versammlung neben Robespierre gesessen und da er die Wiedergeburtstheorien des Deputirten von Arras theilte, so hatte er seit dieser Zeit nicht aufgehört, mit ihm vertraute Beziehungen zu unterhalten, die bis zum Enthusiasmus und zur religiösen Verehrung gingen. Robespierre empfing den ehemaligen Mönch oft bei Duplay. Er hatte für Dom Gerle die Zuneigung und die Nachsicht, die ein überlegener Geist für die Leichtgläubigkeit hat, die ihn bewundert. Man verzeiht gern dem Aberglauben, dessen Gegenstand man ist.

Dom Gerle unterhielt Robespierre oft von den Prophezeiungen der Catherine Theos in Bezug auf seine künftige Größe. Robespierre war nicht abergläubisch. Seine Religion war nur eine rein logische. Er hielt die Vernunft für so göttlich, daß er sie unablässig als das einzige Dogma und als die einzige Vorsehung des Menschengeschlechts proklamirte. Das Ziel seiner Arbeiten und der Geist seiner Institutionen liefen darauf hinaus, sie allein und ohne ein anderes Hülfsmittel über die Nationen herrschen zu lassen.

Aber sei es nun, daß Robespierre sein hohes Steigen zuletzt eine gewisse abergläubische Meinung von sich selbst gegeben hatte, oder sei es, daß er sie Andern einflößen wollte, um seine Popularität durch einen übernatürlichen Schein zu befestigen, oder sei es vielmehr, daß er die Gunst des Theiles der Nation, der die alten Gottestempel schmerzlich vermißte, an sich ziehen und die Hoffnung auf eine Wiederherstellung des Christenthums erwecken wollte; kurz er duldete wenigstens die Conventikel der Katharine Theos, wenn er sie nicht geradezu begünstigte. Es war dies sein Berührungspunkt mit dem Katholicismus und dem religiö-

sen Geiste, welchen er als eine der socialen Mächte wieder an sich fesseln wollte. Er empfing Briefe von der Prophetin und ihren Schülern, die, wie man sagte, vom Geiste der Offenbarung dictirt waren. Es fanden sich in der Proklamation des höchsten Wesens, in den Symbolen dieser Feier und selbst in den Namen, die er Gott und der Natur gegeben hatte, Aehnlichkeiten mit den Namen, den Ceremonien und den Zeichen des geheimen Cultus. Die wohl oder übel begründete Meinung des Publikums war, daß er in seiner Person ein höchstes Pontificat errichten wolle, daß die Bestrebungen Dom Gerle's, seines Vertrauten, ein Versuch der religiösen Organisation seien, und daß man durch den Beitritt zu dieser Sekte dem Dictator in seiner Schwäche oder in seinem Ehrgeize schmeichelte. Dieses Vorurtheil führte in das Cönaculum der Rue Contrescarpe mehr Neophyten als der Glaube.

VII.

Nun wohnte damals im Mittelpunkte von Paris, in einem der glänzendsten Hôtels, das nicht lange erst von dem reichen Philosophen Helvetius erbaut worden war, eine junge Frau von einer Schönheit, die ohne Gleichen gewesen wäre, wenn sie nicht eine sechzehnjährige Tochter gehabt hätte, die eben so schön und verführerisch war, als ihre Mutter. Diese Frau nannte sich Frau von St.-Amaranthe. Obgleich sie sagte, daß sie die Witwe eines Edelmannes sei, der in den Tagen des 5. und 6. Octobers ermordet worden sei, als er die Thüre der Königin zu Versailles vertheidigt habe, und obgleich sie das Wesen, den Ton und den Luxus der großen Welt zur Schau trug, so schwebte doch über dieser Frau, über ihrer Herkunft, über ihren Gewohnheiten ein Geheimniß und ein Zweifel, der die öffentliche Meinung unsicher zwischen der Bewunderung für ihre Schönheit, der Achtung für ihr Unglück und der Zweideutigkeit ihrer Rolle in der Gesellschaft schwanken ließ.

Ihr Haus, das aus so vielen Gründen die Besucher anzog, hatte durch den Geschmack an den Künsten, am Spiel und an den Vergnügungen seit Beginn der Revolution die hervorragendsten Männer aller Parteien vereinigt.

die Royalisten, die Constitutionellen, die Orleanisten, die Girondisten waren nach und nach hier erschienen. Mirabeau, Sieyès, Péthion, Chapelier, Buzot, Louvet, Vergniaud waren nach einander die Besucher dieses Hauses gewesen. Die Anmuth der Frau von St. Amaranthe und der Zauber ihres Geistes hatte um sie her alle Meinungsschattirungen verwischt und den Abgrund zwischen den verschiedenen Parteien ausgefüllt.

Sie bewahrte nichtsdestoweniger eine augenfällige Anhänglichkeit an die Erinnerungen und an die Hoffnungen des Königthums. Sie stand in Verbindung mit den Royalisten der alten Aristokratie. Sie behielt in ihren Salons, ohne eben ein großes Geheimniß daraus zu machen, die Portraits des Königs und der Königin. Sie verhehlte gar nicht ihre Verehrung für diese geächteten Bilder einer bessern Zeit. Der Zauber ihrer Reize schien die Gefahr von ihr fern zu halten. Die Natur schützte sie gegen das Schaffot.

Ein junger Mann vom ehemaligen Hofe, der Sohn des Herrn von Sartines, des Polizeiministers von Paris, hatte die Tochter der Frau von St. Amaranthe geheirathet. Herr von Sartines hatte Beziehungen mit einer Schauspielerin der italienischen Oper, Mademoiselle Grandmaison, unterhalten. Obgleich ihr Liebhaber sie verlassen hatte, schrieb diese junge Schauspielerin ihm doch noch. Sie unterrichtete ihn von dem Wachsen oder dem Nachlassen des Schreckens. Sartines kam, von so viel Treue gerührt, von Zeit zu Zeit nach Paris und besuchte insgeheim seine frühere Geliebte. Er erfuhr durch sie alle Geheimnisse der Politik. Mademoiselle Grandmaison entlockte sie Trial, einem Schauspieler desselben Theaters, der ein leidenschaftlicher Patriot und ein Freund Robespierre's war.

Die Hoffnungen auf Milde, die man in dem Augenblicke der Proklamation des höchsten Wesens geschöpft hatte, waren eine Falle, in welche die Royalisten, die Verdächtigen und die Geächteten von selbst hineingingen. Man unterhielt sich überall nur von der Allmächtigkeit des neuen Cromwells oder des neuen Monk; von seinen Bestrebungen, den religiösen Verfolgungen Einhalt zu thun, von seinen Wünschen, das Schaffot abzuschaffen, von seinem Genie, um die Ordnung wieder neu herzustellen, und den geheimen

Rückgedanken an den Thron oder an die Wiederherstellung des Throns, die man ihm unterlegte. Die zerstreuten Trümmer der religiösen und der royalistischen Partei fanden ihren Trost in diesen Träumen. Die Popularität Robespierre's war in diesem Augenblicke vielleicht größer in der Partei der Opfer, als in der Partei der Henker. Frau von St. Amaranthe wurde dadurch verblendet. Sie wollte nach Paris zurückkehren und ihr Haus wieder mitten in der allgemeinen Trauer den Festen und dem Vergnügen öffnen. Sie vertraute auf das Genie Robespierre's. Sie glühte vor Begier, ihn kennen zu lernen, ihn zu bezaubern und ihn zu ihren Meinungen zu bringen. Vergebens schrieb Mademoiselle Grandmaison, die für das Leben ihres Geliebten zitterte, an Herrn von Sartines, daß der Augenblick unheildrohend sei, daß die Ausschüsse und Robespierre im Kampfe lägen und daß das Beil der Guillotine nur in der Schwebe hinge zwischen der gehofften Milderung und einer noch größern Thätigkeit des Schreckens. Frau von St. Amaranthe gab nur ihren Illusionen Gehör. Sie zog ihre Tochter, ihren Schwiegersohn, und ihren Sohn, ein Kind von funfzehn Jahren, mit sich nach Paris.

VIII.

Hier wurde sie mehr und mehr durch die Unterhaltung mit einigen Freunden in ihren Voraussetzungen von den Meinungen des Triumvirn bestärkt. Ohne Zweifel wurden ihr diese Ansichten von den Agenten Robespierre's selbst eingeflüstert. Er suchte in diesem Augenblicke Alles, selbst die Royalisten, durch unbestimmte Hoffnungen um sich zu scharen.

Herr von Quesvremont, ein vormaliger vertrauter Freund des Hauses Orleans, der sich jetzt eifrig um die Freundschaft Robespierre's bewarb, trug in Frau von St. Amaranthe seinen Enthusiasmus für diesen Gottgesandten, wie er ihn nannte, über, der nur auf die Stunde warte, wo seine Pläne reif seien, und der dem Schrecken nur zugestehe, was er ihm nicht entreißen könne. Als ein fanatischer Schüler der Katharine Theos sprach Herr von Quesvremont zu Frau von St. Amaranthe von dem neuen Kultus wie von einer tiefen Geistesschöpfung des Wiederherstellers

der Ordnung. Er flößte ihr wie ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohne den Wunsch ein, sich aufnehmen zu lassen. Es sei dies, sagte er, eine Handlung, die Robespierre Vertrauen einflößen werde. Eine Marquise von Chastenais, eine glühende Royalistin und noch glühendere Anhängerin der Mutter Gottes, entschied vollends Frau von St. Amaranthe für den Beitritt. Sartines, seine Schwiegermutter und seine Frau wurden nächtlicher Weile in die Bodenkammer der Mutter Gottes eingeführt. Die beiden schönen Royalistinnen empfingen auf die Stirn den Friedenskuß der gebrechlichen Sybille, der sobald für sie zum Todeskuß werden sollte.

Mochte nun diese Willfährigkeit der beiden jungen Frauen in den Augen Robespierre's wirklich ein Unterpfand sein, oder mochte man in ihm den Wunsch und den Stolz erweckt haben, die beiden berühmtesten Schönheiten von Paris sich vor seinem Genie beugen zu sehen, oder mochte er vielmehr durch sie die geächteten Parteien anlocken wollen, damit sie sich der geregelten Ordnung anschlössen, auf deren Herstellung er sann, kurz er willigte in eine Zusammenkunft mit seinen beiden Bewundrerinnen. Trial, der Schauspieler und gemeinsame Freund, führte Robespierre bei Frau von St. Amaranthe ein. Er wurde als Dictator empfangen, der sich herbeiläßt, seine Pläne ahnen zu lassen. Er setzte sich zu Tisch in der Mitte eines Kreises von ihm selbst gewählter Tischgenossen. Er glühte von Enthusiasmus. Er gestattete, daß man ihm leise Vorwürfe über die Ausschweifungen machte, die er schon zu lange dulde. Er sprach wie ein Mann, der gegen die allein Schuldigen die Guillotine kehren werde, die noch so viele Unschuldige treffe. Er ließ seine Pläne durchschimmern, damit die Hoffnung daraus hervorleuchte.

IX.

Mochte nun Indiskretion seiner Wirthinnen oder Treulosigkeit der Tischgenossen die Schuld tragen, der Sicherheitsausschuß erfuhr von diesen Zusammenkünften und diesen halben vertraulichen Eröffnungen. Vadier hatte schon einen seiner Agenten, Sénart, sich Zutritt zu den Conventikeln

der Mutter Gottes verschaffen lassen, um dort die Gedanken zu belauschen und die Namen der vorzüglichsten Anhänger aufzuzeichnen. Vadier wußte, daß Robespierre ihr Idol war. Er hielt ihn für den Anstifter. Er argwöhnte seit dem 20. Prairial, daß er das Volk durch den Aberglauben an sich ketten und den höhern Ständen durch Vorherverkündigungen der Milde schmeicheln wolle. Vadier wollte Robespierre zu gleicher Zeit auf einer Lächerlichkeit und auf einem Verrathe ertappen. Direct wagte er einen Namen nicht anzugreifen, der jeden Verdacht von vornherein von sich wies und den Angriff vereitelte. Aber er hoffte auf indirecte Weise auf diesen Namen eine Lächerlichkeit zu werfen, die auf seine Macht zurückfallen würde. Es war dies übrigens ein kühnes Unternehmen, dem Convente zum ersten Male zu zeigen, daß Robespierre's Freunde nicht rein und seine Anhänger nicht unverletzlich seien.

Der Sicherheitsausschuß, der insgeheim einverstanden war mit der Majorität des Wohlfahrtsausschusses und mit den Verschwörern der Vereinigung Tallien, verfügte demnach die Verhaftung der Katharine Theos und ihrer vorzüglichsten Anhänger. Die Ausschüsse verfügten zu gleicher Zeit die Verhaftung der Marquise von Chastenais, des Herrn von Quesvremont, des Herrn von Sartines und der ganzen Familie St. Amaranthe, ohne selbst den Sohn auszunehmen, der kaum das sechzehnte Jahr angetreten hatte. Sie ließen auch Mademoiselle Grandmaison und ihren Diener Biret verhaften. Man beschloß, alle diese Anklageacte, welche Elie Lacoste gegen Ladmiral und Cäcilie Renault erstatten sollte, unter dem allgemeinen und unbestimmten Namen: Verschwörung des Auslandes zusammenzufassen. Vadier war beauftragt worden, den vorläufigen Bericht gegen die Sekte der Katharine Theos zu entwerfen. Man überließ es der Boshaftigkeit dieses Greises, dem kindischen Treiben Dom Gerle's die düstern Farben einer Verschwörung und einen Anstrich der Lächerlichkeit zu geben, der an Robespierre's Namen haften bleiben sollte.

X.

Dieser Name, den alle Welt in diese Angelegenheit verwickelt wußte, mußte um so mehr hervortreten, je weniger

ihn Vadier nennen würde. Robespierre hatte den Streich kommen sehen. Aber der Dolch war mit Achtung verhüllt. Er konnte nicht offen die Vertheidigung dieser Sektirer in einem Augenblicke übernehmen, wo man ihn selbst anklagte, daß er den Aberglauben wieder beleben wolle, um seiner Dictatur eine gewisse Heiligkeit zu geben. Er hatte sich bemüht unter dem Vorwande der verächtlichen Geringfügigkeit die Verlesung des Berichts im Convente vertagen zu lassen. Vadier war unbeugsam gewesen. Robespierre hatte schweigend den bittern Spott des Berichterstatters, das Lächeln der Zuhörer und die boshaften Anspielungen auf seine Rolle als Mahomed über sich ergehen lassen müssen. Die Lächerlichkeit hatte diesen furchtbaren Namen gestreift und der Verdacht hatte seinen Schatten auf diese Unbestechlichkeit geworfen. Die Freunde Robespierre's hatten dies gefühlt. Man warnte ihn im Vertrauen, sich vor Vadier zu hüten, vor dieser Art von Brutus, die sich in Rauheit hüllt, um ihren Haß zu verhehlen. „Thun Sie, was Sie nur irgend können," schrieb Payan an Robespierre, „um in den Augen der öffentlichen Meinung die Wichtigkeit zu verringern, die man der Angelegenheit der Katharine Theos geben will, und um das Volk zu überzeugen, daß dies eine kindische Gaukelei ist, die nur das Lachen und die Verachtung ernster Männer verdient."

Endlich hatte bald nachher auch Elie Lacoste seinen Bericht über das Decret vollendet, welches alle diese Angeklagten vor das Revolutionstribunal stellte. Es waren darin mit dem Mörder Ladmiral und mit Cäcilie Renault zusammengestellt, der Vater, die Mutter und sogar die Brüder dieses jungen Mädchens, Herr von Sartines, Frau von St. Amaranthe, ihre Tochter, Frau von Sartines und ihr Sohn, der noch nicht einmal das Alter für das Verbrechen hatte, die Herren von Laval-Montmorency, von Rohan-Rochefort, der Fürst von Maurice, die Herren von Sombreuil, Vater und Sohn, die den Septembermördern entgangen waren, Herr von Pons, Michonis, der Municipalbeamte im Tempel, der des Mitleids und des anständigen Benehmens gegen die gefangenen Prinzessinnen schuldig war, Frau von Lamartinière, die Witwe d'Eprémenil's, endlich die Schauspielerin Grandmaison, die für ihre Liebe

zu Sartines bestraft wurde, und sogar der Diener dieser Schauspielerin, der bestraft wurde für seine Anhänglichkeit an seine Herrin. Man fügte zu diesen sechzig Angeklagten noch den Portier des Hauses, in dem Ladmiral Collot d'Herbois zu ermorden gesucht hatte, und die Frau dieses Thürhüters: Beide schuldig, sagte der Ankläger, nicht genug Freude gezeigt zu haben, als der Mörder verhaftet worden war!

XI.

Als Robespierre den Namen der Frau von St. Amaranthe und ihrer Familie hörte, schwieg er still. Er fürchtete den Schein, als wolle er Gegenrevolutionaire beschützen. Er wußte wohl, daß es sein Name war, den man traf, aber er zog furchtsam diesen Namen zurück, um nicht selbst getroffen zu erscheinen; es ist dies die bedauernswerthe Lage, in die alle Männer gerathen, welche die Popularität anstatt des Gewissens zur Richtschnur ihrer Politik wählen. Sie decken sich mit den Leichen unschuldiger Opfer, anstatt sich durch ihre Unerschrockenheit zu decken.

Diese zweiundsechzig angeklagten angeblichen Mitschuldigen sahen sich zum ersten Male vor dem Tribunale. Ladmiral war fest, Cäcilie Renault naiv und rührend. Sie bat um Gnade für ihren Vater, für ihre Mutter und für ihre Brüder, die sie durch ihren Leichtsinn in den Verdacht eines Verbrechens hineingezogen hatte, an das sie selbst nie gedacht. Sie behauptete noch Angesichts des Todes, daß ihr angeblicher Mordanschlag nichts gewesen sei, als die Neugierde, einen Tyrannen zu sehen.

Die Montmorency, Rohan, Sombreuil behaupteten die Würde ihrer Unschuld und ihrer Namen. Sie verleugneten vor dem Tode nicht den Adel ihres Bluts. Sie starben, wie ihre Ahnen fochten.

Frau von St. Amaranthe wurde in den Armen ihrer Kinder ohnmächtig. Sartines benetzte, als er an Mademoiselle Grandmaison vorüberging, die Hände der Schauspielerin mit seinen Thränen. Er bat sie, ihm den Tod zu verzeihen, in den ihre Anhänglichkeit an ihn sie hinein-

zöge. Seine Frau erhob sich über ihr Alter durch ihre Ergebung und über ihre Schönheit durch ihre Zärtlichkeit. Sie freute sich, mit ihrer Mutter, ihrem Gatten und ihrem Bruder zusammen zu sterben. Sie drückte sie immer wieder wechselweise in ihre Arme. Sie stieß selbst Mademoiselle Grandmaison nicht von sich, die ein grausames Geschick zur Genossin ihres Unglücks machte. Alle Eifersucht und aller Abstand verschwanden vor dem Tode. Die Sterbenden bildeten nur noch eine große Familie.

Um in den Augen des Volkes einen um so größern Schein der Schuld auf sie fallen zn lassen, hatte man zum ersten Male wieder seit Charlotte Corday alle diese Verurtheilten mit dem rothwollenen Hemd, dem Kleide der Mörder, angethan. Eine Cavalleriebedeckung und mit Kartätschen geladene Geschütze eröffneten und schlossen den Zug. Er bestand aus acht Karren. In den ersten hatte man Frau von St. Amaranthe und Frau von Eprémenil auf die erste Bank, und Frau von Sartines und Mademoiselle Grandmaison, diese beiden Opfer der Liebe, auf die zweite Bank steigen lassen. Im folgenden Karren saßen Herr von Sartines und sein junger Schwager, Herr von Sombreuil und sein Sohn. Die drei übrigen Karren trugen, neben den Montmorency und Rohan, Biret, den armen und treuen Bedienten der Mademoiselle Grandmaison, der nicht über sich weinte, wie er sagte, sondern über seine Herrin. Der Zug bewegte sich langsam, das Schaffot war weit, der Himmel frühlingsheiter, die Menge unermeßlich. Alle Blicke richteten sich auf diese Gruppe von Frauenköpfen, die bald unter dem Beile fallen sollten. Der feurige Widerschein des rothen Hemdes erhöhte noch die Weiße ihres Halses und die blendende Reinheit ihrer Hautfarbe. Die Menge berauschte sich an diesem strahlenden Glanze von Schönheit, der bald erlöschen sollte. Die Opfer tauschten unter sich wehmüthiges Lächeln, leise Worte und Blicke wechselseitigen Mitleidens. Ladmiral war voll Entrüstung und voll Mitleiden über das Schicksal seiner sogenannten Mitschuldigen. „Nicht ein Einziger,“ rief er aus, „hat meinen Plan gekannt; ich habe allein die Menschheit rächen wollen.“ Dann wendete er sich zu Cäcilie Renault, die mit Inbrunst betete: „Sie haben einen Tyrannen sehen wollen,“ sagte er mit

ironischem Mitleiden zu ihr, „nun denn! sehen Sie, da haben Sie Hunderte vor sich.“

Der Zug dauerte drei Stunden. Man opferte die Unbekanntesten zuerst; dann Cäcilie Renault, Mademoiselle Grandmaison, Ladmiral, Frau von Epréménil, die Edelleute der alten Monarchie und den jungen St. Amaranthe. Seine Schwester und seine Mutter sahen seinen enthaupteten Rumpf in den Korb stürzen. Die Reihe kam an sie. Tochter und Mutter umschlangen sich noch einmal zu einem langen und letzten Kusse, den der Henker unterbrach. Der Kopf der Tochter vereinigte sich mit dem ihres jungen Bruders. Frau von St. Amaranthe starb als die Vorletzte, Sartines als der Letzte. Er hatte während einer Hinrichtung von dreiviertel Stunden den Kopf seiner Geliebten, den Kopf seines Schwagers, den er wie einen Sohn liebte, den Kopf seiner Schwiegermutter und den Kopf seiner Frau fallen sehen. Er war durch alle diese Gefühle schon todt hienieden, noch ehe er unter der Guillotine starb.

Dieses Blutbad empörte das Volk gegen Robespierre. Das Verbrechen seiner Feinde fiel auf ihn zurück. Man hielt seinen Einfluß in den Ausschüssen für nicht gesunken genug, um glauben zu können, daß er ihnen Hinrichtungen gestatten müsse, die er nicht wünsche. Man hielt ihn vor Allem nicht für feig genug, um Verbrechen zu dulden, die er verwürfe. Die, welche auf ihn hofften, waren entrüstet. Seine Freunde waren erstaunt. Seinen Feinden wuchs der Muth. Er hatte ihnen das Geheimniß seiner Schwäche verrathen. Sie verdoppelten ihre Grausamkeit. Sie überschütteten ihn vierzig Tage lang mit dem Blute, das sie vergossen. Er wagte diese Steigerung des Mordens weder zu billigen, noch zu misbilligen. Er sträubte sich vergebens unter der Last der Verantwortlichkeit für den Schrecken. Die öffentliche Meinung warf sich völlig auf seinen Namen. Eine schreckliche, unerträgliche, aber verdiente Lage! Eine ewige Lehre für alle Männer des Volks, daß die gerechte Nachwelt auf sie alle Verbrechen häuft, gegen die sie nicht gewagt haben zu protestiren.

XII.

Die Sprache Robespierre's bei den Jacobinern während dieser vierzig Tage litt unter dem Drucke, der auf seiner Seele lastete. Sie war unbestimmt, dunkel und zweideutig wie seine Lage. Man konnte nicht erkennen, ob er die Ausschüsse der Grausamkeit oder der Nachsicht anklage. Bald schalt er auf die Grausamkeit, bald auf den Moderantismus. Seine zweischneidigen Worte grollten unabläßig, ohne je zu treffen. Er hielt seinen Zorn noch drohend und zweifelhaft zurück. Man wußte nicht, ob er auf die Henker oder auf die Opfer fallen würde. Ein Staatsmann, der seine Ansichten nicht darzulegen wagt, entfremdet sich zu gleicher Zeit beide Parteien. „Es ist Zeit, Bürger," rief er endlich wenige Tage vor der Entscheidung aus, „daß die Wahrheit sich in diesem Saale in eben so freien und männlichen Worten hören lasse, wie die waren, von denen er stets in den großen Momenten der Revolution widerhallte. Werden wir uns wie die Verschwörer in verborgenen Höhlen versammeln (Anspielung auf die Zusammenkünfte in Clichy), um die Mittel zu berathen, uns gegen die treulosen Bestrebungen der Bösewichter zu vertheidigen? Ich denunzire den rechtschaffenen Männern ein System, das darauf ausgeht, die Aristokratie der Nationalgerechtigkeit zu entziehen und das Vaterland zu verderben, indem man die Patrioten trifft. Wenn die Umstände sich entwickeln werden, werde ich offener sprechen. Jetzt habe ich genug gesagt für die, welche mich verstehen. Es wird nie in Jemandes Macht stehen, mich zu hindern, die Wahrheit in den Schooß der Nationalrepräsentation und der Republikaner niederzulegen. Es liegt nicht in der Macht der Tyrannen und ihrer Helfershelfer, meinen Muth wankend zu machen. Man verbreite Libelle gegen mich, ich werde deshalb nicht weniger immer der Nämliche bleiben. Wenn man mich zwänge auf einen Theil der Aemter zu verzichten, mit denen ich betraut bin (Polizeiverwaltung), so würde mir immer noch meine Eigenschaft als Volksrepräsentant bleiben und ich würde mit den Tyrannen und Verschwörern einen Kampf auf Leben und Tod führen!"

Diese unbestimmt bezeichneten Tyrannen und Verschwörer waren Billaud-Varennes, Collot d'Herbois, Barrère, Carnot, Léonard Bourdon, Vadier und alle Mitglieder der Ausschüsse. Sie wagten nicht mehr bei den Jacobinern zu erscheinen, seit Robespierre dort allein herrschte, oder sie verhielten sich schweigend, um seine Worte zu belauschen und gegen ihn zu wenden. Sie beschuldigten ihn, wenn sie den Club verließen, daß er dem Volke die Meinung beibringe, es existire ein Herd der Complote im Convente, und daß er die Nothwendigkeit einer gewaltsamen Reinigung durch eine Insurrection wie die am 31. Mai predige.

XIII.

Einige Tage später erklärte sich Robespierre offener; er stellte sich als Opfer hin und appellirte an die Theilnahme, ja fast an das Mitleiden der Patrioten. „Diese Ungeheuer," sagte er, „weihen der Schmach einen jeden Mann, dessen Sittenreinheit und unbeugsame Rechtlichkeit sie fürchten. Wir könnten eben so gut wieder in die Wälder zurückkehren, als uns so um die Ehren, den Ruf und die Reichthümer in der Republik streiten. Wir können sie nur durch schützende Institutionen begründen und diese Institutionen selbst können nur auf den Leichen der unverbesserlichen Feinde der Freiheit und der Tugend errichtet werden. Aber diese Bösewichter werden nicht triumphiren," fuhr er fort, „diese feigen Verschworenen müssen ihre Complote aufgeben, oder uns das Leben entreißen! Ich weiß, daß sie danach trachten werden. Sie trachten alle Tage danach. Aber der Geist der Freiheit schwebt schützend über den Patrioten!"

Diese Worte ergriffen lebhaft die kleine Anzahl von Jacobinern, die sich jeden Abend um ihn drängten. Diese beherzten Männer waren bereit mit Robespierre jedem Ziele zuzuschreiten, das er ihnen zeigen würde. Sie kamen selbst seinem Anstoße zuvor. Ihre Ungeduld strebte offen nach einer Insurrection. Sie beschworen ihren Meister, seine Feinde zu nennen. Sie schworen, sie seiner Rache zu opfern. Buonarotti, Lebas, Payan, Couthon, Fleuriot-Lescot, Henriot, Saint-Just hörten nicht auf, ihm wegen seines Zau-

derns und seiner Scrupel Vorwürfe zu machen. Das Volk war bereit sich auf seinen Ruf zu erheben und die Macht und die Rache in seine Hände zu legen. Robespierre fuhr mit einer unerklärlichen Hartnäckigkeit fort, sich zu weigern, die Dictatur zu übernehmen. Der Name eines Aufrührers flößte ihm Abscheu ein. Der Schatten Catilina's erhob sich fortwährend vor ihm. Er achtete, wie er sagte, im Convente das Vaterland, das Gesetz und das Volk. Der Gedanke, der Repräsentation offene Gewalt anzuthun und sich so selbst als der Verletzer jener Nationalsouverainetät zu zeigen, die er sein ganzes Leben lang bekannt hatte, erschien ihm wie eine Art Sacrilegium. Er wollte durch Usurpation weder seine republikanische Tugend noch sein Andenken beflecken. Er wollte, wie er sagte, lieber das Opfer als der Tyrann seines Vaterlandes sein. Er wollte ohne Zweifel Gewalt, aber er wollte sie verliehen, nicht genommen. Er glaubte fest an sich selbst, an die Allmächtigkeit seiner Rede und an seine Unverletzlichkeit durch seine Popularität. Er zweifelte nicht daran, durch die Macht der Wahrheit und Ueberzeugung allein das Machtansehen an sich zu ziehen, das er zu zerreißen fürchtete, wenn er es mit der wilden Hand des Aufruhrs erkämpfte. Er glaubte, die Republik werde selbst in ihm die Suprematie des Genies und der Sittenreinheit anerkennen. Er, der Abgott der öffentlichen Meinung, der gestiegen war durch die öffentliche Meinung, der seit fünf Jahren von ihr erhoben, geschmeichelt, vergöttert worden war, wollte, daß die öffentliche Meinung allein ihn als den Schlußstein und als den ersten Mann der Republik proklamire. „Wehe den Männern," wiederholte er oft seinen Freunden, „die das ganze Vaterland nur in sich sehen und sich der Freiheit wie ihres, eignen Gutes bemächtigen. Ihr Vaterland stirbt mit ihnen und die Revolutionen, deren sie sich bemeistert haben, sind nur Wechsel der Knechtschaft. Nein, keinen Cromwell," fügte er unablässig hinzu, „und wenn ich es selbst sein sollte!"

XIV.

Dieser Ansicht gemäß bereitete Robespierre langsam statt aller Waffe eine Rede für den Convent vor, eine Rede,

mit der er seine Feinde schon dadurch niederzuschmettern gedachte, daß er den Blicken des Volks ihre Complote und seine eigne Unbescholtenheit vor Augen legte. Er feilte mit Muße diese tief durchdachte Rede aus, die eben so weit als die Republik, eben so theoretisch wie eine Philosophie und eben so leidenschaftlich als die Revolution war. Er stellte darin mit der Feder des Tacitus das Gemälde aller Verbrechen, aller Bestechungen und aller Gefahren zusammen, welche die Republik herabwürdigten, befleckten und bedrohten. Er ließ in einer fortwährenden Anspielung die Verantwortlichkeit für alles Unheil der Republik auf die Regierung und auf die Ausschüsse fallen. Er entwarf so ähnliche und so persönliche Gemälde der Laster des Convents, daß nichts mehr fehlte, als daß er ihnen noch die Namen seiner Feinde gab. Schließlich beantragte er in unbestimmter Weise die Reform der revolutionairen Institutionen, ohne diese Reformen näher zu bezeichnen, und forderte den Convent zum Nachdenken auf.

Dieser Antrag, der gebieterischer war, als wenn er selbst ein Todesdekret gegen seine Feinde vorgelegt hätte, sollte dem Convente schrecklichere Beschlüsse gegen seine Neider und absolutere Machtvollkommenheiten für sich selbst entreißen, als wenn er sie selbst vorgeschlagen hätte. Die Tyrannei hat ihre Scham, man muß ihr Gewalt anthun. Was man ihr gibt, geht stets über das hinaus, was sie zu verlangen wagen würde.

Diese Rede war in zwei Theile getheilt und sollte zwei Sitzungen beschäftigen. Im ersten Theile donnerte Robespierre, ohne zu treffen, und bezeichnete, ohne zu nennen. In dem zweiten Theile, den er zur Replik bereit hielt, wenn irgend Jemand die Kühnheit haben sollte, ihm zu antworten, trat er aus der ihn umhüllenden Wolke hervor, schleuderte seine Blitze und erdrückte Mann an Mann, Brust an Brust die ihm feindlichen Mitglieder der Ausschüsse. Er stellte die Anklagen und Verbrechen mit aller Bestimmtheit hin. Er nannte, er brandmarkte, er traf, er schleppte die Schuldigen, die er bisher im Dunkeln gelassen hatte, von der Rednerbühne zum Schaffot. Zu diesem Zwecke hatte er in den geheimen Noten der Polizei die für diesen politischen Pranger bestimmten Portraits skizzirt. Mit der Waffe dieser beiden Reden in der Tasche erwartete Robes-

pierre mit Zuversicht den Kampf. Seine Gegner begannen ihren eignen Kräften zu mistrauen. Keiner besaß persönliches Ansehen genug, um sich stark genug zu fühlen, Mann an Mann mit dem Abgotte der Jacobiner zu ringen. Man wußte, daß das Volk ihm treu ergeben war. Sein Einfluß schüchterte den Convent ein. Der Tod konnte durch eine einzige seiner Geberden auf alle Häupter herabfallen. In dieser bangen Unschlüssigkeit rieth Barrère zur Verständigung. Collot d'Herbois sprach von Misverständnissen. Selbst Billaud-Varrennes sprach das Wort Eintracht aus. Daß Robespierre nicht mehr in den Sitzungen erschien, genügte, um die Ausschüsse geneigt zu machen, sich zu fügen. Dienstfertige Vermittler traten dazwischen, um einen Bruch zu verhüten. Legendre schmeichelte. Barras, Bourdon, Tallien nährten fast allein noch die Bitterkeit ihres Hasses und das Feuer der Verschwörung. Dieses Feuer wurde in Tallien noch durch die Liebe unterhalten. Als er eines Abends nach Hause ging, ließ ihm ein Unbekannter an der Ecke der Rue de la Perle ein Briefchen von Therese Cabarrus in die Hand gleiten. Dieses Briefchen, das ein verführter Kerkermeister bei den Karmelitern durchgelassen hatte, war mit Blut geschrieben. Es enthielt folgende Worte: „Der Polizeiadministrator hat mich soeben verlassen. Er hat mir angekündigt, daß ich morgen vor dem Tribunale erscheinen, das heißt aufs Schaffot steigen werde. Das gleicht sehr wenig dem Traume, den ich diese Nacht gehabt habe. Robespierre war nicht mehr, und die Gefängnisse waren geöffnet.... Aber Dank Ihrer ausgezeichneten Feigheit wird sich in Frankreich bald Niemand mehr finden, der fähig wäre, ihn zu verwirklichen!"

Wenn der Heroismus überall erloschen ist, so entzündet er sich wieder an der Flamme der Liebe in einem Frauenherzen. Tallien antwortete lakonisch: „Seien Sie so klug, als ich muthig sein werde und beruhigen Sie Ihren Sinn!"

XV.

Unterdessen hatten die Unterhandlungen zu einer Besprechung zwischen Robespierre und den bedeutendsten Mitgliedern der Ausschüsse geführt. Man kam überein, sich im

Wohlfahrtsausschusse zu treffen. Couthon, Saint-Just, David, Lebas waren mit Robespierre. Die Mienen waren gezwungen, die Augen gesenkt, die Zungen stumm. Man fühlte, daß die beiden Parteien, während sie den Versuch einer Aussöhnung machten doch gleich sehr fürchteten, ihre innersten Gedanken errathen zu lassen. Elie Lacoste zählte die Beschwerden der Ausschüsse auf. „Ihr bildet ein Triumvirat", sagte er zu Saint-Just, Couthon und Robespierre. „Ein Triumvirat," erwiderte Couthon, „besteht nicht aus drei Gedanken, die sich in derselben Meinung begegnen. Träumereien reißen alle Gewalten an sich, und wir überlassen sie euch alle." „Das ist es gerade, was wir euch vorwerfen," rief Collot d'Herbois aus; „in einer so schwierigen Zeit eine solche Kraft wie die eurige der Regierung entziehen, heißt sie verrathen und sie den Feinden der Freiheit überliefern." Dann wandte er sich mit dem Tone und der theatralischen Geberde eines Bittenden an Robespierre und that, als ob er sich ihm zu Füßen werfen wollte. „Ich beschwöre Dich im Namen des Vaterlands und Deines eignen Ruhms," sagte er zu ihm, „laß Dich durch unsern Freimuth und unsere Selbstverleugnung bewegen. Du bist der erste Bürger der Republik, wir sind nur die zweiten; wir haben für Dich alle die Achtung, die wir Deinem Genie schuldig sind. Kehre zu uns zurück, verständigen wir uns, opfern wir die Ränkeschmiede, die uns trennen, und retten wir die Freiheit durch unsere Vereinigung!"

Diese Betheuerungen Collot d'Herbois' schienen Eindruck auf Robespierre zu machen. Er beklagte sich über die dumpfen Beschuldigungen, die man gegen seine angebliche Dictatur ausstreue; er erklärte, daß ihm der Besitz der Gewalt völlig gleichgültig sei, er schlug vor, selbst auf die Leitung der Polizeiverwaltung Verzicht zu leisten, da man ihm vorwerfe, daß er sie dominire, er sprach in unbestimmten Ausdrücken von Verschwörern, die vor allen Dingen im Convente vernichtet werden müßten.

Zwischen Carnot und Saint-Just kam es zu einer sehr bittern Erklärung über die achttausend Mann, welche Carnot von der Nordarmee, die allen Streitkräften Coburg's ausgesetzt war, weggenommen hatte, um sie in Seeflandern

einfallen zu lassen. „Ihr wollt Alles an euch reißen!“ rief Carnot aus. „Ihr zerstört alle meine Pläne, ihr zerbrecht die Generale in meiner Hand, ihr nehmt jedem Feldzuge seine Spitze. Ich habe euch das Innere überlassen, überlaßt mir das Schlachtfeld; oder wenn ihr das auch noch nehmen wollt, wie das übrige, so übernehmt auch die Verantwortlichkeit für die Grenzen! Was soll denn aus der Freiheit werden, wenn ihr das Vaterland zu Grunde richtet?“

Saint-Just rechtfertigte sich mit Bescheidenheit und erklärte seine völlige Ehrerbietung für das militairische Genie Carnot's. Barèrre war schmeichelnd und versöhnend. Billaud allein schwieg. Sein Schweigen beunruhigte Saint-Just. „Es gibt Leute,“ sagte der junge Fanatiker, „die Lykurg des düstern Charakters ihrer Physiognomie und der Bleichheit ihrer Züge wegen aus Lacedämon verbannt haben würde.“ — „Es gibt Leute,“ erwiderte Billaud, „die ihren Ehrgeiz hinter ihre Jugend verstecken und den Alcibiades spielen, um ein Pisistratus zu werden!“

Bei diesem Namen Pisistratus glaubte Robespierre, er sei damit gemeint. Er wollte sich entfernen. Robert Lindet legte sich mit verständigen und milden Worten ins Mittel. Billaud entrunzelte sein Gesicht und reichte Robespierre die Hand. „Im Grunde,“ sagte er, „werfe ich Dir nichts vor, als Deinen fortwährenden Argwohn. Ich gebe gern den auf, den ich selbst gegen Dich gefaßt habe. Was haben wir uns denn eigentlich zu verzeihen? Haben wir nicht immer das Nämliche gedacht und gesagt bei allen großen Fragen, die die Republik und unsere Berathungen bewegt haben?“ — „Das ist wahr,“ sagte Robespierre, „aber ihr opfert nach der Laune des Zufalls Schuldige und Unschuldige, Aristokraten und Patrioten.“ — „Warum bist Du nicht mit uns, um sie auszuwählen?“ — „Es ist Zeit,“ antwortete Robespierre, „ein Tribunal der Gerechtigkeit zu errichten, das nicht auswähle, sondern mit der Unparteilichkeit des Gesetzes und nicht nach der Laune des Zufalls oder nach den Vorurtheilen der Parteien die Schuldigen treffe.“ Ueber diesen Gegenstand begann nun die eigentliche Discussion Es standen die Köpfe von Tausenden von Bürgern auf dem Spiele Robespierre wollte den Schrecken regeln und mäßigen, die andern erklärten ihn für

nothwendiger als je, um die Verschwörer zu vertilgen und auszurotten. „Wozu habt ihr denn das Gesetz vom 22. Prairial geschmiedet," sagte Billaud; „etwa um es in der Scheide stecken zu lassen?" — „Nein," erwiderte Robespierre, „sondern um den Feinden der Republik ohne Ausnahme noch lauter zu drohen, und mir selbst, wenn ich jemals mein Haupt über das Gesetz erhöbe."

Man kam, wie man sagt, überein, sich mit Muße über das Schicksal der kleinen Anzahl von gefährlichen Männern, die den Convent aufregten, zu verständigen und sie, wenn sie schuldig wären, der Sicherheit der Republik und der Eintracht in der Regierung zu opfern. Es wurde ausgemacht, daß Saint-Just einen Bericht über die Lage der Dinge erstatten solle, der geeignet sei, den Anschein der Zwietracht zu verwischen und der Republik zu zeigen, daß die vollständigste Harmonie zwischen den Männern der Regierung wiederhergestellt sei. Man trennte sich mit allen Zeichen der Versöhnung.

Sechzigstes Buch.

I.

Die Zeichen der Versöhnung in der letzten Unterredung zwischen Robespierre und dem Wohlfahrtsausschusse waren trügerische gewesen. Kaum hatten Fouché, Tallien, Barras, Fréron, Bourdon, Legendre und ihre Freunde Kunde von diesen Friedensversuchen erhalten, als sie vollständig begriffen, daß ihre Köpfe der Preis der Eintracht sein würden. „Sind erst unsere Köpfe bewilligt,“ sagten sie zu Billaud-Varennes, zu Collot, zu Vadier, „was werdet ihr dann noch zu vertheidigen haben? Die eurigen! Die Tyrannei verkappt sich nur, um sich euch unbemerkt zu nähern. Wenn ihr derselben die Köpfe eurer einzigen Vertheidiger im Convente werdet zugestanden haben, so wird der Ehrgeiz Robespierre's sich auf unsern Leichen in die Höhe heben und euch selbst mit der Waffe treffen, die ihr ihm werdet in die Hände gegeben haben.“ Billaud, Collot, Vadier waren selbst zu scharfsichtig in ihrem Hasse, als daß sie diese Gefahr nicht erkannt hätten. Sie schworen ihnen zu, daß nicht ein Kopf des Convents zugestanden werden würde. Die geheimen Unterredungen zwischen den bedrohten Repräsentanten und den Mitgliedern der beiden Ausschüsse wurden immer häufiger und geheimnißvoller. Am Tage berieth, des Nachts

conspirirte man. Man zettelte den Sturz Robespierre's wenige Schritte von seinem Hause an, bei Courtois, der muthig genug war, seine Zimmer den Verschworenen herzugeben, die ihm auch mit dem Versprechen schmeichelten, den Schrecken endlich unterdrücken zu wollen.

II.

Auf der andern Seite stellten die Vertrauten Robespierre's diesem vor, daß jede Annäherung der Ausschüsse eine Falle sei, die sie ihm stellten. „Sie demüthigen sich, weil sie zittern," sagten sie ihm. „Wenn Dein bloßes Schweigen sie schon zu dieser Demuth gebracht hat, was wird erst werden, wenn Du Dich erhebst, um sie anzuklagen. Aber wenn Du heute den Schein einer erheuchelten Versöhnung mit ihnen annimmst, wessen wirst Du sie dann anklagen können, ohne daß Du selbst als Mitschuldiger erscheinst. Wenn sie Dir die unbedeutendsten und verrufensten Deiner Feinde preisgeben, so geschieht es nur, um die Gefährlichsten und Verschlagensten zu retten. Biete ihnen alle Tage von der Rednerbühne der Jacobiner herab den Kampf an. Schlagen sie ihn aus, so entehrt und klagt sie ihre eigne Feigheit an; nehmen sie ihn an, nun so ist das Volk mit Dir!"

Saint-Just, der über das Zaudern Robespierre's ungeduldig war, ging unerwartet zum fünften Male nach der Sambre- und Maasarmee ab. „Ich will den Tod in der Schlacht suchen," sagte er zu Couthon. „Die Republikaner haben keine Zuflucht mehr als im Grabe." Couthon donnerte damals oft bei den Jacobinern in heftigen Reden los. „Der Convent," rief er aus, „ist von vier oder fünf Bösewichtern unterjocht. Was mich betrifft, so erkläre ich, daß sie mich nicht unterjochen werden. Als sie sagten, daß Robespierre schwach werde, behaupteten sie auch, daß ich gelähmt sei. Sie werden sehen, daß mein Herz noch alle seine Kräfte hat."

Die Jacobiner, die Sectionaire, Payan, Fleuriot, Dobsent, besonders Coffinhal, Henriot und sein Generalstab sprachen laut von einem Angriffe mit gewaffneter Hand auf den Convent. „Wenn Robespierre nicht unser Führer sein

will," sagten ganz laut diese Männer der Gemeine, „so wird sein Name unsere Fahne sein. Man muß seiner Uneigennützigkeit Gewalt anthun, oder die Republik geht unter. Wo ist Danton? Er würde schon längst das Volk gerettet haben. Warum muß die Tugend mehr Skrupel haben, als der Ehrgeiz? Die Uneigennützigkeit, die die Freiheit zu Grunde richtet, ist schuldvoller, als der Ehrgeiz, der sie rettet. Wenn es doch Gott gefiele, fügten sie hinzu, daß Robespierre den Durst nach der Herrschaft hätte, dessen man ihn beschuldigt! Die Republik bedarf eines Ehrgeizigen: er ist nur ein Weiser!"

III.

Diese Reden, welche Robespierre unaufhörlich hören mußte, die wachsende Gährung, deren Zeuge er bei den Jacobinern war, die geheimen Berichte seiner Spione, die einem geheimen Complote im Convente auf der Spur waren, die Vorzeichen eines zweiten 31. Mai, die sich ganz offen in der Gemeine zeigten, die Furcht, daß die Insurrection ohne Lenker und ohne Schranken von selbst losbräche und den Convent über den Haufen würfe, den er als den einzigen Mittelpunkt des Vaterlandes betrachtete, entschieden endlich Robespierre, nicht zum Handeln, aber zum Sprechen. Er wollte lieber die Schlacht allein auf der Rednerbühne liefern, auf die Gefahr hin, von ihr herabgestürzt zu werden, als sie an der Spitze des insurgirten Volkes zu schlagen und dabei Gefahr zu laufen, die Nationalrepräsentation zu verstümmeln. Er berief nur Saint-Just, seinen Bruder und Lebas zurück, um ihm im Entscheidungskampfe beizustehen oder mit ihm zu sterben.

Nichts verrieth um Robespierre her einen großen Plan. Mit Ausnahme der vier oder fünf unter ihren Röcken bewaffneten Leute aus dem Volke, welche von den Jacobinern beauftragt worden waren, ihm ohne sein Wissen zu folgen und über sein Leben zu wachen, war seine Umgebung ganz die eines einfachen Bürgers. Er hatte nie mehr Einfachheit und Bescheidenheit in seinen Gewohnheiten zur Schau getragen. Er isolirte sich von Tage zu Tage mehr. Er schien seinen Geist im beschaulichen Genusse der Natur zu

sammeln, sei es um wie Numa das Orakel in der Einsamkeit zu befragen, sei es um die letzten Lebenstage noch zu genießen, die sein ungewisses Schicksal ihm ließ. Er ging nicht mehr in die Ausschüsse, selten in den Convent, unregelmäßig zu den Jacobinern. Seine Thüre öffnete sich nur einer kleinen Zahl von Freunden. Er schrieb nicht mehr. Er las viel. Er schien nicht gebeugt, aber abgespannt. Man hätte sagen können, er habe sich in jenen Zustand philosophischer Ruhe versetzt, in die sich bedeutende Männer am Vorabende großer Katastrophen bisweilen versetzten, um ihr Schicksal ganz allein seinen Weg gehen und die Ereignisse sich entwickeln zu lassen. Ein Eindruck der Entmuthigung milderte seine gewöhnlich etwas zu stechenden Blicke und seine allzuherben Züge. Der Ton seiner Stimme hatte den milderen Klang der Traurigkeit. Er vermied es, im Hause den Töchtern Duplay's zu begegnen, besonders der von ihnen, mit der er sich, nachdem die Stürme ausgetobt hätten, auf immer vereinigen sollte. Er unterhielt sich nur über die Aussichten auf ein verborgenes Leben in einer glücklichen Ehe auf dem Lande. Man sah, daß sein Horizont sich umdüstert hatte, je näher er ihm kam. Es floß zu viel Blut zwischen ihm und dem Glücke. Eine schreckliche Dictatur oder ein solenner Tod auf dem Schaffot waren die einzigen Bilder, auf denen er von nun an seine Blicke haften lassen konnte. Er suchte ihnen während der ersten Tage des Thermidor zu entgehen durch lange Ausflüge in die Umgegenden von Paris. Von irgend einem Vertrauten begleitet oder auch allein streifte er ganze Tage unter den Bäumen von Meudon, von St.-Cloud oder von Viroflay umher. Man hätte meinen können, er entferne sich von Paris, wo die Karren der Verurtheilten rollten, um seinem mahnenden Gewissen zu entfliehen. Er führte fast immer ein Buch in seiner Tasche mit sich. Es war gewöhnlich ein Philosoph wie Rousseau, Raynal, Bernardin de Saint-Pierre, oder ein sentimentaler Dichter wie Geßner oder Young. Ein seltsamer Gegensatz zwischen der Sanftheit der Bilder, der Heiterkeit der Natur und der Bitterkeit des Gemüths. Er versank in die Träumereien und beschaulichen Betrachtungen eines Theosophen mitten unter den Todesscenen und Proscriptionen eines Marius.

IV.

Man erzählt, daß Robespierre am 7. Thermidor, als er entschlossen war, am folgenden Tage, wo er die Ankunft St.-Just's erwartete, sein Leben für die Wiederherstellung der Republik aufs Spiel zu setzen, zum letzten Male nach der Eremitage Jean Jaques Rousseau's am Rande des Waldes von Montmorency gegangen sei, um dort den ganzen Tag zuzubringen. Wollte er politische Inspirationen unter den Bäumen suchen, unter deren Schatten sein Meister den „Gesellschaftsvertrag," diesen Codex der Demokratie, geschrieben hatte? Wollte er dem spiritualistischen Philosophen ein Leben als Huldigung darbringen, das er seiner Sache opfern wollte? Niemand weiß es. Er brachte, sagt man, ganze Stunden zu, die Stirn in seine beiden Hände gedrückt, und mit dem Rücken an den ländlichen Zaun gelehnt, der den kleinen Garten einschließt. Auf seinem Gesichte lag der Seelenkampf eines Verurtheilten und die Bläße des Todes. Es war der Todeskampf des Gewissens, des Ehrgeizes und der Entmuthigung. Robespierre hatte Zeit, noch einmal in einem einzigen und letzten Blicke seine Vergangenheit, seine Gegenwart, seinen morgenden Tag, das Schicksal der Republik, die Zukunft des Volkes und seine eigne Zukunft zusammenzufassen. Wenn er vor Bekümmerniß, Reue und Angst starb, so geschah es in dieser stummen Betrachtung.

V.

Sein gerades Streben im Anfange seiner Laufbahn, seine freiwillige Hingebung an das Volk, das in seinen Augen den unterdrückten Theil der Menschheit darstellte, sein leidenschaftlicher Hang zu einer Revolution, die den Unterdrückten die Freiheit, den Erniedrigten die Gleichheit, der menschlichen Familie die Brüderlichkeit und den Culten die Vernunft wiederverleihe, die unermüdlichen Studien, durch die er gestrebt hatte, sich zu einem der ersten Arbeiter an dieser Wiedergeburt würdig zu machen, die grausamen Demüthigungen, die er ruhig über seinen Namen, über sein

Talent, über seine Ideen und über seinen Ruf hatte ergehen lassen, um aus der Dunkelheit hervorzutreten, in die ihn die Namen, die Talente und die Ueberlegenheit der Mirabeau, Barnave und La Fayette zurückdrängten, seine Stück für Stück eroberte und immer wieder durch die Verleumdung zerrissene Popularität, sein freiwilliger Zurücktritt in die dunkelsten Reihen des Volkes, sein unter Entbehrungen aller Art, selbst denen der Liebe hingebrachtes Leben, seine Armuth, die ihn mit seiner noch ärmern Familie nur das Stück Brot theilen ließ, das die Nation ihren Repräsentanten gab, seine Tugend selbst, die zur Anklage gegen ihn gemacht wurde, seine Uneigennützigkeit, die von denen, die unfähig waren, sie zu begreifen, Heuchelei genannt wurde, sein endlicher Triumph, der Sturz des Thrones, die Befreiung des Volks, die Verknüpfung seines Namens mit dem Siege und den Segenswünschen der Menge, dann aber auch die Anarchie, die augenblicklich die Herrschaft des Volkes zerreißt, unwürdige Nebenbuhler, wie Hébert und Marat, die ihm die Leitung der Revolution streitig machen und sie dem Verderben zutreiben, der verbrecherische Wettkampf in Nachethaten und Grausamkeiten, der zwischen diesen Nebenbuhlern und ihm beginnt, um sich einander die Herrschaft über die öffentliche Meinung abzuringen, die strafbaren Opfer, die er drei Jahre lang dieser Popularität, die mit Blut gesäugt sein wollte, zwar mit Widerstreben gebracht, aber doch gebracht hatte, der Kopf des Königs, den er gefordert und erlangt hatte, der Kopf der Königin, die Köpfe von tausenden, nach dem Kampfe hingeschlachteten Besiegten, die Girondisten, die er geopfert hatte trotz der Achtung, die er vor ihren Hauptrednern hegte, ja Danton sogar, sein stolzester Nebenbuhler, und Camille Desmoulins, sein junger Schüler, die er dem Volke auf einen blosen Verdacht hingeworfen hatte, damit kein anderer Name mehr, als der seinige, im Munde der Patrioten sei, die endlich erlangte Allmächtigkeit über die öffentliche Meinung, die er aber nur unter der Bedingung erlangt hatte, sie unablässig wieder zu erobern, das Volk, das in seinem höchsten Gesetzgeber nur noch einen Ankläger sehen wollte, sein sehnliches Streben nach Milde, das immer wieder durch die Nothwendigkeit, noch mehr zu opfern, zurückgedrängt wurde, der Kopf,

den er regelmäßig für das Bedürfniß jeden Tages fordern oder preisgeben muß, die Hoffnung auf den Sieg, den er vielleicht schon morgen erringen wird, aber dabei der gänzliche Mangel an einem Anhaltepunkte in seinem Geiste, um diesen Sieg zu befestigen und fruchtbar zu machen, verworrene, widersprechende Ideen, die Abscheulichkeit der Tyrannei und die Nothwendigkeit der Dictatur, imaginaire Pläne voll des Geistes der Revolution, aber ohne einen organisirten Zustand, um sie festzuhalten, ohne Stützpunkte, ohne Kraft, um ihnen Dauer zu verleihen; leere Worte statt der Institutionen, die Tugend auf den Lippen und das Todesurtheil in der Hand, ein fieberndes Volk, ein knechtischer Convent, verderbte Ausschüsse, die Republik, die nur noch auf einem einzigen Haupte ruht, ein verhaßtes Leben, ein fruchtloser Tod, ein ungewisser Nachruf, ein schrecklicher Name, der Schrei des Blutes, der sich nicht beschwichtigen läßt und der sich vor der Nachwelt gegen ihn erhebt — alle diese Gedanken bestürmten ohne Zweifel die Seele Robespierre's bei dieser innern Prüfung seines Ehrgeizes. Es blieb ihm nur noch ein Mittel übrig. Es war dies, sich der Republik als Beispiel hinzustellen, der Welt die Männer zu zeigen, die die Freiheit verderbten, im Kampfe mit ihnen zu fallen und dem Volke, wenn nicht eine Regierung, doch eine Lehre und einen Märtyrer zu hinterlassen. Er hatte entschieden diesen letzten Traum, aber es war ein Traum. Der Wille war erhaben, der Muth groß, aber er selbst nicht rein genug zum Opfer! Das ist das ewige traurige Schicksal der Männer, die ihren Namen mit dem Blute Ihresgleichen befleckt haben, es nicht einmal mit ihrem eignen Blute von sich abwaschen zu können.

VI.

St.-Just, der von der Armee zurückgekommen war, war während des Abends mehrere Male bei Robespierre gewesen, um sich mit ihm zu besprechen. Des Wartens müde, hatte er sich, noch bedeckt vom Lagerstaube, in den Wohlfahrtsausschuß begeben. Ein düsteres Schweigen, eine unruhige Beobachtung hatten ihn empfangen. Er verließ den Ausschuß wieder mit der Ueberzeugung, daß die Gemü-

ther unversöhnlich seien und die Herzen den Tod brüteten. Am folgenden Tage bestärkte St.-Just, wie man sagt, Robespierre in dem Gedanken, den ersten Streich zu führen. Die Ausschüsse ihrerseits machten sich auf einen demnächstigen Angriff gefaßt. Ihre Mitglieder bereiteten sich darauf vor. Sie kannten die Bedeutsamkeit der Wahl eines Präsidenten in einer Versammlung, wo der Präsident nach seinem Belieben den Redner unterstützen oder entwaffnen kann. Sie hatten Collot d'Herbois zum Präsidenten des Convents wählen lassen.

Robespierre durchlas und verbesserte wahrscheinlich seine Rede noch zu wiederholten Malen. Als er am Morgen ausging, nahm er von seinen Wirthsleuten mit bewegterer Miene Abschied, als an anderen Tagen. Seine Freunde, Duplay und die Töchter seines Wirths drängten sich um ihn und vergossen Thränen. „Sie gehen heute großen Gefahren entgegen," sagte Duplay zu ihm, „lassen Sie sich von Ihren Freunden umgeben und nehmen Sie Waffen unter Ihren Kleidern mit." — „Nein," antwortete Robespierre, „ich bin von meinem Namen umgeben und mit den Wünschen des Volkes gewaffnet. Uebrigens ist die Masse des Convents rein. Ich habe nichts zu fürchten in der Mitte der Repräsentation, der ich nichts aufdrängen, sondern die ich zu ihrem eignen Heile leiten will."

Er hatte dieselbe Kleidung angelegt, in der er am Feste des höchsten Wesens erschienen war. Er trug an seiner Person die Decenz zur Schau, die er in die Sitten wieder einführen wollte. Er wollte ohne Zweifel, daß das Volk ihn an dieser Tracht erkenne, wie seine lebendige Fahne. Lebas, Couthon, St.-Just, David hatten sich vor ihm in die Sitzung begeben. Der Convent war zahlreich versammelt, die Galerien durch die Jacobiner besetzt. Robespierre verlangte beim Eintreten in den Saal das Wort. Sein Erscheinen auf der Rednerbühne in einem Augenblicke, wo er das Geheimniß und die Entscheidung der Lage der Dinge in seinem Geiste trug, war ein Ereigniß. Die Verschworenen, die über sein Erscheinen bestürzt waren, stiegen eilig von ihren Plätzen herab, um die Mitglieder der Ausschüsse und ihre Freunde, die sich in die Gärten und Säle zerstreut hatten, zu benachrichtigen und sie hastig auf ihre

Plätze zurückzuführen. Ein tiefes Schweigen ging den Reden voraus. Die Massen haben eine unendliche Gabe der Vorahnung.

VII.

In diesem Augenblicke schien Robespierre absichtlich seine Miene zu verschleiern und den gewaltsamen Ausbruch seines lange stumm gebliebenen Gedankens zurückzuhalten. Er rollte langsam sein Manuscript in seiner rechten Hand wie eine Waffe, mit der er seine Feinde vernichten wollte. Er zeigte so seinen Collegen, daß sein Zorn ein überdachter und seine Worte ein Plan seien. Wir geben hier diese Rede in einer größeren Ausdehnung. Man würde es bedauern, Worte nicht zu kennen, die eine ganze Situation waren und durch ihre Gegenwirkung eine so gewaltige Veränderung herbeiführten.

„Bürger," sagte er, „mögen Andere euch schmeichelnde Bilder entwerfen, ich will euch nützliche Wahrheiten sagen. Ich will nicht die lächerlichen Schreckensgerüchte, welche durch die Hinterlist verbreitet worden sind, verwirklichen, aber ich will, wenn es möglich ist, die Fackeln der Zwietracht durch die bloße Macht der Wahrheit ersticken. Ich will vor euch euer verhöhntes Ansehen und die verletzte Freiheit vertheidigen. Ich werde auch mich selbst vertheidigen und es wird euch dies nicht überraschen, denn ihr gleicht nicht den Tyrannen, die ihr bekämpft. Der Hilferuf der mishandelten Unschuld ist euerm Ohr nicht lästig und ihr wißt recht wohl, daß diese Sache auch euch nahe angeht.

„Die Revolutionen, die bis auf den heutigen Tag die Gestalt der Reiche verändert haben, hatten nur einen Dynastiewechsel oder den Uebergang der Gewalt aus den Händen eines Einzelnen in die Mehrerer zum Zweck. Die französische Revolution ist die erste, welche auf die Lehre der Menschenrechte und auf die Prinzipien der Gerechtigkeit begründet worden ist. Die anderen Revolutionen verlangten nur Ehrgeiz, die unsre fordert Tugenden. Die Republik hat sich, so zu sagen, durch alle Parteien hindurchgewunden; aber sie hat auch die organisirte Macht derselben um sich her gefunden und hat nicht aufgehört, von ihrem Beginn

an in der Person aller redlichen Männer, die für sie kämpften, verfolgt zu werden.

„Die Freunde der Freiheit suchen die Macht der Tyrannen durch die Kraft der Wahrheit zu stürzen, die Tyrannen suchen die Vertheidiger der Freiheit durch die Verleumdung zu nichte zu machen; sie geben sogar dem Einflusse der Prinzipien der Wahrheit den Namen der Tyrannei. Sobald dieses System das Uebergewicht hat erlangen können, ist die Freiheit verloren; denn es liegt in der Natur der Dinge selbst, daß es überall einen Einfluß gibt, wo Menschen versammelt sind, den der Tyrannei oder den der Vernunft. Wenn diese geächtet ist, wie ein Verbrechen, so herrscht die Tyrannei; wenn die guten Bürger zum Schweigen verurtheilt sind, müssen wol die Bösewichter dominiren.

„Ich habe das Bedürfniß, hier mein Herz auszuschütten, und ihr habt ebenso das Bedürfniß, die Wahrheit zu hören.

„Was ist denn der Grund dieses gehässigen Schreckens- und Verleumdungssystems gegen uns? Wir sollen den Patrioten furchtbar sein! Wir, die wir sie den Händen aller gegen sie verschworenen Factionen entrissen haben. Wir, die wir sie, so zu sagen, alle Tage noch den heuchlerischen Ränkeschmieden abkämpfen, die sie immer noch zu unterdrücken wagen. Wir sollen dem Nationalconvente furchtbar sein! Und was sind wir ohne ihn? Wer hat sich für seine Erhaltung geopfert, als die verruchten Factionen sein Verderben im Angesichte von ganz Frankreich anzettelten? Wer hat sich für seinen Ruhm geopfert, als die feilen Helfershelfer der Tyrannei in seinem Namen den Atheismus predigten, als so viele andere ein verbrecherisches Schweigen über die Schandthaten ihrer Mitschuldigen behaupteten und nur das Zeichen zum allgemeinen Gemetzel zu erwarten schienen, um sich im Blute der Volksrepräsentanten zu baden? Und wem waren die ersten Streiche der Verschworenen bestimmt? Wer waren die Opfer, die von Chaumette und Ronsin bezeichnet waren? Wohin sollte die Bande der Mörder zuerst ziehen, nachdem sie die Gefängnisse geöffnet? Gegen wen sind die Verleumdungen und Attentate der gegen die Republik bewaffneten Tyrannen gerichtet? Enthält nicht jede Schiffladung, die England nach Frankreich und

nach Paris schickt, einen Dolch für uns? Wir sind es, die man ermorden will, und uns stellt man als furchtbar hin? Und welches sind diese großen Akte der Strenge, die man uns vorwirft? Wer sind die Opfer gewesen? Hébert, Ronsin, Chabot, Danton, Lacroix, Fabre d'Eglantine und einige andere Mitschuldige. Ist es ihre Bestrafung, die man uns vorwirft? Keiner würde sie zu vertheidigen wagen. Nein, wir sind nicht zu streng gewesen; ich rufe dafür das Bestehen der Republik zum Zeugniß auf.

„Sind wir es, die die Patrioten in die Kerker geworfen und den Schrecken unter alle Stände getragen haben? Die Ungeheuer sind es, die uns beschuldigt haben. Sind wir es, die, während sie die Verbrechen der Aristokratie vergaßen und die Verräther schützten, den friedlichen Bürgern den Krieg erklärt und unausrottbare Vorurtheile oder gleichgültige Dinge zu Verbrechen gemacht haben, um überall Schuldige zu finden und die Revolution dem Volke selbst furchtbar zu machen? Die Ungeheuer sind es, die uns angeklagt haben. Sind wir es, die, alte Meinungen wieder hervorsuchend, das Schwert über den größten Theil des Nationalconvents geschwungen haben? Die Ungeheuer sind es, die uns angeklagt haben. Sollte man schon vergessen haben, daß wir uns zwischen ihn und seine Henker geworfen haben? Und dies ist die Grundlage aller dieser Dictaturpläne und Attentate gegen die Nationalrepräsentation. Wie kommt es nun, daß diese große Anklage plötzlich auf das Haupt eines einzigen ihrer Mitglieder übertragen wird. Ein seltsamer Anschlag eines Menschen, den Convent dahin zu bringen, sich selbst nach und nach im Einzelnen zu erwürgen, um ihm den Weg zur unumschränkten Gewalt zu bahnen! Mögen Andere auf die lächerliche Seite dieser Beschuldigungen hinweisen, meine Sache ist es nur, ihre Abscheulichkeit zu zeigen. Ihr werdet wenigstens der öffentlichen Meinung Rechenschaft ablegen von der abscheulichen Hartnäckigkeit, mit der ihr den Plan verfolgt, alle Freunde der Freiheit zu erwürgen, ihr Ungeheuer, die ihr mir die Achtung des Nationalconvents zu entreißen sucht, den glorreichsten Preis der Arbeiten eines Sterblichen, den ich weder durch Gewalt noch durch Ueberrumpelung errungen habe, sondern den ich gezwungen gewesen bin, zu erobern. Als ein Ge-

genstand des Schreckens in den Augen dessen zu erscheinen, was man verehrt und was man liebt, ist für einen gefühlvollen und redlichen Mann die schrecklichste aller Martern. Sie über ihn zu verhängen, ist die größte aller Schandthaten!

„In der Mitte des Conventes behauptete man, daß der Berg bedroht sei, weil einige Mitglieder, die in diesem Theile des Saales sitzen, sich in Gefahr glaubten; und um den ganzen Nationalconvent an derselben Sache zu betheiligen, rührte man plötzlich die Angelegenheit der zweiundsechzig verhafteten Deputirten wieder auf und schob mir alle diese Ereignisse zu, die mir gänzlich fremd waren. Man sagte, ich wolle dem übrigen Theil des Nationalconvents Verderben bereiten. Hier stellte man mich als den ersten Verfolger der zweiundsechzig verhafteten Deputirten dar, dort beschuldigte man mich, sie zu vertheidigen.

„O gewiß, als ich mit Gefahr, die öffentliche Meinung zu verletzen, allein einer übereilten Entscheidung die entriß, deren Meinungen mich aufs Schaffot geführt haben würden, wenn sie triumphirt hätten, als ich bei andern Gelegenheiten mich der ganzen Wuth einer heuchlerischen Faction entgegenstellte, um die Wahrung der Prinzipien der strengsten Billigkeit für die zu fordern, die mich mit mehr Haß gerichtet haben würden, so war ich sicherlich weit davon entfernt, daran zu denken, daß man mir dieses Benehmen in Anschlag bringen werde, aber ich war noch weiter davon entfernt, daran zu denken, daß man mich eines Tages beschuldigen würde, der Henker derer zu sein, gegen die ich die unerläßlichsten Pflichten der Rechtlichkeit erfüllte, und der Feind der Nationalrepräsentation, der ich mit Aufopferung gedient habe.

„Indessen das Wort Dictatur hat eine magische Wirkung. Es schändet die Freiheit, es erniedrigt die Regierung, es zerstört die Republik, es entwürdigt alle revolutionairen Institutionen, die man als das Werk eines einzigen Mannes darstellt. Es macht die Nationaljustiz verhaßt, die es darstellt als durch den Ehrgeiz eines einzigen Mannes eingesetzt. Es richtet auf einen Punkt allen Haß und alle Dolche des Fanatismus und der Aristokratie.

„Welchen schrecklichen Gebrauch haben die Feinde der Republik schon von dem bloßen Namen einer römischen Ma-

gistratur gemacht! Und wenn ihre Gelehrsamkeit so unheilbringend für uns ist, wie werden es erst ihre Schätze und ihre Ränke sein! Ich spreche nicht von ihren Armeen, aber ich wünschte, ich könnte dem Herzoge von York und allen royalistischen Schriftstellern die Bestallungen dieser lächerlichen Würde zurückschicken, die sie mir zuerst ausgefertigt haben. Es ist zu viel Unverschämtheit von den Königen, die ihrer eignen Kronen nicht sicher sind, sich das Recht anzumaßen, an Andere Kronen auszutheilen!

„Sie nennen mich einen Tyrannen! . . Wenn ich es wäre, so würden sie zu meinen Füßen kriechen, ich würde sie mit Geld überschütten und ihnen das Recht zusichern, alle Verbrechen zu begehen, und sie würden dankbar sein. Wenn ich es wäre, so würden die Könige, die wir besiegt haben, weit entfernt, mich anzuschuldigen, mir ihre strafwürdige Unterstützung leihen; ich würde mit ihnen ein Abkommen treffen! Man gelangt auf den Stuhl der Tyrannei mit Hilfe der Schurken. Wo führt der Weg derer hin, welche die Schurken bekämpfen? Ins Grab und zur Unsterblichkeit. Wer ist der Tyrann, der mich beschützt? Welches ist die Partei, der ich angehöre? Ihr seid's! Welches ist die Partei, welche seit dem Beginne der Revolution so viele hochangesehene Verräther zu Boden geworfen und vernichtet hat? Ihr seid es, das Volk ist's, die Prinzipien sind es! Das ist die Partei, der ich mich ergeben habe und gegen die alle Verbrechen im Bunde sind.

„Die Wahrheit hat ohne Zweifel ihre Macht, ihren Zorn, ihren Despotismus; sie hat ergreifende, schreckliche Laute, die mächtig an die reinen Herzen wie an die schuldbeladenen Gewissen schlagen und die die Lüge so wenig nachzuahmen vermag, als Salmoneus den Donner des Himmels.

„Wer bin ich, ich, den man anklagt? Ein Sklave der Freiheit, ein lebender Märtyrer der Republik, das Opfer eben so sehr als der Feind des Verbrechens. Alle Schurken schmähen mich; Handlungen, die bei Andern die allerunschuldigsten, allerrechtmäßigsten sein würden, werden bei mir zu Verbrechen. Es braucht mich jemand blos zu kennen, um schon verleumdet zu werden. Man verzeiht Andern ihre Schandthaten und macht mir ein Verbrechen aus mei-

nem Eifer. Nehmt mir mein Bewußtsein und ich bin der unglücklichste aller Menschen.

„Wenn die Opfer sich über ihre Nichtswürdigkeit beklagen, so entschuldigen sie sich, indem sie sagen: Robespierre will es so, wir können nicht anders. Die nichtswürdigen Schüler Hébert's führten einst die nämliche Sprache zu der Zeit, als ich sie anklagte. Sie nannten sich meine Freunde und erklärten mich dann des Moderantismus für überwiesen. Es ist dies noch ganz die nämliche Art von Gegenrevolutionairen, die den Patriotismus verfolgten. Wie lange soll die Ehre der Bürger und die Würde des Nationalconvents diesen Menschen preisgegeben sein? Aber der Zug, den ich eben erwähnt habe, ist nur ein Zweig des viel weiteren Verfolgungssystems, dessen Gegenstand ich bin. Indem man diese Beschuldigung des Strebens nach der Dictatur, die durch die Tyrannen an die Tagesordnung gebracht worden ist, aufstellte, bemühte man sich zugleich, alle Ungerechtigkeiten, alle Unbilden des Schicksals oder alle harten Maaßregeln, die durch das Wohl des Vaterlandes geboten wurden, auf mich zu wälzen. Man sagte zu den Adligen: Er allein ist's, der euch ächtet; und zu gleicher Zeit sagte man zu den Patrioten: Er will die Adligen retten. Man sagte zu den Priestern: Er allein ist's, der euch verfolgt, ohne ihn würdet ihr in Frieden und siegreich sein; zu den Fanatikern: Er ist's, der die Religion zerstört; und zu den verfolgten Patrioten: Er ist's, der es befohlen hat oder der es nicht hindern will. Man wies alle Beschwerden und Klagen, deren Grund ich nicht heben konnte, an mich, indem man sagte: Euer Schicksal hängt von ihm allein ab. Männer, die an den öffentlichen Orten aufgestellt wurden, breiteten Tag für Tag dieses System weiter aus. Sie standen im Sitzungssaale des Revolutionstribunales, an den Orten, wo die Feinde des Vaterlandes ihre Schandthaten büßten, und sagten: Seht da diese unglücklichen Verurtheilten; und wer ist die Ursache davon? Robespierre. Man bemühte sich besonders, zu beweisen, daß das Revolutionstribunal ein von mir allein geschaffenes Bluttribunal sei, das ich unumschränkt beherrsche, um alle redlichen Leute und selbst alle Schurken umzubringen;

denn man wollte mir Feinde aller Orten erwecken. Dieses Geschrei hallte in allen Gefängnissen wider.

„Man sagte jedem Deputirten, der von seiner Sendung in die Departements zurückkehrte, daß ich allein seine Zurückberufung veranlaßt habe. Man berichtete getreulich meinen Collegen, was ich gesagt, und vorzugsweise, was ich nicht gesagt hatte. Nachdem man dieses Ungewitter von Haß, Rachlust, Schrecken und verletzter Eigenliebe zusammengebraut hatte, glaubte man, daß es Zeit sei, es losbrechen zu lassen. Aber wer waren sie, diese Verleumder?

„Ich könnte antworten, daß die Urheber dieses Verleumdungsplanes zuerst der Herzog von York, Pitt und alle gegen uns bewaffneten Tyrannen sind. Und wer dann? Ach, ich wage sie in diesem Augenblicke und an diesem Orte noch nicht zu nennen; ich kann mich nicht entschließen, den Schleier ganz zu zerreißen, der dieses tiefe Geheimniß von Ungerechtigkeiten verhüllt; aber das kann ich bestimmt behaupten, unter den Urhebern dieses Truggespinnstes sind die Agenten jenes Systems der Corruption und der Ausschweifung, des mächtigsten von allen Mitteln, welches das Ausland zum Verderben der Republik erfunden hat, es sind unter ihnen die unreinen Apostel des Atheismus und der Sittenlosigkeit, der dieser zur Basis dient.

„Die Tyrannei hat von den Menschen nur ihr Gut und ihr Leben verlangt, diese Menschen verlangten sogar unser Gewissen. Mit der einen Hand boten sie uns alle Uebel, mit der andern entrissen sie uns die Hoffnung. Der Atheismus, geleitet von allen Verbrechen, verbreitete über das Volk Trauer und Verzweiflung und über die Nationalrepräsentation Mistrauen, Verachtung und Schande. Eine gerechte Entrüstung, die durch den Schrecken niedergehalten wurde, gährte dumpf in Aller Herzen; ein schrecklicher unvermeidlicher Ausbruch kochte in den Eingeweiden des Vulkans, während kleine Philosophen auf seinem Gipfel dummerweise mit großen Bösewichtern spielten. Dies war die Lage der Republik, die, mochte nun das Volk sich der Tyrannei fügen, oder mochte es das Joch gewaltsam abschütteln, der Freiheit gleich verderblich werden mußte. Denn durch seine Reaction würde es die Republik zum Tode verwundet und durch seine Unterwerfung sich ihrer unwürdig gemacht ha-

ben. Auch wird von allen Wundern unserer Revolution die Nachwelt das Wunder am wenigsten begreifen, daß wir dieser Gefahr entgangen sind. Unsterblicher Dank werde euch gebracht, ihr habt das Vaterland gerettet. Euer Decret vom 18. Floreal ist schon allein eine Revolution. Ihr habt mit demselben Streiche den Atheismus und den Priesterdespotismus getroffen; ihr habt die Todesstunde der Tyrannen um ein halbes Jahrhundert näher gerückt, ihr habt an die Sache der Revolution alle reinen und edeln Herzen gekettet, ihr habt sie der Welt in allem Glanze ihrer himmlischen Schönheit gezeigt. O ewig gesegneter Tag, an dem das ganze französische Volk sich erhob, um dem Urheber der Natur die einzige Verehrung darzubringen, die seiner würdig ist. Welche ergreifende Vereinigung aller Gegenstände, die die Blicke und das Herz des Menschen bezaubern können! Wesen der Wesen! Strahlte der Tag, an dem die Welt aus deinen allmächtigen Händen hervorging, in einem deinen Augen angenehmeren Lichte, als der Tag, an dem sie das Joch des Verbrechens und des Irrthums zerbrach und vor dir erschien, würdig deiner Blicke und deiner Geschicke?

„Dieser Tag hatte auf Frankreich einen tiefen Eindruck der Ruhe, des Glücks, der Weisheit und der Güte zurückgelassen. Aber als das Volk, in dessen Gegenwart alle Privatlaster verschwinden, an seinen häuslichen Herd zurückgekehrt ist, erscheinen die Ränkeschmiede wieder und beginnen aufs neue ihre Charlatansrolle. Seit dieser Zeit hat man sie sich mit neuer Kühnheit regen und bemühen sehen, die zu strafen, welche das gefährlichste aller Complote vereitelt hatten. Sollte man glauben, daß mitten in der öffentlichen Freude Menschen mit Geberden der Wuth dem Zurufe des Volkes geantwortet haben? Sollte man glauben, daß der Präsident des Nationconvents, während er zum versammelten Volke sprach, von ihnen geschmäht wurde und daß diese Menschen Volksrepräsentanten waren?

„Was würde man sagen, wenn die Urheber des Complots, von dem ich gesprochen habe, zu der Zahl derer gehörten, die Danton, Fabre und Desmoulins auf das Schaffot geführt haben? Die Feiglinge, sie wollen mich mit Schande bedeckt ins Grab hinabsteigen lassen, und ich würde auf

Erden nur das Gedächtniß eines Tyrannen hinterlassen haben! Mit welcher Tücke misbrauchten sie meinen guten Glauben! Wie schienen sie sich zu den Grundsätzen aller guten Bürger zu bekennen! Wie naiv und zärtlich war ihre erheuchelte Freundschaft! Aber plötzlich bedeckten sich ihre Mienen mit den düstersten Wolken und eine wilde Freude strahlte aus ihren Augen. Der Augenblick war gekommen, wo sie alle ihre Maßregeln gehörig genommen zu haben glaubten, um mich zu erdrücken. Jetzt schmeicheln sie mir aufs neue, ihre Sprache ist freundschaftlicher als je. Vor drei Tagen waren sie bereit, mich als einen Catilina anzuklagen, heute legen sie mir die Tugend des Cato bei. Sie brauchen Zeit, um ihre verbrecherischen Complote wieder anzuspinnen. Ihr Zweck ist abscheulich, aber ihre Mittel sind noch verächtlicher! Urtheilt darüber nach einem einzigen Zuge: Ich war für den Augenblick in Abwesenheit meiner Cóllegen mit der Beaufsichtigung eines Bureaus der allgemeinen Polizei beauftragt worden, das erst neuerlich und schwach im Wohlfahrtsausschusse eingerichtet worden ist. Meine kurze Verwaltung dieses Amtes hat sich darauf beschränkt, etwa dreißig Verfügungen zu erlassen, entweder um verfolgte Patrioten in Freiheit zu setzen, oder um uns einiger Feinde der Revolution zu versichern. Nun denn, wird man glauben, daß dieses einzige Wort allgemeine Polizei genügt hat, um auf mein Haupt die Verantwortlichkeit für alle Handlungen des Sicherheitsausschusses, für die Irrthümer der Behörden und für die Verbrechen aller meiner Feinde zu wälzen! Es gibt vielleicht kein verhaftetes Individuum, keinen bedrückten Bürger, dem man nicht von mir gesagt hätte: das ist der Urheber deiner Uebel, du würdest glücklich und frei sein, wenn er nicht wäre! Wie könnte ich alle Arten von Trug und Lug aufzählen oder selbst nur ahnen, den man gegen mich verbreitet hat, sei es nun im Nationalconvente oder anderswo, um mich verhaßt und gefürchtet zu machen. Ich werde mich darauf beschränken, zu sagen, daß seit mehr als sechs Wochen die Natur und die Macht der Verleumdung und die Unmöglichkeit, in die ich mich versetzt sehe, das Gute zu thun und das Schlechte zu hindern, mich gezwungen haben, meine Functionen als Mitglied des Wohl-

fahrtsausschusses gänzlich niederzulegen, und ich schwöre, daß ich selbst dabei nur meine Vernunft und das Wohl des Vaterlands zu Rathe gezogen habe.

„Wie dem auch sei, so ist es doch wenigstens schon sechs Wochen her, daß meine Dictatur zu Ende gegangen ist und daß ich auch nicht irgend eine Art von Einfluß auf die Regierung habe. Ist der Patriotismus mehr beschützt worden? Sind die Factionen eingeschüchterter? Ist das Vaterland glücklicher? Ich wünsche es. Aber mein Einfluß hat sich alle Zeit darauf beschränkt, die Sache des Vaterlandes vor der Nationalrepräsentation und vor dem Richterstuhle der öffentlichen Meinung zu führen; es ist mir gestattet gewesen, die Factionen zu bekämpfen, die euch bedrohten; ich habe das System der Corruption und der Zerrüttung, das sie eingeführt hatten und das ich als das einzige Hinderniß der Festigung der Republik betrachte, mit der Wurzel ausrotten wollen. Ich war der Meinung, daß sie nur auf die ewigen Grundlagen der Moral gegründet werden könnte. Alles hat sich gegen mich und gegen die verbündet, welche dieselben Prinzipien mit mir theilen.

„O, ich überlasse ihnen gern mein Leben! Ich kenne die Vergangenheit und sehe die Zukunft voraus! Welcher Freund des Vaterlandes kann den Augenblick überleben wollen, wo es nicht mehr gestattet ist, ihm zu dienen und die unterdrückte Unschuld zu vertheidigen? Wozu länger in einer Ordnung der Dinge verweilen, wo der Trug ewig über die Wahrheit triumphirt, wo die Gerechtigkeit eine Lüge ist, wo die niedrigsten Leidenschaften, die lächerlichsten Befürchtungen in den Herzen die Stelle der heiligen Interessen des Vaterlandes einnehmen? Wie soll man die Pein ertragen, die schreckliche Reihe von Verräthern zu sehen, die mehr oder weniger geschickt ihre häßliche Seele hinter den Schleier der Tugend und selbst der Freundschaft zu verbergen wissen, die aber alle der Nachwelt das schwierige Räthsel zu lösen hinterlassen werden, welcher von den Feinden meines Landes der feigste und der abscheulichste war? Wenn ich die Menge der Laster sah, die der Strom der Revolution in wirrem Gemische mit den Bürgertugenden mit sich führte, so habe ich bisweilen gefürchtet, ich gestehe es, in den Augen der Nachwelt befleckt zu sein durch die unreine

Nachbarschaft verderbter Männer, die sich unter die aufrichtigen Freunde der Menschheit eindrängten, und ich freute mich, die Wuth dieser Verres und Catilina meines Landes eine tiefe Scheidelinie zwischen sich und allen rechtlichen Männern ziehen zu sehen. Ich habe in der Geschichte gesehen, wie alle Vertheidiger der Freiheit durch die Verleumdung erdrückt worden sind. Aber ihre Unterdrücker sind todt wie sie. Die Guten und die Schlechten verschwinden von der Erde, aber unter verschiedenen Bedingungen. Franzosen, duldet nicht, daß eure Feinde durch ihre trostlose Lehre eure Seelen niederziehen und eure Tugenden entnerven! Nein, Chaumette, nein, der Tod ist nicht ein ewiger Schlaf! Bürger! tilgt von den Gräbern diesen, von gotteslästernden Händen eingegrabenen Grundsatz, der einen schwarzen Flor über die Natur wirft, die unterdrückte Unschuld entmuthigt und den Tod verhöhnt. Grabet vielmehr auf ihnen ein: Der Tod ist der Anfang zur Unsterblichkeit.

„Ich habe vor einiger Zeit versprochen, ein für die Unterdrücker des Volks furchtbares Testament zu hinterlassen, ich will es in diesem Augenblicke mit all dem unabhängigen Sinne veröffentlichen, der der Lage ziemt, in die ich mich begeben habe. Ich vermache ihnen die furchtbare Wahrheit und den Tod!

„Warum glauben die, welche euch unlängst noch sagten: ich erkläre euch, daß wir auf einem Vulkane stehen, heute plötzlich auf Rosen zu wandeln. Gestern glaubten sie an Verschwörungen. Ich erkläre, daß ich noch in diesem Augenblicke daran glaube. Diejenigen, welche euch sagen, daß die Begründung der Republik ein so leichtes Unternehmen sei, täuschen euch, oder vielmehr, sie können Niemanden täuschen. Wo sind die weisen Institutionen, wo ist der Plan der Wiedergeburt, welche diese hochmüthige Sprache rechtfertigen? Hat man sich selbst nur mit diesem großen Gegenstande beschäftigt? Was sage ich, wollte man nicht die ächten, die sie vorbereitet hatten? Man lobt sie heute, weil man sich für schwächer hält, man wird sie also morgen schon ächten, wenn man stärker wird. In vier Tagen, sagt man, werden die Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht sein. Warum sind sie denn ungestraft vier Monate

lang begangen worden? Und wie sollen in vier Tagen die Urheber unsrer Uebel gezüchtigt und verjagt werden? Man spricht auch viel von unsern Siegen mit einer akademischen Leichtfertigkeit, die glauben machen könnte, daß sie unsern Helden weder Blut noch Mühen gekostet. Mit weniger Pomphaftigkeit erzählt, würden sie größer erscheinen. Weder durch rhetorische Phrasen, noch selbst durch kriegerische Thaten werden wir Europa unterjochen, sondern durch die Weisheit unserer Gesetze, durch die Majestät unserer Berathungen und durch die Größe unserer Charaktere. Was hat man denn gethan, um unsere militairischen Erfolge zu Gunsten unserer Prinzipien zu benutzen, um den Gefahren des Sieges vorzubeugen und seine Früchte zu sichern?

„Das ist ein Theil des Verschwörungsplanes. Und wem muß man diese Uebel zurechnen? Uns selbst, unserer feigen Schwäche gegen das Verbrechen und unserem strafbaren Aufgeben der Prinzipien, die wir selbst verkündigt haben. Täuschen wir uns darüber nicht, eine große Republik auf die Grundlagen der Vernunft und der Gleichheit zu begründen, ein starkes Band der Vereinigung um alle Parteien dieses unermeßlichen Reichs zu schlingen, ist kein Unternehmen, das die Leichtfertigkeit durchführen kann. Es ist das Meisterstück der Tugend und der menschlichen Vernunft. Im Schooße einer großen Revolution entstehen alle Factionen in Menge. Wie sie niederhalten, wenn ihr nicht unablässig alle Leidenschaften der Gerechtigkeit unterordnet? Ihr habt keine andere Bürgschaft der Freiheit, als die strenge Befolgung der Prinzipien der allgemeinen Moral, die ihr verkündigt habt. Was hilft es, wenn wir die Könige besiegen, wir lassen uns durch die Laster besiegen, die zur Tyrannei führen!

„Was mich betrifft, dessen Existenz den Feinden meines Landes als ein Hinderniß ihrer schändlichen Pläne erscheint, so will ich sie ihnen gern zum Opfer bringen, wenn ihre abscheuliche Herrschaft noch länger dauern soll. Denn wer könnte länger wünschen, diese schreckliche Reihe von Verräthern zu sehen, die mehr oder weniger geschickt ihre häßliche Seele unter die Maske der Tugend zu verbergen wissen bis zu dem Augenblicke, wo ihnen das Verbrechen reif erscheint, und die alle der Nachwelt das schwierige

Räthsel zu lösen hinterlassen werden, welcher von den Feinden meines Vaterlandes der feigste und der abscheulichste war!

„Volk, erinnere dich, daß, wenn in der Republik die Gerechtigkeit nicht mit unumschränkter Gewalt herrscht und wenn dieses Wort nicht Liebe zur Gleichheit und zum Vaterlande bedeutet, die Freiheit nur ein leeres Wort ist! Volk, du, das man fürchtet, dem man schmeichelt und das man verachtet, du wiedererkannter Souverain, den man immer noch wie einen Sklaven behandelt, erinnere dich, daß überall, wo die Gerechtigkeit nicht herrscht, die Leidenschaften der Magistrate es thun, und das Volk nur seine Ketten und nicht sein Loos gewechselt hat!

„Wisse, daß jeder Mann, der sich erheben wird, um die Sache der öffentlichen Moral zu vertheidigen, von Verfolgungen erdrückt und von den Schurken geächtet werden wird; wisse, daß jeder Freund der Freiheit stets zwischen einer Pflicht und einer Verleumdung stehen wird, daß diejenigen, welche man des Verraths nicht beschuldigen kann, des Ehrgeizes werden beschuldigt werden, daß der Einfluß der Rechtschaffenheit und der Prinzipien mit der Macht der Tyrannei und der Gewaltthätigkeit der Factionen verglichen werden wird, daß dein Vertrauen und deine Achtung Gründe zur Aechtung aller deiner Freunde sein werden, daß der Nothruf des unterdrückten Patriotismus Aufruhrgeschrei genannt werden wird, und daß man, da man es nicht wagt, dich in deiner Masse anzugreifen, dich im Einzelnen in der Person aller guten Bürger ächten wird, bis die Ehrgeizigen ihre Tyrannei organisirt haben. Das ist die Macht der gegen uns bewaffneten Tyrannen, das ist der Einfluß ihres Bundes auf alle die ehrlosen Menschen, die stets bereit sind, ihnen zu dienen! Deshalb geben diese Bösewichter uns das Gebot, das Volk zu verrathen, bei Strafe, Dictator genannt zu werden. Werden wir uns diesem Gebote fügen? Nein! Vertheidigen wir das Volk, auf die Gefahr hin, von ihm geachtet zu werden! Mögen sie auf dem Wege des Verbrechens dem Schaffote zueilen und wir auf dem Wege der Tugend!“

VIII.

Diese lange Rede, deren Hauptinhalt wir nur wiedergegeben haben, indem wir alles weggelassen, was nur ein Vorwand des Augenblicks war, hatte man mit anscheinender Ehrerbietung angehört, die den Gefühlen und Mienen nur zur Maske diente. Keiner würde gewagt haben, ein vereinzeltes Murren gegen die Weisheit und die Autorität eines solchen Mannes laut werden zu lassen. Man erwartete, daß ein allgemeines Murren ausbräche, um das seinige ihm anzuschließen. Sich bemerklich machen, hieß sich ins Verderben stürzen. Jeder zitterte vor Allen. Die allgemeine Heuchelei der Bewunderung hatte den Anschein einer einmüthigen Billigung.

Robespierre ging nach seinem Platze durch die Reihen, die sich vor ihm verbeugten und sich bemühten, zu lächeln. Eine lange Unschlüssigkeit schien auf dem Convente zu lasten. Er wußte noch nicht, ob er sich entrüsten oder ob er ihm Beifall klatschen sollte. Eine Empörung war der Beginn eines Kampfes, ein Beifallsruf die Unterwerfung unter die Knechtschaft. Das Schweigen verdeckte seine Unschlüssigkeit, eine Stimme brach es.

Es war dies die Stimme Lecointre's. Er verlangte, daß die Rede Robespierre's gedruckt werde. Das hieß sö viel, als sie vom Convente annehmen lassen.

Dieser Antrag sollte angenommen werden, als Bourdon von der Oise, der seinen Namen hinter allen Andeutungen Robespierre's gelesen hatte und fühlte, daß eine Kühnheit mehr ihn nicht schlimmer gefährden könne, sich entschloß, den Muth oder die Feigheit seiner Collegen zu prüfen. Er war geübt in den Symptomen großer Versammlungen und sah in dem Schweigen des Convents den Anfang der Befreiung. Ein Wort konnte es in offne Empörung verwandeln. Dieses Wort in die Versammlung werfen, hieß, wenn es fehl fiel, seinen Kopf auf das Spiel setzen. Bourdon von der Oise setzte ihn aufs Spiel.

„Ich bin," rief er aus, „gegen den Druck dieser Rede. Sie enthält Dinge, die wichtig genug sind, um geprüft zu werden. Sie kann eben so gut Irrthümer wie Wahrheiten

enthalten. Es ziemt der Klugheit des Convents, sie dem Wohlfahrts- und dem Sicherheitsausschusse zur Prüfung zu übergeben."

Kein Sturm erhob sich gegen einen Einwurf, der noch Tags vorher wie eine Blasphemie erschienen wäre. Die Verschworenen faßten Muth. Robespierre war erstaunt über seinen Fall. Barrère betrachtete ihn. Barrère glaubte, daß keine Schmeichelei förderlicher sein könne, als die, welche einem gedemüthigten Stolz wieder aufhelfe. Er unterstützte den Druck der Rede in Ausdrücken, die beide Parteien gleichmäßig annehmen konnten.

Couthon verlangte, durch den Abfall Barrère's ermuthigt, nicht allein den Druck, sondern auch die Versendung an alle Gemeinen der Republik. Dieser Druck, der ein Triumph für Robespierre war, wurde beschlossen. Die Niederlage der Feinde Robespierre's war vollendet, wenn es ihnen nicht gelang, diesen Beschluß widerrufen zu lassen. Vadier erhebt sich und opfert sich auf. Robespierre will Vadier das Wort abschneiden. Vadier besteht darauf. „Ich werde reden," sagte er mit der Ruhe, die der Tugend ziemt. Er rechtfertigte den Bericht, den er über Katherine Theos erstattet hatte und der von Robespierre angegriffen worden war. Er gab in verhüllten Ausdrücken zu verstehen, daß er die Hand voll Geheimnisse habe, in die seine Ankläger selbst mit verwickelt sein würden. Er rechtfertigte den Sicherheitsausschuß.

„Und auch ich trete in die Schranken," rief dann der strenge und unbescholtene Cambon aus, „obgleich ich nie gesucht habe, eine Partei um mich zu bilden. Ich trete nicht auf mit lange vorher ausgearbeiteten Schriften bewaffnet. Alle Parteien haben mich unerschrocken auf ihrem Wege gefunden, wo ich ihrem Ehrgeize die Schranke meines Patriotismus entgegensetzte. Es ist endlich Zeit, die ganze Wahrheit zu sagen. Ein einziger Mann lähmt den ganzen Convent und dieser einzige Mann ist Robespierre!" Auf diese Worte, die plötzlich hervorbrechen wie der lange unterdrückte Gedanke eines redlichen Mannes, erhebt sich Robespierre und entschuldigt sich, die Unbescholtenheit Cambon's angegriffen zu haben.

Billaud-Varennes verlangt, daß die beiden angeschul-

digten Ausschüsse ihr Verhalten offen darlegen dürfen. „Nicht den Ausschuß greife ich an," antwortet Robespierre. „Uebrigens, um vielen Wortwechsel zu vermeiden, verlange ich, mich noch vollständiger erklären zu können." „Wir Alle verlangen es," rufen sich erhebend zweihundert Mitglieder des Berges. Billaud-Varennes fährt fort: „Ja, Robespierre hat Recht, man muß die Maske von jedem Gesichte reißen, wo sie sich auch finden möge; und wenn es wahr ist, daß wir nicht mehr frei sind, so will ich lieber, daß mein Leichnam zum Throne eines Ehrgeizigen diene, als durch mein Schweigen der Mitschuldige seiner Schandthaten zu werden."

Panis, der lange Zeit der Freund, dann der Gegenstand der Verfolgungen Robespierre's bei den Jacobinern gewesen war, wirft ihm vor, überall zu herrschen und allein die Männer zu verfolgen, die ihm verdächtig sind. „Mein Herz blutet," ruft Panis aus, „es ist Zeit, daß es überströmt. Man stellt mich dar, als einen bluttriefenden und mit Raub gemästeten Bösewicht, und ich habe in der Revolution nichts erworben, wovon ich meinem Sohne einen Säbel, um an die Grenzen zu marschiren, oder meinen Töchtern ein Kleid geben könnte. Robespierre hat eine Liste entworfen, auf der er meinen Namen eingetragen und meinen Kopf für die erste Hinrichtung in Masse bestimmt hat!"

Ein langanhaltender Sturm der Entrüstung erhebt sich bei diesen Worten gegen den Tyrannen. Robespierre bietet ihm mit unerschütterlicher Haltung Trotz. „Indem ich mein Schild wegwarf," sagte er, „habe ich mich ungedeckt meinen Feinden blosgestellt. Ich widerrufe nichts, ich schmeichle Niemanden, ich fürchte Niemanden, ich will Niemands Unterstützung oder Nachsicht. Ich suche mir nicht eine Partei zu machen. Ich habe meine Pflicht gethan, das genügt mir; mögen die Uebrigen die ihre thun ..." „Und wie!" fährt er fort, „ich hätte den Muth gehabt, in den Schooß des Convents Wahrheiten niederzulegen, die ich für nothwendig für das Wohl des Vaterlandes hielt, und man wollte meine Anklage zur Prüfung denen übergeben, die ich anklage!"

„Wenn man sich rühmt, den Muth der Tugend zu haben," ruft ihm Charlier zu, „so muß man auch den der

Wahrheit haben. Nennen Sie die, die Sie anklagen!" „Ja, ja, nennen Sie sie, nennen Sie sie!" wiederholt, mit herausfordernden Geberden sich erhebend, ein Theil des Bergs. Robespierre schweigt. „Diese Rede schuldigt die beiden Ausschüsse an," nimmt Amar das Wort. „Der Ankläger muß die Mitglieder nennen, die er bezeichnet. Es ziemt sich nicht, daß ein Mann sich an die Stelle Aller setze. Es ziemt sich nicht, daß der Convent in Unruhe versetzt werde durch die Interessen eines verwundeten Stolzes. Er stelle seine Anklagen bestimmt hin und dann richte man!" Thirion sagt, „daß die Versendung einer solchen Rede in die Departements eine anticipirte Verurtheilung derer sei, welche Robespierre anschuldige. Barrère, der die Versammlung schwanken sieht, sucht von seiner ersten Schmeichelei wieder zurückzukommen durch minder ehrfurchtsvolle Worte gegen den Mann, den er wanken sieht. „Wir werden auf diese Deklamation mit Siegen antworten!" ruft er aus. Bréard beweist, daß der Convent es sich selbst schuldig ist, das Decret zu widerrufen, das den Druck und die Versendung einer für die Republik gefährlichen Rede verordnet. Eine ungeheuere Majorität stimmt mit Bréard.

IX.

Robespierre, der gedemüthigt, aber nicht besiegt ist, sieht, daß der Convent seinen Händen entschlüpft. Er verläßt ihn und stürzt, begleitet von einer Schar Getreuer, nach der Rednerbühne der Jacobiner, wo ihn seine Freunde wie den Märtyrer der Wahrheit und den verwundeten Kämpfer des Volks empfangen. Er wird in den Armen der Jacobiner auf die Rednerbühne getragen und verliest auf ihr mitten unter lautem Tumult und unter Thränen des Enthusiasmus die vom Convente verworfene Rede. Wuthgeschrei, Ausbrüche der Raserei, Geberden der Vergötterung unterbrechen und krönen diese Rede. Nachdem diese Manifestationen sich beschwichtigt haben, sagt Robespierre mit erschöpfter Stimme und der resignirten Haltung eines Dulders der Demokratie: „Brüder, diese Rede, die ihr soeben von mir gehört habt, ist mein Todestestament!" — „Nein, nein, Du wirst leben oder wir werden Alle mit Dir ster-

ben!“ antworten ihm die Galerien, indem sie ihre Arme nach dem Redner ausstrecken. „Ja, es ist mein Todestestament,“ fährt er mit prophetischer Feierlichkeit fort, „das ist hier mein Todestestament. Ich habe es heute gesehen, der Bund der Bösewichter ist so stark, daß ich nicht hoffen kann, ihm zu entgehen. Ich unterliege, ohne zu murren. Ich hinterlasse euch mein Gedächtniß, es wird euch theuer sein und ihr werdet es vertheidigen!“

Diese letzten Worte, diese Aussicht auf den nahen Tod, dieser Abschied, der zu gleicher Zeit einen Vorwurf und eine Resignation in sich schloß, rührten das Volk und die Jacobiner bis zu Thränen. Coffinhal, Duplay, Payan, Buonarotti, Lebas, David erheben sich, fordern Robespierre auf und beschwören ihn, das Vaterland zu vertheidigen, indem er sich selbst vertheidige. Henriot ruft mit wilder Geberde, daß er noch genug Kanoniere habe, um den Convent votiren zu lassen. Robespierre, der durch diesen Enthusiasmus wieder aufgerichtet und durch die äußerste Gefahr seiner Lage über seinen eignen Entschluß hinaus fortgerissen wird, deutet durch Zeichen an, daß er noch einmal sprechen wolle.

„Nun denn! ja!“ ruft er aus, „trennt die Schlechten von den Schwachen! Befreit den Convent von den Bösewichtern, die ihn unterdrücken! Gebt ihm die Freiheit wieder, die er von euch erwartet, wie am 31. Mai und am 2. Juni! Erhebt euch, wenn es sein muß, und rettet das Vaterland! Wenn wir trotz dieser hochherzigen Anstrengungen unterliegen, nun denn, meine Freunde! so werdet ihr mich den Giftbecher mit Ruhe trinken sehen.“ David unterbricht bei diesen Worten den Redner mit einer antiken Geste und einem Schrei aus innerster Seele. „Robespierre!“ ruft er ihm zu, „wenn Du den Giftbecher trinkst, so trinke ich ihn mit Dir!“ — „Wir Alle! wir Alle! Wir werden mit Dir sterben!“ rufen Tausende von ergebenen Stimmen. „Mit Dir sterben, heißt mit dem Volke sterben!“

Couthon, der mit Kaltblütigkeit den allgemeinen Taumel beobachtet, will den Augenblick benutzen, um die Jacobiner das Schwert ziehen zu lassen und sie vor allen Dingen durch eine Beschimpfung des Convents von diesem unabänderlich loszureißen. Er verlangt, daß die unwür=

digen Mitglieder des Convents, die er in einer Vertiefung des Saales bemerkt, ausgestoßen würden. Auf diese Worte werden Collot d'Herbois, Legendre und Bourdon, die in die Sitzung gekommen waren, um die Stimmung und die Symptome des öffentlichen Geistes zu belauschen, im Dunkel entdeckt, mit Fingern auf sie gewiesen, angeschrien und aufgefordert, sich aus den Reihen der Patrioten zu entfernen. Einige entfernen sich. Collot stürzt auf die Rednerbühne, beruft sich auf seinen Titel als des Ersten der Republikaner und zeigt die Narben, mit denen Ladmiral seine Brust bedeckt hat. Hohngeschrei übertäubt die Stimme Collot's, der Spott parodirt seine Geberden, Messer werden über seinem Haupte geschwungen. Er entgeht mit Mühe der Wuth der Jacobiner. Payan nähert sich jetzt dem Ohre Robespierre's und schlägt ihm vor, das Volk aufstehen zu lassen und die beiden Ausschüsse aufzuheben, die in diesem Augenblicke in den Tuilerien versammelt waren.

X.

Der Anstoß war gegeben, der Marsch kurz, der Erfolg leicht, der Schlag entscheidend. Der führerlose Convent wäre am andern Morgen zu den Füßen Robespierre's niedergefallen und hätte seinem Rächer gedankt. Aber der Beherrscher der Jacobiner bekam während des Sturmes, den die Ausstoßung Collot's hervorgerufen hatte, seine Gesetzlichkeitsscrupel wieder. Er glaubte, daß das Herz des Volkes ihm ersparen werde, seine Hand zu gebrauchen, und daß der Convent es nie wagen werde, ein Leben anzutasten, das ein solcher Fanatismus umgab. Er weigerte sich. Bei dieser Weigerung, die vielleicht redlich, aber unpolitisch war, faßte Coffinhal Payan am Arm, zog ihn aus dem Saal hinaus und sagte zu ihm: Du siehst wohl, daß seine Tugend nicht der Insurrection beistimmen kann; nun denn! wenn er nicht will, daß man ihn rette, so wollen wir gehen und uns vorbereiten, uns zu vertheidigen und ihn zu rächen!"

Auf diese Worte begeben sich Coffinhal und Payan in den Gemeinerath und bringen die Nacht mit Henriot zu, sich über eine insurrectionelle Erhebung des Volks für den folgenden Tag zu verabreden. Coffinhal, der aus den Ge-

bürgen der Auvergne gebürtig war, hatte den starken Bau, den Wuchs und die Muskelkraft des Alpenvolkes seiner Heimat. Er war ein Koloß, vergleichbar jenem thrazischen Bauer, aus dem die Soldaten einen Kaiser machten, aus Bewunderung für die physische Kraft seines Armes. Seine Seelenstärke entsprach seiner physischen Kraft. Wie alle Menschen dieses Schlages, griff er, wenn das Wort nicht mehr ausreichte, zur That. Payan war der Gedanke, Coffinhal der Arm dieser Nacht und des folgenden Tages.

XI.

Während Robespierre so die Jacobiner abwechselnd in Aufruhr brachte und wieder erschlaffen ließ, hatte sich St.-Just nach der Sitzung des Convents in den Wohlfahrtsausschuß begeben. Er war seit seiner Rückkehr von der Armee, wie wir gesehen haben, nur erst einmal einen Augenblick darin erschienen. Der Ausschuß war versammelt, um über die Ereignisse des Tages zu berathen. Die Collegen St.-Just's empfingen ihn mit düsterm Gesicht und verlegenen Worten. „Was führt Dich von der Armee zurück?" fragte ihn Billaud-Varennes. „Der Bericht, den ihr mir aufgetragen habt, dem Convente zu erstatten," antwortete St.-Just. „Nun dann, lies uns den Bericht vor," erwiderte Billaud. „Er ist noch nicht beendigt," entgegnete der junge Repräsentant. „Ich komme, um mich darüber mit euch zu verständigen." Seine Miene drückte keinen Vorwurf gegen seine Collegen aus. Barrère forderte ihn mit einschmeichelnden Worten auf, sich nicht durch seine Freundschaft zu Robespierre zu dessen Vorurtheilen gegen den Ausschuß hinreißen zu lassen und diese große Spaltung in der Republik zu vermeiden. St.-Just hörte nachdenklich auf Barrère. Er schien in schmerzlichem Zwiespalte zwischen seiner Verehrung für Robespierre und den freundschaftlichen Bitten seiner Collegen, als Collot d'Herbois, die Thüre heftig aufstoßend, mit verstörtem Gesicht, unsicherm Schritt und zerrissenen Kleidern in den Saal stürzte. Er kam von den Jacobinern. Er sah noch die gegen ihn gehobenen Messer vor seinen Augen. Er bemerkt St.-Just. „Was geht denn bei den Jacobinern vor?" fragt ihn dieser. „Du

fragst!" schreit Collot auf St.-Just losstürzend, „Du fragst! Du, der Mitschuldige Robespierre's, Du, der mit Couthon und ihm ein Triumvirat gebildet hast, dessen erste Handlung es ist, uns zu ermorden!..."

Dann erzählt Collot hastig seinen Collegen den Auftritt bei den Jacobinern, die Vorlesung der Rede, die Aufforderungen zum Aufstande, die Ausstoßung der Conventsmitglieder, das Hohngeschrei, die Verwünschung, die Zückung der Dolche; hierauf wendet er sich wieder zu St.-Just, packt ihn am Rocke und sagt zu ihm, während er ihn schüttelt, wie ein Kämpfer, der seinen Gegner zu seinen Füßen niederwerfen will: „Du bist hier, um Deine Collegen zu belauern und zu denunziren. Du hast die Hände voll Noten, die Du hier gegen uns aufnimmst. Du verbirgst unter Deinem Rocke den nichtswürdigen Bericht, dessen Anträge auf unser Aller Tod gehen. Du wirst diesen Saal nicht eher verlassen, bis Du diese Noten uns vorgelegt und Deine Nichtswürdigkeit bewiesen hast!" Während Collot so sprach, suchte er die Papiere, in denen er die Beweise der Heimtücke St.-Just's enthalten glaubte, dessen Händen zu entreißen oder unter seinen Kleidern zu finden. Carnot, Barrère, Robert Lindet, Billaud-Varennes werfen sich zwischen die beiden Gegner, schützen St.-Just und bringen Collot zum Anstand und zur Reue über sein gewaltthätiges Benehmen zurück. Man beschränkte sich darauf, St.-Just zu erklären, daß er den Ausschuß nicht verlassen werde, bis er nicht geschworen habe, daß sein Bericht nichts gegen seine Collegen enthalten werde, und bevor er ihnen selbst nicht diesen Bericht mitgetheilt hätte, ehe er ihn im Convente vorläse.

St.-Just schwor es zu und sagte mit Freimuth, daß er verlangen würde, daß Collot d'Herbois und Billaud-Varennes in den Convent zurückberufen würden, um der Zwietracht ein Ende zu machen, welche die Ausschüsse zerreiße. Er weigerte sich, länger der Sitzung beizuwohnen, wo seine Gegenwart seinen Collegen verdächtig sei. „Ihr habt mein Herz tief gekränkt," sagte er im Weggehen, „ich werde es dem Convente öffnen." Nachdem sich St.-Just entfernt hatte, beschlossen die Mitglieder des Ausschusses auf den Antrag Collot d'Herbois', daß Henriot am folgenden Tage

wegen seiner Worte bei den Jacobinern verhaftet und daß Fleuriot, der Nationalagent von Paris, vor die Schranke des Convents gefordert werden solle. Sie trennten sich bei Anbruch des Tages und eilten jeder zu seinen Freunden, um sie von den Entschlüssen und den Gefahren des Tages zu unterrichten.

XII.

Tallien, Fréron, Barras, Fouché, Dubois-Crancé, Bourdon und ihre Freunde, deren Zahl immermehr wuchs, hatten ebenfalls nicht geschlafen. Da sie am Tage vorher Zeugen der Schwankungen des Convents gewesen und von den tumultuarischen Auftritten bei den Jacobinern unterrichtet worden waren, sahen sie den Kampf auf Leben und Tod für den nächsten Tag mit Gewißheit voraus und verwendeten die wenigen Stunden, die ihnen noch blieben, um ihre Köpfe zu retten, zu Conferenzen, zu Ausschickung von Emissären und zu nächtlichen Gängen. Die Entscheidung des Kampfes sollte nach Außen von der Energie der Männer der That, die den Convent mit einer Hand voll Bajonnette gegen einen Wald von Piken und gegen Kanonen vertheidigen sollten, und nach Innen von den Resultaten der nächsten Sitzung abhängen. Was den Kampf nach Außen betraf, so kam man überein, Barras, dem Degen der Partei, das Commando zu übertragen; was die Sitzung betraf, beschloß man, sie für Robespierre nutzlos werden zu lassen, indem man ihm die Rednerbühne unzugänglich machte. Rede durch Rede zu bekämpfen, schien unsicher, ihn durch Schweigen zu ersticken, war sicherer. Dazu bedurfte man zweier Dinge. Man bedurfte eines Präsidenten, der mit seinen Feinden einverstanden war, man hatte ihn in Collot d'Herbois; und man bedurfte einer Majorität, die im voraus entschlossen war, ihn zu stürzen; man konnte sie erlangen, indem man den Berg theilte, indem man die Rache in dem noch blutenden Herzen der Freunde Danton's wiedererweckte, indem man das Centrum losriß, das bisher der Stimme Robespierre's folgsam gewesen war, aber folgsam mehr aus Furcht, als aus Liebe, indem man endlich alle Opfer und allen Groll wachrief und sie auf einen ein-

zigen Mann häufte. Gewandte und überredungskundige Emissäre waren die ganze Nacht beschäftigt, der Ebene die Hoffnungen zu nehmen, die sie hartnäckig an die Pläne Robespierre's knüpfte, und in der Seele dieser Trümmer der Gironde die Dankbarkeit zu ersticken, die sie ihm dafür schuldeten, daß er das Leben der dreiundsechzig gegen das Drängen der Ausschüsse geschützt hatte. Dreimal zerschlugen sich die Unterhandlungen und dreimal wurden sie wieder angeknüpft. Sieyès, Durand-Maillane und einige andere Conventsmitglieder von Einfluß auf das Centrum, die diesen schwächlichen Theil des Convents leiteten, schwankten zwischen den Ausschüssen, die sie verabscheuten, und einem Manne, der das Leben ihrer dreiundsechzig Collegen gerettet hatte, der sie selbst mit seiner Nachsicht beschützte und dessen Dictatur, Alles wohl bedacht, einen sichreren Schutz gewähren würde, als die Anarchie des Convents. Eine unbestrittene Gewalt mäßigt sich. Ein erbitterter Kampf des Ehrgeizes läßt weder den Theilnehmern noch den Zuschauern bei dem Gefechte irgend eine Sicherheit.

Die Reste der Gironde, die in diesem Centrum saßen, ergaben sich willig in die Knechtschaft, vorausgesetzt, daß sie sicher sei. Sie waren der Krisen müde, noch müder aber der Schaffote. Sie verlangten nichts als die Sicherheit des Lebens. Die Muthigsten, wie Boissy d'Anglas erwarteten die Stunde der Reaction, um zu gleicher Zeit die Anarchisten und die Tyrannen der Ausschüsse zu stürzen. Die Uebrigen neigten sich der Partei zu, die ihnen, nicht den größten Einfluß, sondern das längste Leben versprach. Jede der beiden Parteien versicherte ihnen, daß sie die ihrige sei. Die Ebene fürchtete sich zu täuschen und entschied sich erst am Tage. Bourdon von der Oise überzeugte die Führer der ehemaligen Girondisten, daß ihr Heil in der Wiederherstellung der Freiheit und des Gleichgewichtes des Convents beruhe, daß sich einem Dictator wie Robespierre überliefern, sich nicht einem Herren, sondern einem feigen Sklaven des Volkes überliefern hieße, daß dieses Volk, das von ihm schon die Köpfe so vieler seiner Collegen verlangt habe, unfehlbar alle von ihm verlangen würde; daß dieser Mann, um zu herrschen, keine andre Kraft habe als die der Jacobiner, daß die Kraft der Jacobiner nichts sei als ein uner-

sättlicher Blutdurst, daß Robespierre die Jacobiner sich nur erhalten könne, indem er ihren Blutdurst Tag für Tag stille, daß ihm die höchste Gewalt verleihen, ihm das Messer in die Hand geben heiße, mit dem er sie selbst erwürgen werde. Bourdon beruhigte diese schwankenden Männer über die Absichten der Ausschüsse, er zeigte ihnen, daß, wenn Robespierre erst aus dieser Gruppe von Dezemvirn herausgerissen sei, der Bund sich von selbst lösen, und daß die Ausschüsse, wenn sie entwaffnet, erneuert, erweitert und mit ihren eignen Mitgliedern gefüllt würden, nur noch die Hand und nicht mehr das Schwert des Convents sein würden. Diese Beweggründe entschieden endlich Boissy d'Anglas, Sieyès, Durand-Maillane und ihre Freunde. Sie beschworen ein Bündniß auf eine Stunde mit dem Berge.

XIII.

Robespierre wußte nichts von diesem Abfalle der Ebene. Er zählte fest auf diese bisher seinem Worte so gefügigen Männer. „Ich erwarte nichts mehr vom Berge," sagte er bei Anbruch des Tages zu seinen Freunden, die ihn umgaben, indem sie die Wahrscheinlichkeiten des Sieges aufzählten. „Sie sehen in mir einen Tyrannen, dessen sie sich entledigen wollen, weil ich der Leiter sein will; aber die Masse des Convents ist für mich!"

Der Tag überraschte ihn in diesen Illusionen. Er sah ihn mit Zuversicht anbrechen. Die Jacobiner sagten und bereiteten ihm den glücklichen Erfolg vorher. Coffinhal durcheilte die Vorstädte. Fleuriot sprach zur Gemeine. Payan berief die Mitglieder der Munizipalität zu einer permanenten Sitzung. Henriot durcheilte, von seinen Adjutanten gefolgt und auf seinem Pferde schon vor Trunkenheit hin- und herschwankend, die dem Stadthause zunächst gelegenen Straßen und fuhr Batterien auf den Brücken und dem Carrouselplatze auf. Die Deputirten begaben sich, abgespannt durch lange Schlaflosigkeit und noch abgespannter durch die Ungewißheit der Entscheidung des Tages von allen Seiten auf ihren Posten. Das müßige Volk wogte auf den Straßen und den Plätzen umher, wie in der Erwartung eines großen Ereignisses. Robespierre ließ sich im

Convente erwarten. Das Gerücht lief durch den Saal, daß er, gedemüthigt durch die Sitzung vom vorigen Tage, den Kampf auf der Rednerbühne von sich weise und nicht wieder in den Convent kommen werde, als mit den Waffen in der Hand und an der Spitze des Aufstandes. Sein Erscheinen und das St.-Just's und Couthon's zerstreuten diese Gerüchte.

Robespierre war mit noch mehr Sorgfalt gekleidet, als gewöhnlich, sein Gang war langsam, seine Haltung sicher, seine Stirn zuversichtlich erhoben. Man las die Siegsgewißheit in seinem Blicke. Er setzte sich, ohne an irgend Jemanden eine Geberde, ein Lächeln oder einen Blick zu richten. Couthon, Lebas, St.-Just, Robespierre der Jüngere zeigten in ihrer Haltung dieselbe Entschlossenheit, sie benahmen sich schon wie Angeklagte oder wie Herren, aber nicht mehr wie Collegen oder Gleichstehende. Die Führer der Ebene, die zuletzt kamen, gingen, bevor sie eintraten, in den Gängen mit den Führern des Berges auf und ab. Die Männer dieser beiden Parteien, die bis zu diesem Tage durch einen Abscheu und eine gegenseitige Verachtung getrennt gewesen waren, drückten sich die Hand und machten sich Geberden des Einverständnisses. Als Bourdon von der Oise Durand Mailland in der Galerie vor dem Sitzungssaale begegnete, rief er aus: „O! die Männer von der rechten Seite sind brave Leute!" Tallien vervielfältigte sich, er machte sich im Saale der Freiheit, von wo aus man die Rednerbühne sehen konnte, an alle zweifelhaften Repräsentanten. Er ermuthigte die einen, er erschreckte die andern; er verkündigte combinirte Maßregeln und einen gewissen Sieg. Er flößte Allen seine Gedanken ein, aber als er plötzlich St.-Just bemerkte, der bereit war, das Wort zu nehmen, sagte er: „Treten wir ein, da ist St.-Just auf der Rednerbühne, man muß ein Ende machen." Und er stürzte auf seinen Sitz.

XIV.

St.-Just begann in der That inmitten des letzten Geräusches einer Versammlung, die still wird, zu sprechen; seine Rede, die der Tod seiner Hand entriß, war mit Strichen bedeckt. Man sah an den zahlreichen Correcturen und Ausstreichun-

gen des Manuscripts, daß diese Rede das Product eines beunruhigten Geistes war und daß die Hand dabei oft wieder zurückgegangen war und die Reflexion den freien Erguß wieder geschwächt hatte. Die Rede St.-Just's hatte die Form eines Räthsels, dessen Auflösungswort der Tod der Feinde Robespierre's war. Aber der Redner wollte dieses Wort vom Convente aussprechen lassen. St.-Just bezeichnete darin die Eifersucht einiger Mitglieder der Ausschüsse auf ein anderes Mitglied als die Ursache der augenfälligen Störung, die sich in den Organen der Regierung zeige. Er sprach von Abgründen, in die gewisse Leute die Republik stürzten, von den Gefahren, die er sich selbst durch seinen Freimuth erwecken würde, von dem Muthe, der ihn diesen Gefahren Trotz bieten lasse, von dem geringen Kummer, mit dem er ein Leben aufgäbe, in dem man der Mitschuldige oder der stumme Zeuge des Unrechts sein müsse. St.-Just vertheidigte sich gegen den Verdacht, den Menschen in Robespierre zu schmeicheln; er schwor, daß er für seinen Meister nur darum Partei nehme, weil es die Partei der Tugend sei.

„Collot und Billaud," sagte er darin, „nehmen seit einiger Zeit wenig Antheil an unsern Berathungen; sie scheinen sich partikulären Plänen hinzugeben. Billaud schweigt oder spricht nur unter dem Einflusse seiner Leidenschaft gegen die Männer, deren Verderben er will. Er schließt die Augen und thut, als ob er schliefe. Diese schweigende Haltung hat seit einigen Tagen der Aufregung Platz gemacht. Sein letztes Wort erstirbt immer auf seinen Lippen. Er stockt, er verwirrt sich, er kommt wieder auf das zurück, was er schon gesagt hat. Er nennt den, welchen er ins Gesicht seinen Freund nennt, hinter dem Rücken einen Pisistratus. Er ist schweigsam, bleich, stieren Auges und immer bemüht, seine verstörten Züge zu sammeln. Wahrheit ist weder in diesem Charakter noch in dieser Politik . . . Der Stolz," fügte er hinzu, „erzeugt allein die Factionen! Und durch die Factionen gehen die Regierungen zu Grunde! Wenn sich die Tugend nicht von Zeit zu Zeit mit dem Donner in der Hand zeigte, so würde die Vernunft der Gewalt unterliegen. Aber man erkennt die Tugend erst nach ihrem Untergange an! Erst nach einem Jahrhunderte vergießt die Nach-

welt Thränen an dem Grabe der Gracchen und auf dem Wege Sidney's! . . Der Ruf ist ein leerer Schall," rief er an einer andern Stelle aus, „legen wir unser Ohr an die vergangenen Jahrhunderte und wir werden nichts mehr hören! Die, welche in spätern Zeiten unter unsern Graburnen wandeln, werden ebensowenig davon hören. Das Gute allein ists, was zu thun ist! . . ."

„Wenn ihr euch nicht wieder der Herrschaft über die Parteien bemächtigt, wenn ihr die höchste Gewalt nicht wieder an euch zieht, so muß man eine Welt verlassen, wo die Unschuld keinen Schutz mehr in den Städten hat; man muß in die Einöden fliehen, um dort Unabhängigkeit und Freunde unter den wilden Thieren zu finden! Man muß eine Erde verlassen, wo man weder die Energie des Verbrechens noch die der Tugend mehr hat!

„Als ich das letztemal von der Armee zurückkam, erkannte ich die Gesichter nicht mehr! Die Berathungen des Ausschusses lagen ganz und gar in den Händen von zwei oder drei Männern. Während sie so allein waren, haben sie die Idee gefaßt, die ganze Herrschaft an sich zu ziehen. Ich konnte das Unrecht nicht billigen und habe mich vor den Ausschüssen ausgesprochen: Bürger, sagte ich zu ihnen, ich habe düstere Ahnungen; Alles verkappt sich vor meinen Augen. Aber ich werde Alles scharf beobachten und Alles, was nicht der reinen Liebe zum Volke und zur Republik gleicht, wird mein Haß treffen. Ich kündigte an, daß, wenn ich mich mit dem Berichte befaßte, den man mir anvertrauen wollte, ich bis auf Quelle zurückgehen würde. Collot und Billaud gaben zu verstehen, daß in diesem Berichte das höchste Wesen und die Unsterblichkeit nicht erwähnt werden müßten. Man kam auf diese Ideen zurück, man fand sie unpassend, man schämte sich der Gottheit." Nach verschiedenen verhüllten, aber tödtlichen Andeutungen gegen die Feinde Robespierre's schloß St.-Just folgendermaßen: „Der Mann, der durch die bittersten Kränkungen aus den Ausschüssen verdrängt worden ist, rechtfertigt sich vor euch. Er erklärt sich nicht offen, das ist wahr, aber seine Verdrängung und die Verbitterung seiner Seele können wol etwas entschuldigen. Man stellt ihn als einen Tyrannen der öffentlichen Meinung hin, man macht ihm ein Ver-

brechen aus seiner Beredtsamkeit. Und welches ausschließliche Recht habt ihr denn über die öffentliche Meinung, ihr, die ihr eine Tyrannei in der Kunst, die Menschen zu ergreifen und zu überzeugen, findet? Wer hindert euch, um den Preis der Achtung des Vaterlandes mitzuringen, ihr, die er es für unrecht findet, sie sich zu erwerben? Gibt es einen unschuldigeren und uneigennützigeren Triumph? Cato würde den schlechten Bürger, der gesprochen hätte wie ihr, aus Rom verjagt haben! So möchte also die eifersüchtige Mittelmäßigkeit gern das Genie auf das Schaffot führen! Aber habt ihr je Redner unter dem Scepter der Könige gesehen? Nein, um die Throne herrscht das Schweigen; die Beredtsamkeit ist die Seele freier Völker. Opfert die, welche die Beredtesten sind, hin, und ihr werdet bald dahin kommen die Neidischsten zu krönen!

„Robespierre hat sich gestern nicht genug ausgesprochen. Es hat ein Plan existirt, sich der Gewalt zu bemächtigen, indem man einige Mitglieder der Ausschüsse opferte. Billaud-Varennes und Collot d'Hérbois sind die Schuldigen! Ich stelle keinen Antrag gegen die, welche ich genannt habe, ich klage sie nur an! Ich wünsche, daß sie sich rechtfertigen und daß wir besser unterrichtet werden!"

Man sah, daß diese Rede auf den Tod hinwies, ihn aber nicht gebot. St.-Just, der darin seinem Meister nachahmte, wollte nur das Schwert weisen und die Opfer bezeichnen. Er überließ es dem Schrecken und der knechtischen Unterwürfigkeit des Convents mit dem Beile die zu treffen, die er mit einem Verdachte getroffen hatte.

XV.

Aber St.-Just sollte dazu nicht einmal kommen. Kaum hatte er die Rednerbühne bestiegen und einige vage Worte gesprochen, als Tallien, der seine Ungeduld nicht mehr zügeln kann, sich erhebt, den Redner unterbricht und das Wort verlangt, um den Gang der Berathung zu regeln.

Collot d'Hérbois, der den Einfluß St.-Just's auf die Versammlung fürchtet, beeilt sich Tallien das Wort zu geben. „Bürger, sagt Tallien, St.-Just hat euch soeben gesagt, daß er keiner Faction angehöre; ich sage dasselbe

Und eben deshalb will ich euch die Wahrheit hören lassen. Ueberall streut man Zwietracht aus. Gestern hat sich ein Mitglied der Regierung von ihr getrennt und eine Rede in seinem eignen Namen gehalten. Heute thut ein anderes das Nämliche. Man vermehrt noch das Unglück des Vaterlandes, man zerreißt es, man stürzt es in den Abgrund. Ich verlange, daß der Schleier ganz zerrissen werde!" Ein unermeßlicher, dreimal wiederholter Beifallssturm verkündet Tallien, daß sein Zorn auch im Schooße des Conventes in Masse grolle und ausbreche. Billaud-Varennes erhebt sich, noch bleicher und mit noch tragischerer Haltung als gewöhnlich: „Gestern," sagt er mit dumpfer und entrüsteter Stimme, „war die Gesellschaft der Jacobiner voll angestifteter Leute. Man hat dort offen die Absicht ausgesprochen, den Convent zu ermorden! . . . . „Eine Bewegung des Abscheus unterbricht die Angabe Billaud's. Er zeigt mit dem Finger auf den Berg und ruft: „Ich sehe auf dem Berge einen dieser Menschen, die die Volksrepräsentanten bedrohten!" — „Nehmt ihn fest, nehmt ihn fest," rufen alle Bänke. Die Huissiers stürzen herbei, nehmen den Mann fest und schleppen ihn aus dem Saal.

„Der Augenblick, die Wahrheit zu sagen, ist gekommen," fährt dann Billaud fort. „Nach dem, was vorgegangen ist, bin ich erstaunt, St.-Just auf der Rednerbühne zu sehen. Er hatte den Ausschüssen versprochen, ihnen seinen Bericht zu zeigen. Die Versammlung darf es sich nicht verhehlen, daß sie zwischen zwei Feuern steht. Sie muß zu Grunde gehen, wenn sie schwach ist!" — „Nein, nein!" rufen alle Mitglieder des Convents zugleich, indem sie sich erheben und ihre Hüte über den Köpfen schwingen. Die Galerien, die von dieser Bewegung mitfortgerissen werden, antworten mit dem Rufe: „Es lebe der Convent! Es lebe der Wohlfahrtsausschuß!" „Und auch ich," fährt Billaud fort, „verlange, daß alle Mitglieder der Ausschüsse sich in dieser Versammlung erklären! Man ist stark, wenn man die Gerechtigkeit, die Redlichkeit und die Rechte des Volks für sich hat! Ihr würdet vor Abscheu beben, wenn ihr die Lage kenntet, in der ihr euch befindet, wenn ihr wüßtet, daß die bewaffnete Macht Mörderhänden anvertraut ist, daß Henriot dem Ausschusse als der Mitschul-

dige der Verschwörer angezeigt worden ist. Ihr würdet vor Zorn knirschen, wenn ihr wüßtet, daß ein Mann hier ist (er wirft einen Seitenblick auf Robespierre), der, als es sich darum handelte, Volksrepräsentanten in die Departements zu senden, auf der Liste, die ihm vorgelegt wurde, nicht zwanzig Conventsmitglieder fand, die ihm dieser Sendung würdig erschienen!"

Eine Empörung des verletzten Stolzes zeigt sich auf allen Bänken, wo die zurückberufenen Repräsentanten sitzen.

„Wenn Robespierre euch gesagt hat, daß er sich aus dem Wohlfahrtsausschusse zurückgezogen habe, weil er in ihm unterdrückt worden sei," fährt Billaud fort, „so sucht er euch die Wahrheit zu verhehlen. Er hat euch nicht gesagt, daß es geschehen, weil er nach sechs Monaten der alleinigen Herrschaft im Ausschusse Widerstand in dem Augenblicke fand, wo er das Decret vom 22. Prairial annehmen lassen wollte, dieses Decret, das in den unreinen Händen, die er gewählt hatte, den Patrioten verderblich werden konnte . . ."

Der lang verhaltene Zorn und Schrecken macht sich in lautem Geschreie Luft und unterbricht Billaud. „Ja, wißt," fährt er fort, „daß der Präsident des Revolutionstribunals gestern bei den Jacobinern offen vorgeschlagen hat, die Mitglieder, die man opfern müsse, aus dem Convente zu jagen. Aber das Volk ist da!" — „Ja, ja," antworteten die von Tallien angestifteten Galerien. „Die Patrioten werden zu sterben wissen, um die Repräsentation zu retten!" Neuer Beifallssturm unterbricht das Wort auf der Lippe des Redners. „Ich wiederhole es," nimmt Billaud-Varennes wieder das Wort „wir werden zu sterben wissen! Es gibt nicht einen einzigen Repräsentanten, der unter einem Tyrannen würde leben wollen!"

„Nein, nein, Tod den Tyrannen!" antwortet ein einstimmiges Geschrei. Billaud fährt fort:

„Die Menschen, die unaufhörlich von Gerechtigkeit und Tugend sprechen, sind gerade die, welche sie mit Füßen treten. Ich habe die Verhaftung eines Sekretärs des Wohlfahrtsausschusses verlangt, der die Nation bestohlen hatte, und Robespierre allein hat ihn beschützt!"

Das Volk auf den Galerien trommelt aus Entrüstung

gegen den angeblichen Beschützer des Diebstahls mit den Füßen.

„Und er will uns anklagen!“ ruft Billaud mit langgezogener klagender Stimme. „Wie! Männer, die ganz allein stehen, die Niemanden kennen, die Tag und Nacht im Ausschusse zubringen, die die Siege organisiren (alle Augen richten sich auf den unbescholtenen und arbeitsamen Carnot), diese Männer sollten Verschwörer sein? Und die, welche Hébert nur aufgegeben haben, nachdem sie ihn nicht mehr halten konnten, sollten tugendhafte Männer sein?“

Die Ebene zeigt nun ihrerseits ihre Entrüstung.

„Als ich das erstemal Danton im Ausschusse anklagte,“ fügt der Redner hinzu, „erhob sich Robespierre wie ein Wüthender,“ und sagte zu mir, „ob ich denn die besten Patrioten ins Verderben stürzen wollte.“

Der Berg und die ehemaligen Freunde Danton's scheinen erstaunt über diese Eröffnung, welche Robespierre durch den Mund seines Anklägers der Schuld entledigt. „Aber ihr steht am Rande des Abgrundes. Wir müssen ihn mit unsern Leichen füllen oder die Verräther hineinstürzen!“

Das Beifallsklatschen beginnt wieder mit noch größerer Einmüthigkeit und geleitet Billaud-Varennes auf seinen Sitz.

XVI.

Jetzt stürzt Robespierre bleich und krampfhaft zitternd auf die Rednerbühne, auf der seine Unverletzlichkeit zusammengebrochen war. „Nieder mit dem Tyrannen! Nieder mit dem Tyrannen!“ brüllt der Berg. Dieses Geschrei, das sich stets verdoppelt, sobald Robespierre die Lippen bewegt, übertäubt gänzlich seine Stimme. Tallien springt auf die Rednerbühne, schiebt Robespierre mit dem Ellenbogen zur Seite und ergreift unter tiefem Stillschweigen, einem Zeichen der allgemeinen Gunst, das Wort.

„Ich habe vor wenig Augenblicken verlangt, daß man den Schleier zerreiße,“ sagte Tallien, „er ist endlich zerrissen; die Verschwörer sind entlarvt, sie werden vernichtet werden, die Freiheit wird siegen!...“ „Ja, ja, sie siegt schon, vollende ihren Sieg!“ antwortet ihm der Berg. „Alles weissagt,“ fährt Tallien fort, „daß der Feind der

Nationalrepräsentation unter ihren Streichen fallen wird. Bisher habe ich mir Schweigen auferlegt, weil ich von einem Manne, der mit dem Tyrannen verkehrte, erfahren hatte, daß er eine Proscriptionsliste entworfen. Aber ich habe gestern der Sitzung der Jacobiner beigewohnt, ich habe gesehen, ich habe gehört und ich habe für das Vaterland gezittert! Ich habe das Heer des neuen Cromwells sich bilden sehen und habe mich mit meinem Dolche bewaffnet, um ihm die Brust zu durchbohren, wenn der Nationalconvent nicht den Muth hätte, die Anklage gegen ihn zu decretiren! . . ."

Mit diesen Worten zog Tallien unter seinem Rocke einen bloßen Dolch hervor, das Unterpfand der Freiheit oder der Rache, das ihm die Frau gegeben hatte, die er liebte. Er zückte diesen Dolch auf die Brust Robespierre's, der zurückwich, ohne jedoch deshalb die Rednerbühne seinem Feinde zu überlassen. Bei dieser Geberde, bei dieser verzweifelten Bewegung Tallien's theilte sich seine Unerschrockenheit auch den Unentschlossensten mit. Alle fühlten, daß das so gezückte Schwert nicht wieder in die Scheide zurückkehren könne, als mit dem Blute Robespierre's oder mit ihrem eigenen gefärbt.

„Aber, wir Republikaner," fährt Tallien mit mehr Ruhe fort, „klagen den Tyrannen mit der Loyalität des Muthes vor dem französischen Volke an! Nein, was auch die Parteigänger des Mannes, den ich anklage, hoffen mögen, es wird keinen 31. Mai geben, es wird keine Proscriptionen geben. Die Nationaljustiz allein wird die Bösewichter treffen! . . ."

Der ganze Saal schließt sich durch Beifallklatschen diesem Gelübde der Rache und Milde an.

„Ich verlange die Verhaftung Henriot's, damit die bewaffnete Macht nicht durch ihre Führer irregeleitet werde. Dann werden wir die Prüfung des Decrets vom 22. Prairial verlangen, das auf den alleinigen Antrag des Mannes gegeben worden ist, der uns beschäftigt." Tallien's Lippen schien es anzuwidern, den Namen Robespierre's zu nennen.

Das Centrum klatscht dieser Aussicht auf die Wiederherstellung der Sicherheit des Convents Beifall zu. „Wir sind keine Gemäßigten," fährt Tallien fort, indem er sich

an den Berg wendet (der Berg applaudirt dieser Versicherung), aber wir wollen, daß die Unschuld nicht unterdrückt werde..." (Die Ebene erhebt sich und klatscht zu diesem Versprechen der Menschlichkeit in die Hände.) Alle Parteien vereinigen sich auf die Stimme Tallien's in einem gemeinsamen Hasse und einer gemeinsamen Hoffnung. „Gestern," fährt er fort, um seinem Feinde den Todesstoß zu geben, „gestern hat man gewagt einen Repräsentanten des Volks schmachvoll zu behandeln, der immer auf der Bresche der Revolution zu finden war. Mögen alle Patrioten erwachen! Ich rufe alle alten Freunde der Freiheit, alle alten Jacobiner, alle republikanische Journalisten auf, daß sie sich mit uns vereinigen, um die Freiheit zu retten!... Man hatte die Augen auf mich geworfen. Ich würde meinen Kopf muthig aufs Schaffot getragen haben, weil ich mir gesagt haben würde: Es wird ein Tag kommen, wo meine Asche mit all den Ehren gesammelt werden wird, die man einem durch einen Tyrannen gemordeten Patrioten schuldet! Dieser Mensch, der neben mir auf der Rednerbühne steht, ist ein neuer Catilina! Die, welche ihn umgaben, waren neue Verres. Man wird nicht sagen können, daß ich mit den Mitgliedern der Ausschüsse im Einverständnisse stehe, denn ich kenne sie nicht. Seit meiner Sendung bin ich mit Verdruß überhäuft worden. Robespierre wollte uns isoliren und uns einen nach dem andern angreifen, um zuletzt allein zu bleiben mit seinen ausschweifenden und in Laster versunkenen Menschen! Ich verlange, daß wir unsere Sitzung für permanent erklären, bis das Schwert des Gesetzes die Republik sichergestellt und seine Kreaturen getroffen hat!"

XVII.

Die Anträge Talliens werden durch Acclamation angenommen. Billaud-Varennes fügt auf der Liste der dekretirten Verhaftungen Dumas, den Vicepräsidenten des Revolutionstribunals hinzu, Delmas den ganzen Generalstab Henriot's. Robespierre will endlich sprechen. Neues Geschrei: Nieder mit dem Tyrannen! hindert ihn abermals am Sprechen. Zahlreiche Stimmen rufen Barrère auf die Rednerbühne. Er besteigt sie im Namen

des Wohlfahrtsausschusses. Die Nacht und die Anzeichen des Sieges haben seine Ueberzeugungen geändert. Er vernichtet kalt Robespierre, den er gestern noch unterstützte.

„Man will," sagte er, „Bewegungen im Volke hervorrufen, man will sich unter einer herbeigeführten Krise der Nationalgewalt bemächtigen. Die Ausschüsse sind der Schild, das Asyl der Regierung. Inzwischen, bis wir die von Robespierre behaupteten Thatsachen widerlegen, schlagen wir euch Maßregeln vor, welche von der öffentlichen Ruhe erheischt werden. Diese Maßregeln sind die Absetzung des Commandanten der bewaffneten Macht und seines Generalstabes." Barrère schlug vor, diese Maßregeln dem Volke durch eine Proklamation bekannt zu machen. „Bürger," lautete diese Proklamation, „die Freiheit ist verloren, wenn wir einige wenige Männer und das Vaterland noch neben einander in die Wagschale legen. Die Revolutionsregierung ist in unserer eignen Mitte angegriffen worden. Wenn ihr euch nicht um die Nationalrepräsentation schart, so wird das französische Volk der ganzen Rache der Tyrannen preisgegeben sein."

Die Meinung eines Mannes wie Barrère, der nur die Schwachen verließ, entscheidet auch die Unentschiedensten. Alle die, welche auch keinen Abscheu gegen die Herrschaft Robespierre's empfinden, stellen sich wenigstens so an. Die Proklamation an das Volk wird angenommen. Robespierre lächelt mitleidig. Er bleibt unerschütterlich auf der Rednerbühne, wie wenn er noch nicht an seinem Glücke verzweifelte, so lange ihn dieser Sturm nicht von ihr herabgestürzt habe. Er stand ruhig an die Balustrade gelehnt, die Arme über die Brust gekreuzt, mit zusammengepreßten Lippen und zuckenden Gesichtsmuskeln, die Augen bald auf den Berg gerichtet, bald auf die Ebene herabgesenkt. Man sah seine Miene von der Ungeduld zur Resignation und vom Zorn zur Verachtung übergehen. Ein getroffenes, aber noch nicht gefallenes Opfer konnte er sich jeden Augenblick wieder emporrichten und seine Macht über seine Feinde wieder ergreifen. Er blickte oft nach dem Eingange des Saales hin und schien nach Außen auf die Stimme und auf die Tritte des Volkes zu horchen, das noch immer zögerte, ihm zu Hülfe zu kommen.

Der alte Vadier, der Präsident des Sicherheitsausschusses, lange Zeit der Freund und jetzt der erbittertste Feind Robespierre's, der ihm, als er die Rednerbühne bestieg, einen Stoß mit dem Ellnbogen gab, folgte auf Barrère. „Bis zum 22. Prairial,“ sagte Vadier, „hatten sich meine Augen noch nicht geöffnet über diese trugvolle Persönlichkeit, die alle Masken anzunehmen verstanden hat und die, wenn sie ihre Kreaturen nicht retten konnte, sie selbst zur Guillotine schickte. Jedermann weiß, daß er offen Bazire, Chabot, Camille Desmoulins, Danton vertheidigt hat! Der Tyrann, das ist der Name, den ich ihm gebe, wollte die beiden Ausschüsse spalten. Wenn er sich besonders gegen mich richtete, so geschah es, weil ich einen Bericht gegen den Aberglauben erstattet hatte, der ihm misfiel. Wißt ihr warum? Es hat sich unter der Matratze der Mutter Gottes, Katharina Théos, ein an Robespierre gerichteter Brief gefunden. Man verkündete ihm darin, daß seine Mission in den Prophezeiungen geschrieben stehe und daß er die Religion ohne Priester wieder herstellen und der Pontifex eines neuen Kultus sein werde! . . .“

Bei diesen Worten lief ein langes erzwungenes Gelächter durch die Reihen der Versammlung. Die Lächerlichkeit setzt den Tyrannen mehr herab, als daß man ihn schmäht. Vadier genoß in boshafter Genugthuung die Stimmung, die er hervorrief. Robespierre zuckte die Achseln. Vadier fuhr fort: „Wenn man diesen Menschen hört, so ist er der einzige Vertheidiger der Freiheit. Er verzweifelt daran, er will Alles aufgeben, er ist wirklich von einer seltenen Bescheidenheit! . . Sein ewiges Lied ist: „Ich bin unterdrückt, man versagt mir das Wort, und er allein ists, der spricht; denn jedes seiner Worte ist ein Ausspruch seines vollendeten Willens. Er sagt: dieser Mann conspirirt gegen mich, folglich conspirirt er gegen die Republik. Er heftete seine Spione an die Schritte eines jeden Deputirten. Der meinige folgte mir bis an die Tische, an die ich mich setzte . . .“

Vadier peinigte mit diesen Portraits und diesen Details die Ungeduld der Verschworenen. Er ließ zu lange den Streich über dem Haupte Robespierre's schweben. Die Ueberlegung konnte ihn schwächen. Tallien wollte ihn

beeilen. „Ich verlange,“ sagte er, „die Debatte auf die eigentliche Frage zurückzuführen.“

„Ich werde sie selbst darauf zurückzuführen wissen,“ rief endlich Robespierre, indem er einige Schritte vortrat. Das Geschrei, das Trommeln, der Lärm des Berges übertäubten aufs neue die Stimme des Dictators. Tallien stürzt herbei und schiebt ihn zur Seite. „Lassen wir diese Partikularitäten, wie bedeutungsvoll sie auch sein mögen. Es gibt nicht Einen unter uns, der nicht gegen ihn einen Act der Inquisition oder der Tyrannei aufdecken könnte. Aber ich rufe auf die Rede, die er gestern bei den Jacobinern gehalten, euern ganzen Abscheu herbei. In ihr hat sich der Tyrann enthüllt, durch sie will ich ihn zu Boden werfen. Dieser Mann, der sich so oft mit der Tugend und dem Patriotismus gebrüstet hat, dieser Mann, den man zur Zeit des 10. August erst drei Tage nach der Revolution wieder zum Vorschein kommen sah, dieser Mann, der in den Ausschüssen der Vertheidiger der Unterdrückten sein sollte, hat die Ausschüsse seit sechs Wochen verlassen, um sie zu verleumden, während sie das Vaterland retteten.“

„So ist's, so ist's!“ ruft man von allen Seiten.

„Ach!“ schließt Tallien, „wenn ich alle Acte der Unterdrückung aufzählen wollte, die stattgefunden haben, so würde ich beweisen, daß sie in der Zeit verübt worden sind, wo Robespierre die allgemeine Polizei verwaltete!“

Robespierre stürzt entrüstet an die Seite Tallien's. — „Das ist nicht wahr,“ ruft er aus, indem er die Hand ausstreckt, „ich . . . .“ Der Tumult schneidet aufs neue diese Phrase ab und nimmt Robespierre selbst seinen Muth. Mehr über die Ungerechtigkeit entrüstet, als durch die Masse seiner Feinde außer Fassung gebracht, steigt er eilig die Stufen der Rednerbühne herab, geht zum Berg hinauf, stürzt sich mitten unter seine ehemaligen Freunde, redet sie an, wirft ihnen ihren Abfall vor und bittet sie, ihm das Wort zuzugestehen. Alle, an die er sich richtet, wenden ihr Gesicht ab. „Entferne Dich von diesen Bänken, von denen Dich der Schatten Danton's und Camille Desmoulins' zurückstößt,“ rufen die Mitglieder des Berges. „Also Danton wollt ihr rächen?“ erwidert Robespierre, wie vom Donner gerührt und von der mahnenden Stimme seines

Gewissens getroffen. Der Berg schließt zur einzigen Antwort seine Reihen. Er steigt zum Centrum herab und richtet sich mit bittender Geberde an die Trümmer der Gironde. „Nun denn, bei euch, reine Männer, suche ich eine Zuflucht, und nicht bei diesen Banditen,“ sagte er, indem er auf Fouché, Bourdon und Legendre zeigt. Mit diesen Worten setzt er sich auf einen leeren Platz auf einer Bank des Centrums. „Elender!“ rufen ihm die Girondisten zu, „das ist der Platz Vergniaud's!“ Bei dem Namen Vergniaud springt Robespierre voll Entsetzen auf und entfernt sich.

Von allen Parteien geächtet, flüchtet er sich aufs neue auf die Rednerbühne. Er wendet sich voll Zorn an den Präsidenten und zeigt ihm die geballte Faust. „Mörderpräsident,“ ruft er ihm mit der letzten Anstrengung einer brechenden Stimme zu, „willst Du mir das Wort geben?“ „Du wirst es bekommen, wenn die Reihe an Dir ist,“ antwortete ihm Thuriot, an den Collot d'Herbois das Amt des Präsidenten abgetreten hat. „Nein! nein! nein!“ rufen einstimmig die Verschwornen, die entschlossen sind, den Streich gegen ihn zu führen, ohne ihn anzuhören. Robespierre besteht hartnäckig darauf, zu sprechen. Der Lärm übertäubt ihn. Man hört nur das scharfe Kreischen seiner Stimme die Luft durchdringen. Man sieht nur bald bittende bald drohende Geberden, ohne die sie begleitenden Worte zu verstehen. Die Stimme Robespierre's wird heiser und versagt plötzlich. „Das Blut Danton's erstickt Dich!“ ruft ihm Garnier von der Aube, der Freund und Landsmann Danton's zu. Dieses Wort gibt Robespierre den Rest. Die unbekannte Stimme eines unbedeutenden Deputirten, Namens Louchet, läßt endlich den Ruf erschallen, der auf allen Lippen schwebt und den keiner zu thun wagt. „Ich verlange,“ ruft Louchet, „das Verhaftsdekret gegen Robespierre!“

XVIII.

Die Größe des Entschlusses, die äußere Gefahr und die langgewohnte Verehrung für diesen Mann lähmt einen Augenblick den Convent. Es erscheint ihm selbst, als wolle

er in der Person Robespierre's die Majestät und die Gottheit des Volkes antasten. Die Stille geht dem Sturme vorher. Die Versammlung zaudert. Die Verschworenen fühlen die Gefahr. Einige Hände auf den Bänken des Berges geben das Zeichen zum Beifallklatschen für den Antrag Louchet's. Dieses Händeklatschen pflanzt sich fort, wächst und bricht endlich in einen langen und einmüthigen Beifallsturm aus.

In diesem Augenblicke erhebt sich ein junger Mann trotz der Bemühungen seiner Collegen, die ihn am Rocke niederhalten. Es ist Robespierre der Jüngere, der unschuldig, geachtet und rein von dem Blute und der Tyrannei war, die man seinem Bruder vorwarf. „Ich bin eben so schuldig, als mein Bruder," sagt dieser junge Mann mit einer entschiedenen Haltung, welche die Bitte verschmäht und die Nachsicht ausschlägt, „ich habe seine Tugenden getheilt, ich will auch sein Schicksal theilen." Einige Ausrufe der Bewunderung und des Mitleids antworten dieser brüderlichen Aufopferung. Die unempfindliche oder ungeduldige Masse des Convents nimmt das Opfer an, ohne es nur ihrer Beachtung zu würdigen.

Robespierre bemüht sich aufs neue zu sprechen, nicht mehr für sich, sondern für seinen Bruder. „Ich nehme meine Verurtheilung an, ich habe euern Haß verdient, aber sei es Verbrechen oder Tugend, er hat keinen Theil an dem, was ihr in mir treffen wollt!" Ein hartnäckiges Trommeln und verworrene Schmähungen antworten ihm. Er wendet sich vergebens bald zum Präsidenten, bald zum Berge, bald zur Ebene, um das Recht zu erhalten, seinen Bruder zu vertheidigen. Man fürchtet seine Stimme, man mistraut der eignen Empfänglichkeit, man fürchtet die Natur.

„Präsident," ruft Duval aus, „soll man sagen, ein Mann sei der Gebieter des Convents?" — „Er ist es schon zu lange gewesen!" antwortet eine Stimme. „Ach," wie schwer ist doch ein Tyrann zu fällen!" ruft endlich Fréron aus, mit der Geberde eines Mannes, der einen Axthieb gegen einen Baum führt. Dieses Wort und diese Geberde scheinen Robespierre auf der Rednerbühne zu Boden zu stürzen und den Convent zu erheben. „Zur Abstimmung! zur Abstimmung! die Verhaftung!" Dieser allge-

meine Wunsch thut der erheuchelten Langmuth des Präsidenten Gewalt an. Die Verhaftung wird mit Einstimmigkeit votirt. Alle Mitglieder erheben sich und rufen: „Es lebe die Republik!" „Die Republik?" ruft Robespierre mit Ironie, „sie ist verloren, denn die Banditen triumphiren!" und steigt mit gekreuzten Armen an den Fuß der Rednerbühne herab.

Lebas, der neben dem jungen Robespierre saß, erhebt sich ebenfalls und trennt sich hochherzig von den Aechtern seines Freundes. „Ich mag," sagte er, „die Schmach dieses Dekrets nicht theilen, ich verlange die Verhaftung auch für mich!" Man gewährt Lebas den Tod, den er fordert, und nimmt ihn mit in das Dekret auf, das die Verhaftung der beiden Robespierre, Couthon's und Saint-Just's befiehlt. Barrère, das unempfindliche und mechanische Werkzeug des Convents faßt in der Eile die Dekrete gegen die ab, welche noch gestern seine Collegen waren.

Während Barrère schreibt, sagt Fréron, um den Zorn des Convents nicht einschlafen zu lassen: „Bürger, das ist der Augenblick, wo das Vaterland und die Freiheit aus ihren Trümmern wieder erstehen müssen. Man wollte ein Triumvirat bilden, welches an die Proscriptionen Sylla's erinnert haben würde. Diese Triumvirn, Robespierre, Couthon und Saint-Just, wollten aus unsern Leichnamen eben so viele Stufen machen, um zum Throne emporzusteigen!.." „Ich nach dem Throne streben!" antwortet mit melancholischer Ironie Couthon, indem er den Mantel, der seine Knie bedeckt, auseinander schlägt und auf seine kraftlosen Beine zeigt.

Collot besteigt wieder den Präsidentenstuhl. „Bürger," sagt er, „ihr habt das Vaterland gerettet! Das Vaterland, dessen Herz zerrissen war, hat nicht umsonst zu euch gesprochen. Man sagte, man müsse gegen uns einen 31. Mai wiederholen!..."

— „Das lügst Du," ruft ihm Robespierre vom Fuße der Rednerbühne aus zu. Auf dieses Wort, das der Convent für eine Beleidigung seiner selbst anzunehmen sich anstellt, verdoppelt sich das Geschrei des Berges. Man besteht darauf, daß die Angeklagten vor die Schranke gebracht würden. Die Huissiers zauderten aus gewohnheitsmäßiger Ehr-

erbietung Robespierre mit Gewalt dahin zu treiben. Er leistet ihren Aufforderungen keine Folge. Die Gendarmen fassen ihn am Arm und schleppen ihn mit seinen Mitangeklagten vor die Schranke. Robespierre geht dahin wie ein durch die Hitze des Kampfes noch angefeuerter Kämpfer, Saint-Just wie ein Schüler, der stolz darauf ist, das Loos seines Meisters zu theilen, Couthon wie ein schon getroffenes Opfer, die beiden Andern wie Unschuldige, die freiwillig die Strafe des Verbrechens auf sich nehmen, um ihre Ueberzeugungen und ihre Freunde nicht zu verleugnen. Dort zwang man sie, stumm und ihres Ranges als Repräsentanten entkleidet, unter den Blicken der Galerien die langen Declamationen Collot d'Herbois' und die Beglückwünschungen anzuhören, die ihr Fall ihren Schmeichlern von gestern entriß. Um drei Uhr, nachdem die Sitzung aufgehoben, führten die Gendarmen die Angeklagten über den Carrouselplatz nach dem Hôtel Brionne, wo der Sicherheitsausschuß seine Sitzungen hielt. Die Masse der Zuschauer und der Deputirten stürzte hinter ihnen her, um dieses große Spiel des Schicksals zu betrachten. Die beiden Robespierre, die sich zum Zeichen einer selbst im Tode unzertrennlichen Freundschaft unter die Arme gefaßt hatten, gingen voraus. Saint-Just und Lebas folgten ihnen, ruhig und trübe. Zwei Gendarmen trugen Couthon in einem Lehnstuhle. Spottreden, Gelächter und Verwünschungen geleiteten sie.

XIX.

In demselben Augenblicke verließ ein Zug von Karren mit fünfundfünfzig Verurtheilten den Hof des Justizpalastes und bewegte sich durch die Vorstadt St. Antoine nach dem Schaffot. Einige Freunde der Verurtheilten und einige edelmüthige Bürger, die erfahren hatten, daß der Convent in offenem Zwiespalte sei, und glaubten, daß die Milde von selbst aus der Zerstörung der Tyrannei hervorgehen werde, waren den Karren nachgestürzt und ließen sie unter dem vom Volke wiederholten Rufe: Gnade! wieder umkehren. Henriot, für den die Fortdauer des Schreckens ein Zeichen der Macht war, stieg mit einer Schar seiner Satelliten zu

Pferde, zerstreute die mitleidigen Bürger mit Säbelhieben und ließ die Hinrichtung vollziehen.

Am Tage vorher waren zweiundsechzig Köpfe zwischen der ersten Rede Robespierre's und seinem Sturze gefallen. Unter ihnen waren der Roucher's, des Verfassers der „Monate," dieser französischen Fasten, und der des jungen Dichters André Chenier, damals die Hoffnung, seitdem die ewige Trauer der französischen Poesie. Diese beiden Dichter saßen neben einander auf derselben Bank, die Hände auf den Rücken gebunden. Sie unterhielten sich mit Ruhe über das andere Leben, mit Verachtung von dem, das sie verließen. Sie wandten ihre Augen ab von dieser Heerde von Sklaven und recitirten Verse, die unsterblich sind wie ihr Gedächtniß. Sie zeigten die Seelenstärke des Sokrates. Nur André Chenier sagte, indem er sich auf dem Schaffote mit der Stirn an einen Pfahl der Guillotine stieß: „Das ist Schade, ich hatte da Etwas!" Das war sein einziger rührender Vorwurf für das Schicksal, der nicht das Leben, sondern das vor der Zeit gebrochene Genie beklagte. Nach Beendigung der Hinrichtung kam Henriot langsamen Schritts und wie ein Triumphator durch die Vorstadt zurückgeritten. Frankreich riß sich wie die wahnsinnige Ophelia Shakspeare's die Blumen seines eignen Kranzes vom Haupte und warf sie zu seinen Füßen in das Blut.

Einundsechzigstes Buch.

I.

Die Stunde war gefährlich und kritisch. Die beiden Regierungsausschüsse waren während der Suspension der Sitzung des Convents in den Tuilerien geblieben. Diese Suspension war eine Gefahr, denn der Convent besaß in diesem Augenblicke keine andere Macht, als sich selbst. Der Ueberlegung einen Augenblick verstatten, hieß der Tyrannei Zeit zur Wiederkehr geben. Der Muth ist bei politischen Körperschaften nur eine vorübergehende Regung. Darum hatten die gegen Robespierre Verschworenen, welche die Launen der Majorität und die Meinungsschwankungen einer an Kraft erschöpften Versammlung in Unruhe versetzten, die Gefahr, allein zu handeln, der Gefahr, den Convent bei jeder von der Nothwendigkeit bedingten Maßregel um Rath zu fragen, vorgezogen.

Nach einem kurzen Verhöre im Sicherheitsausschusse war Robespierre nach dem Luxemburg, sein Bruder nach Saint-Lazare, Saint-Just zu den Schotten, Lebas nach la Force, Couthon nach la Bourbe abgeführt worden. Schwache Gendarmerieabtheilungen führten jeden der Angeklagten nach seinem Gefängnisse. Keiner von ihnen wurde dort angenommen.

Es ist behauptet worden, daß die Schließer diesen großen Namen gegenüber Schrecken erfaßt, und daß kein Kerker es gewagt habe, sich denen zu öffnen, welche gestern noch die Gebieter waren. Aber der Kerker, der Danton aufgenommen, konnte sich eben so gut Robespierre öffnen. Außerdem, wenn auch Robespierre's Name den Kerkermeister des Luxemburg zum Zögern bringen konnte, so hatten doch die Namen Lebas', des jüngern Robespierre, Saint-Just's und Couthon's nicht den nämlichen Nimbus. Wie hätten die Kerkermeister so vieler auf den entgegengesetzten Seiten von Paris gelegenen Gefängnisse, die ihr Leben aufs Spiel setzten, wenn sie den Befehlen des Convents nicht gehorchten, zu der nämlichen Stunde, auf dieselbe Weise und verschiedenen Angeklagten gegenüber von Ehrerbietung ergriffen werden sollen? Der Aufschluß zu diesem Geheimniß liegt in der verwegenen, aber hinterlistigen Politik der Leiter der Bewegung. Sie ahnten, wie die Zeitgenossen versichern, mit dem Instinkte des Hasses und der Furcht, daß das Revolutionstribunal, welches Robespierre ergeben war, die Angeklagten für nicht schuldig erklären würde; daß das Revolutionstribunal neu besetzen eine Maßregel war, welche Zeit verlangte; daß, wenn das Revolutionstribunal umgestaltet worden wäre, der Prozeß lang und furchtbar sein würde; daß das Volk, welches Tage lang sich um das Tribunal herumdrängen würde, sich nicht den großen Angeklagten entreißen lassen würde, endlich, daß durchaus keine wirklichen Anklagegründe gegen Robespierre vorlägen, und daß er, wenn er, wie Marat freigesprochen, wieder in den Convent zurückkehrte, nicht als Freigesprochener, sondern als Ankläger in ihn zurückkehren würde. Diese Beweggründe bestimmten die Thermidoristen. Sie hatten zweierlei nöthig: ein schnelles kräftiges Handeln und ein anscheinendes Vergehen. Sie hatten Robespierre bis an den Rand des Verbrechens getrieben. Man mußte ihn vor den Augen der Nationalvertretung hineinstürzen und der schnellen und unerläßlichen Hinopferung des Tyrannen des Convents die von ihm versuchte Empörung des Volkes zum Vorwand geben.

Während die Ausschüsse so die Angeklagten von einander getrennt am hellen Tage mitten durch volkreiche Stadttheile nach ihren Gefängnissen schickten, überbrachten ver-

traute Leute den Schließern dieser verschiedenen Gefängnisse mündlich und im Geheimen den Auftrag, die Verhafteten nicht aufzunehmen. Wenn sie von den Thoren ihrer Gefängnisse zurückgewiesen wurden, so konnte es nicht fehlen, daß sich Haufen um sie herum versammelten und sie im Triumphe begleiteten. So würde man in ihrem anscheinenden Ungehorsam ein Verbrechen zu bestrafen finden. Man ließ ihnen die Möglichkeit eines Aufstandes, um ihnen eine Falle zu stellen.

So gefährlich auch eine Empörung des Volkes war, so erschien sie doch in den Augen der Feinde Robespierre's weniger gefährlich, als die Schwankungen des Convents, der Prozeß und die Hinrichtung Robespierre's. Auf diese Weise erklären es Greise, welche Zeugen dieser dunkeln Vorgänge gewesen, oder handelnd dabei aufgetreten sind. Ungeachtet ihrer Unwahrscheinlichkeit ist diese Erklärung doch annehmbar. Aber eben so wahrscheinlich ist, daß vertraute Mitglieder der Partei Robespierre's im Augenblick, wo die Verhaftung verfügt wurde, den Convent verließen, zu den Gefängnissen eilten und den Schließern unter Drohungen anbefahlen, die Angeklagten nicht einzulassen. Vielleicht traf beides zusammen. Wie dem auch sei, der Erfolg rechtfertigte die Tiefe und die hinterlistige Kühnheit dieses Planes. Jeder Angeklagte, der an der Schwelle des Gefängnisses, zu dem er gebracht worden war, zurückgewiesen wurde, wurde bald den ihn geleitenden Gendarmen entrissen, von einem Haufen Jacobiner umringt und im Triumph zur Gemeine geführt. Payan und Coffinhal hatten ihrerseits den Angeklagten Haufen nachgesandt, um sie zu befreien. Im Stadthause und im Sicherheitsausschusse wurde in dem nämlichen Augenblicke an demselben Plane gearbeitet; jedoch aus ganz entgegengesetzter Absicht: die Einen wollten der Empörung ein Haupt, die Andern einen Anlaß dazu geben.

II.

Robespierre's Gegner wagten indeß ein gefährliches Spiel, als sie es auf die Empörung ankommen ließen. Seit dem Morgen drohte sie loszubrechen und war sie in einem Theil des Volkes von Paris organisirt. Sie wartete nur

auf ein Signal. Ihr Herd war das Stadthaus. Fleuriot, Payan, Dobsent, Coffinhal, Henriot waren hier seit dem Morgen in Permanenz. Die Jacobiner waren ebenfalls unter dem Vorsitze Vivier's in Permanenz. Die Gemeine erhielt von Minute zu Minute durch ihre Emissäre Nachrichten von den Vorfällen im Convente. Bei der ersten Nachricht von dem Wanken Robespierre's hatte sie einen Executionsausschuß von zwölf Mitgliedern ernannt. Jedes derselben war fortgeeilt, um zu den Sektionen zu sprechen, sie in Aufstand zu bringen und zu bewaffnen. Der Platz vor dem Stadthause starrte von Bajonneten. Henriot's Kanoniere mit ihren Geschützen und die Nationalgendarmen schwuren hier den Eid, den Convent von seinen Unterdrückern zu befreien. Die Sturmglocke ertönte auf einigen Thürmen in den entferntesten Theilen von Paris. Der Generalmarsch wurde in den volkreichen Straßen der Quartiere Saint-Antoine und Saint-Marceau geschlagen. Die Nationalgarde, die an die Siege der Gemeine gewöhnt war, begab sich von allen Seiten an ihre Posten. Die Quais, die Brücken, die Plätze in der Nähe des Stadthauses waren bis zum Pont Neuf hin nur Ein Lager.

In der Nähe der Tuilerien war dagegen Alles öde, verlassen, schweigend, wie ein verdächtiger Boden. Aus den Vorstädten strömten auf den Ruf der Adjutanten Henriot's und der Emmissäre Coffinhal's drohende Banden herbei. Alles verkündigte den Rächern Robespierre's den Sieg. Sie waren bereits so übermüthig, als ob sie ihn schon errungen hätten. Ein Bote des Convents, der in der Gemeine erschienen war, um ihr das Anklagedekret gegen Henriot zuzustellen und Payan und Fleuriot vor die Schranke zu fordern, war auf der Treppe des Stadthauses verhöhnt, beleidigt, geschlagen worden. Als er einen Empfangschein über das Dekret verlangte, antwortete ihm der Maire Fleuriot: „Geh und sage denen, die Dich abgeschickt haben, daß an einem Tage, wie der heutige, kein Empfangschein gegeben wird. Und sage Robespierre, daß er ohne Furcht sein soll, das Volk ist hinter ihm! Sage den Niederträchtigen, die diesen großen Bürger beleidigen," fügte Henriot mit einem Kasernenfluche hinzu, „daß wir uns hier berathen, um sie zu vertilgen!"

Die Nachricht von Robespierre's Verhaftung, die einige Augenblicke später von Mitschuldigen, welche die Galerien verlassen hatten, überbracht wurde, steigerte die Aufregung der Gemeine bis zum Wahnsinn. Henriot zog seinen Säbel und schwor die Bösewichte, welche es wagten, den Abgott des Volkes anzurühren, an den Schwanz seines Pferdes gebunden herbeizuschleppen. Henriot, der von seinen Adjutanten umgeben, im vorderen Saale des Stadthauses neben einem Tisch voll Flaschen stand, suchte Rath in der Trunkenheit und Muth in Verwünschungen. Während dieses Gelages des Generalcommandanten sprach der Maire zu dem Gemeinerathe in Ausdrücken, welche auf die Empörung hinwiesen, ohne sie geradezu auszusprechen. Payan faßte eine Adresse ab, in welcher er Anklage erhob gegen die Unterdrücker Robespierre's, des tugendhaftesten Patrioten, Saint-Just's, des Apostels der Tugend, und Couthon's, der, wie er sagte, nur das Herz und den Kopf der Lebendigen besitzt und dessen Leib schon von der Gluth seines Patriotismus verzehrt worden ist!

III.

Als diese Berathungen getroffen worden waren, schwingt sich Henriot mit der Pistole in der Hand auf sein Pferd, eilt im Galopp zum Luxemburg, nimmt eine Abtheilung Gendarmen mit sich, sprengt die Rue Saint-Honoré entlang, erkennt in der Menge Merlin von Thionville, verhaftet ihn, beleidigt ihn und läßt ihn in einer Wache einsperren. Als Henriot an das Gitterthor des Carrousels anlangt, will er hineindringen. Eine kleine Anzahl Grenadiere des Convents fällen die Bajonnete und halten sie gegen die Brust seines Pferdes. Auf den Lärm eilt einer ihrer Offiziere herbei. „Verhaftet diesen Rebellen da! Ein Dekret befiehlt es euch,“ ruft er den Gendarmen zu. Die Gendarmen gehorchen dem Gesetze, verhaften ihren General, ziehen ihn vom Pferde, binden ihn mit ihren Gürteln und werfen ihn gänzlich betrunken in einen Saal des Sicherheitsausschusses.

IV.

Während Henriot so vor den Thoren des Convents verhaftet wurde, wurden Saint-Just, Lebas, Couthon im Triumphe von ihren Befreiern auf das Stadthaus geführt. Der Municipalrath verlangte mit lautem Geschrei Robespierre. Man wußte durch das allgemeine Gerücht, daß der Schließer des Luxemburg sich geweigert hatte, ihn einzulassen. Man frug sich, ob die Bösewichte des Convents nicht den tugendhaften Bürger selbst in dem Augenblicke, wo er seinen Gehorsam gegen das Gesetz bezeigte, ermordet haben. Man kannte die Gründe seines Außenbleibens nicht. Fleuriot, Payan, Coffinhal beruhigten bald den Rath und steigerten noch die Begeisterung, indem sie die Gemüther durch die Erzählung von so viel Selbstverleugnung rührten. Folgendes war nämlich vorgegangen:

Robespierre wollte wenigstens dem Anscheine nach rein von jeder Mitschuld an der Empörung sterben oder triumphiren. Als er am Thore des Luxemburg umringt und mit Bitten bestürmt worden war, sich an die Spitze des Volks zu stellen, um den Convent zu bestrafen, war er hartnäckig bei den ihn bewachenden Gendarmen geblieben; er hatte sich von ihnen als Gefangener in das Gefangenendepot des Municipalitätsgebäudes, der jetzigen Polizeipräfectur, bringen lassen. Hier hatten ihn alle dringenden Bitten der Jacobiner und alle Botschaften Fleuriot's und Payan's nicht dazu bringen können, seinen Verhaftsbefehl zu verletzen. Durch ein Gesetz seiner Feinde zu einem Gefangenen gemacht, wollte er siegen oder fallen durch das Gesetz. Er glaubte an seine Freisprechung durch das Revolutionstribunal. Aber sollte er auch verurtheilt werden, so würde der Tod eines Gerechten, wie er, sagte er, für die Republik weniger unheilbringend sein, als das Beispiel einer Empörung gegen die Volksvertretung. Robespierre, der so drei Stunden lang freiwillig auf der Polizeipräfectur eingeschlossen blieb, gab nur einem patriotischen Gewaltstreiche Coffinhal's nach, der die Gendarmen auseinander trieb, ihn aus seinem Gefängnisse riß und in seinen Armen bis in den Saal des Generalrathes auf dem Stadthause trug. „Wenn

es ein Verbrechen ist, so wird es auf mich fallen, ist es ein Ruhm, so sei der Ruhm und die Rettung des Volkes Dein," sagte Coffinhal. „Gewissensscrupel sind nur für das Verbrechen da, nie für die Tugend. Wenn Du Dich rettest, rettest Du die Freiheit und das Vaterland. Wag's, um diesen Preis ein Verbrecher zu sein!"

V.

Aber in demselben Augenblicke als Robespierre, mehr von Coffinhal getragen, als fortgezogen, in dem Saale des Generalrathes anlangte, als ihn sein Bruder, Saint-Just, Lebas, Couthon in ihre Arme preßten, wurde Henriot's Verhaftung gemeldet. Coffinhal verliert keinen Augenblick, steigt wieder auf den Platz hinunter, hält eine Anrede an einige Sektionäre, reißt sie mit sich fort, ergreift eine Flinte mit aufgepflanztem Bajonnete, und marschirt an der Spitze dieser Colonne nach dem Sicherheitsausschusse. Er stürzt sich mit dem Gewehre in der Hand in die Gänge und die äußern Säle des Flügels der Tuilerien, in welchem der Ausschuß seine Sitzungen hielt. Er findet dort den betrunkenen Henriot schlafend. Er befreit ihn, setzt ihn wieder auf sein Pferd, das noch angebunden am Gitterthore des Carrouselplatzes steht, und bringt ihn seinen Kanonieren wieder. Henriot, der wieder wach, wieder muthig, wieder frei ist, brennt vor Ungeduld, seine Schmach zu rächen, eilt auf seine Batterien zu und richtet die Geschütze gegen den Convent.

VI.

Es war sieben Uhr Abends. Dies war die Stunde, um welche die zerstreuten Deputirten wieder zur Sitzung zurückkehrten. Die Bestürzung hatte alle Gesichter erbleichen lassen. Man theilte sich leise die unheimlichen Anzeichen mit, welche sich während dieser Stunde der Unthätigkeit von allen Seiten gesammelt hatten: Der Schwur der Jacobiner, mit Robespierre zu sterben oder zu siegen, die Befreiung der Gefangenen, der Strom der Empörung, der in den Vorstädten immer höher stieg, die Sturmglocke, die in der

Ferne ertönte, die Sektionen, die auf die Seite der Gemeine übergingen, die Kanonen, welche gegen die Tuilerien gerichtet wurden, die um den Convent herum entstehende Leere, die Verwegenheit der Ausschüsse, welche einem bewaffneten Volke mit der abstrakten Macht des Gesetzes Trotz boten, das Heranziehen von dreitausend jungen Zöglingen der Nation, diesen Prätorianern Robespierre's, welche auf Lacroix' und Souberbielle's Stimme vom Marsfelde herbeieilten, um die Regierung des neuen Marius mit Blute einzuweihen. Die Furchtsamen übertrieben die Gefahr, die Unschlüssigen vergrößerten sie, die Feigen erschienen an der Thüre, untersuchten das Terrain und verschwanden wieder. Die Mitglieder der Ausschüsse, welche durch Coffinhal's Ueberfall aus dem gewöhnlichen Orte ihrer Sitzungen vertrieben worden waren, berathschlagten stehend in einem Zimmer, welches an den Saal der öffentlichen Sitzungen stieß. Die ganze Macht der Ausschüsse beruhte nur in ihnen. Das Heil des Convents hing von seiner Haltung ab. Ein Wort konnte ihn verderben, eine Geberde ihn retten.

Der Convent erhob sich in diesem Augenblicke zu der Höhe der Gefahr und verzweifelte nicht an der Nationalrepräsentation, trotz der Kanonen, die gegen das Heiligthum der Gesetze gerichtet wurden.

Bourdon von der Oise erscheint auf der Rednerbühne. Die einzelnen Gespräche hören auf. Bourdon meldet, daß die Jacobiner eine Deputation der Gemeine empfangen haben und mit den Empörern fraternisiren. Er räth dem Convente, selbst mit dem Volke zu fraternisiren und wie am 31. Mai sich zu zeigen und die Aufregung der Bürger zu beruhigen. Merlin erzählt seine Verhaftung durch Henriot's Genossen und seine Befreiung durch die Gendarmen. Legendre, der in der verzweifelten Lage und in Robespierre's Abwesenheit die Energie der ersten Zeit seines politischen Lebens wiederfindet, richtet die muthlos Gewordenen wieder auf. Er wird durch einen draußen entstehenden Lärm unterbrochen.

Henriot hat nämlich seinen Kanonieren Befehl gegeben, die Thüren aufzusprengen. Billaud-Varennes zeigt dieses Attentat an. Deputirte stürzen sich aus dem Saale. Collot d'Herbois eilt auf seinen Posten, den Präsidentensitz. Die-

ser Sitz, der sich der Thüre gegenüber befindet, ist den ersten Kugeln ausgesetzt. „Bürger,“ ruft Collot, indem er sich niedersetzt und sich bedeckt, „der Augenblick ist gekommen, auf unseren Posten zu sterben!“ — „Wir sterben alle auf unsern Posten,“ antworten ihm sämmtliche Mitglieder des Convents, indem sie sich niedersetzen, als ob sie den Streich erwarten wollten. Die Bürger auf den Galerien, welche durch diese feste Haltung elektrisirt werden, erheben sich, schwören, den Convent zu vertheidigen, eilen in Masse aus dem Saal, verbreiten sich in den Gärten, in den Höfen, in den benachbarten Stadttheilen und rufen: „Zu den Waffen!“ Der Convent erläßt ein Dekret, welches Henriot außer dem Gesetz erklärt. Amar eilt, von seinen unerschrockenen Collegen begleitet, hinaus und hält eine Anrede an die Truppen: „Kanoniere,“ sagt er zu ihnen, „werdet ihr euer Vaterland entehren, nachdem ihr euch so oft so verdient um dasselbe gemacht habt? Seht diesen Menschen hier; er ist betrunken! Wer anders als ein Betrunkener könnte zum Feuern gegen die Vertreter des Vaterlands commandiren?“

VII.

Die von diesen Worten ergriffnen, von dem Dekrete eingeschüchterten Kanoniere weigern sich, ihrem Commandanten zu gehorchen. Henriot, den seine Leute schon halb verlassen, führt mit genauer Noth seine Kanonen auf den Platz des Stadthauses zurück. Der kühne Barras wird an seiner Stelle zum Commandanten der Nationalgarde und aller Streitkräfte des Convents ernannt. Es werden ihm Fréron, Léonard Bourdon, Legendre, Goupilleau de Fontenay, Bourdon von der Oise, lauter beherzte Männer, zur Seite gegeben. Es werden zwölf Commissäre ernannt, um mit den Sektionen zu fraternisiren, den öffentlichen Geist ins Klare zu setzen, die Nationalgarde auf die Seite des Convents zu bringen. Die nach dem Stadthause marschirenden Colonnen der Sektionäre lösen sich auf. Ihre einzelnen Haufen zerstreuen sich hier- und dorthin, je nach dem entgegengesetzten Anstoße, den sie von den Agenten der Gemeine oder von den Commissairen des Convents erhalten. Die einen setzen ihren Weg nach dem Grèveplatze fort; die andern

stellen sich unter Barras' Befehl um die Tuilerien herum auf. Das Volk, das nach verschiedenen Richtungen hin fortgezogen wird und schon der Zuckungen überdrüssig ist, hört bald die Proklamationen der Gemeine, bald die Aechtungsdecrete des Convents mit an. Es weiß nicht, auf welcher Seite das Recht ist. Es schwankt unschlüssig hin und her.

VIII.

Die Nacht bedeckte schon mit ihren Schatten die Zusammenrottungen, welche um das Stadthaus herum sich lichteten oder die um die Tuilerien herum stärker wurden. Barras und die militairischen Deputirten, mit denen er sich umgeben hatte, durcheilten zu Pferde, bei Fackelschein die Stadttheile des Mittelpunktes von Paris. Sie riefen mit lauter Stimme die Bürger zum Schutze der Volksrepräsentation gegen eine Horde Parteimänner auf. Eine Armee oder vielmehr eine Hand voll ergebner Leute, Bürger aus allen Sektionen, Gendarmen und einige Ueberläufer von Henriot's Kanonieren scharten sich so, achtzehnhundert Mann stark, um den Convent herum. Barras konnte, wenn er den Tagesanbruch erwartete, diesen Kern vergrößern, allein Barras kannte den Werth der Zeit und die Gewalt der Kühnheit. Er entwarf im Augenblicke mit Kaltblütigkeit einen Feldzugsplan und führte ihn mit energischer Schnelligkeit aus. Er ließ in der Stille das Stadthaus von einigen Abtheilungen, die sich durch abgelegene Straßen schlichen, umzingeln und so den Aufrührern die Verstärkungen und den Rückzug abschneiden. Barras selbst marschirte, mit seinen Kanonen an der Spitze, langsam über die Quais nach dem Stadthause. Léonard Bourdon, der mit einer anderen Colonne in den mit dem Quai parallel laufenden engen Straßen folgte, rückte in gleichem Schritte vor, um auf der entgegengesetzten Seite, auf dem Grèveplatze, herauszukommen. Nach Maßgabe, wie Barras und Bourdon auf den Herd der Empörung vorrückten, schien der dumpfe Lärm des Volks um das Stadthaus herum schwächer zu werden. Der Tumult ließ bei ihrer Annäherung nach. Die Nacht stritt für sie. Barras, der sich beruhigt fühlt, als er die Quais

leer findet, läßt die Spitzen seiner Colonne Halt machen und sprengt im Galopp zum Convente zurück. Er tritt in den Saal und steigt auf die Rednerbühne. Seine kriegerische Haltung, seine Waffen, seine Worte flößen den Gemüthern wieder Zuversicht ein. Nachdem er so den Convent beruhigt hat, steigt er wieder zu Pferde unter dem Rufe: Es lebe die Republik! es lebe der Retter des Convents! Fréron und seine Adjutanten betreten nach ihm die Rednerbühne. Sie erstatten Bericht über den Zustand von Paris nach der Seite des Marsfeldes hin. „Wir haben den Zöglingen der Nation, welche der Verräther Lebas für Robespierre zum Aufstand bringen sollte, den Weg verrannt," ruft Fréron, „wir haben patriotische Kanoniere abgesandt, um sich unter die Reihen ihrer irregeleiteten Kameraden auf dem Platze des Stadthauses zu mischen und sie wieder zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Jetzt wollen wir vorwärts marschiren und die Empörer auffordern, die Waffen zu strecken. Wenn sie sich weigern, uns die Verräther zu überliefern, so werden wir sie unter den Trümmern dieses Gebäudes begraben."

Tallien besteigt den Präsidentenstuhl. „Geht!" sagt er zu Fréron und seinen Collegen mit energischer Stimme, „geht, und möge die Sonne sich nicht eher erheben, als bis der Kopf der Verschwörer gefallen ist."

IX.

Unterdessen beharrte Robespierre bei der Gemeine in der Unthätigkeit, die er sich zur Pflicht gemacht hatte. Er hatte mehr das Ansehen der Geisel als des Hauptes der Empörung. Coffinhal, Fleuriot, Payan hielten allein die Energie des Rathes und die Ergebenheit des Volkes aufrecht. Keiner von ihnen besaß eine hinreichende Popularität, um einer so großen Bewegung seinen Namen zu geben. Robespierre verweigerte ihnen den seinigen. Sie waren dazu genöthigt, ihm Gewalt anzuthun, um ihn und mit ihm sich zu retten. „O, wenn ich Robespierre wäre!" sagte Coffinhal zu ihm. Als Robespierre die Polizeipräfectur verließ, um sich nach dem Stadthause zu begeben, hatte er unaufhörlich zu der Deputation, die ihn mit sich fortriß, gesagt: „Ihr stürzt mich ins Verderben! ihr stürzt euch selbst ins

Verderben! ihr stürzt die Republik ins Verderben!" Seit er sich im Gemeinerathe befand, trug er geflissentlich Gleichgültigkeit gegen die Bewegungen, welche um ihn herwogten, zur Schau. Saint-Just und Couthon baten ihn dringend, der Stimme dieses Volkes nachzugeben, das ihm mit lautem Geschrei die Dictatur übertrug, und eine Nacht lang die Allgewalt auszuüben, um sie am andern Tage in die Hände des gereinigten Convents niederzulegen. „Das Volk," sagte Couthon zu wiederholten Malen zu ihm, „wartet nur auf ein Wort von Dir, um seine Tyrannen und Deine Feinde zu vernichten! Richte wenigstens eine Proklamation an das Volk, die ihm sagt, was es zu thun hat." — „Und in wessen Namen?" fragte Robespierre. — „Im Namen des unterdrückten Convents," antwortete Saint-Just. — „Erinnere Dich an den Ausspruch des Sertorius," fügte Couthon hinzu:

„Rom ist nicht mehr in Rom, es ist da, wo ich bin!"

„Nein, nein," erwiederte Robespierre, „ich will nicht das Beispiel geben, daß die Volksrepräsentation von einem Bürger unterdrückt wird. Wir sind nichts, was wir nicht durch das Volk sind; wir dürfen nicht unsern Willen an die Stelle seiner Rechte setzen." — „Nun dann," rief Couthon aus, „bleibt uns nichts übrig, als zu sterben!" — „Du hast es gesagt," erwiederte Robespierre gleichmüthig, indem er entschlossen war, sich lieber als Opfer hinzugeben, als wie ein Aufrührer zu siegen, und stützte sich schweigend mit dem Ellenbogen auf den Tisch. „Nun! Du bist es, der uns den Tod gibt!" sagte Saint-Just. Robespierre hatte vor sich einen Bogen Papier mit dem Stempel der Gemeine liegen. Auf diesem Blatte stand ein von einem Mitgliede des Gemeinerathes kurz abgefaßter Aufruf zur Empörung. Robespierre hatte, von seinen Collegen gedrängt, die Hälfte seines Namens unten auf der Seite unterzeichnet, dann aber, von seinen Gewissensscrupeln und von seiner Unschlüssigkeit aufgehalten, hatte er seine Unterschrift unvollendet gelassen, das Papier zurückgeschoben und die Feder weggeworfen. Dieses Verhalten, welches Robespierre's Freunden den Untergang brachte, setzte ihn jedoch keineswegs in ihren Augen herab.

Couthon warf sich vor, sich nicht von selbst zu einem

solchen unerschütterlichen Patriotismus zu erheben. Lebas, ein Mann der That, fühlte sich durch die Bewunderung gefesselt. Der jüngere Robespierre suchte seine Pflicht nur in den Augen seines Bruders zu lesen. Saint-Just, der von nun an ein ehrerbietiges Schweigen beobachtete, wagte nicht mehr die Ansicht eines Mannes zu bekämpfen, den er, wenn auch nicht an Genie, doch wenigstens an Tugend sich überlegen glaubte. Er wartete darauf, daß das Orakel durch die Stimme des Volkes sprechen sollte, eben so bereit, seinem Meister zur Dictatur als zum Tode zu folgen.

Payan allein versuchte in den zweiundzwanzig Mitgliedern der Gemeine, in dem Volke der Galerien und in den Haufen, welche sich um das Stadthaus drängten, die Ausdauer und die Gluth der Empörung aufrecht zu erhalten. Er glaubte die Mitschuldigen der Gemeine durch die Entrüstung zu entflammen und sie nur im Siege allein eine Zuflucht sehen zu lassen, indem er ihnen die vom Convente kurz vorher erlassenen Erklärungen außer dem Gesetze vorlas. Auf der Liste derer, welche außer dem Gesetze erklärt wurden, fügte er hinterlistiger Weise auch die Zuschauer auf den Galerien hinzu, indem er auf diese Weise das Volk und die Gemeine durch die gemeinsame Gefahr zu verbinden hoffte. Dieser betrügerische Kunstgriff Payan's, welcher Alles retten konnte, verdarb Alles. Kaum hatte er das falsche Dekret vorgelesen, so flüchtete sich die Menge, welche die Galerien erfüllte, als ob sie schon das Schwert des Convents über ihrem Haupte schweben sähe. Die Galerien rissen die Massen der Sektionaire, welche einer Bewegung überdrüssig waren, die sich schon seit sieben Stunden um sich selbst drehte, mit sich fort in ihre Flucht. Die Nacht war bei diesen Schwankungen halb vergangen. Es schlug am Stadthause zwei Uhr.

X.

In demselben Augenblicke machten die Truppen Léonard Bourdon's, welche sich in der Stille durch die neben dem Quai hinlaufenden Straßen genähert hatten, Halt, ehe sie mit dem Rufe: Es lebe der Convent! auf den Grèveplatz herausrückten. Umsonst antwortete Henriot, der mit

dem Säbel in der Hand wie wahnsinnig durch die Menge sprengt, die er niederreitet, auf diesen Ruf: Es lebe die Gemeine! Die allgemeine Verachtung vor diesem Commandanten, seine unsichern Bewegungen, seine sinnlosen Gestikulationen, sein betrunkenes Aussehen, die Besetzung der benachbarten Straßen, die Annäherung der Colonnen verbreiten Muthlosigkeit unter den Reihen der Sektionaire. Die Kanoniere verhöhnen ihren betrunkenen General, drehen ihre Kanonen mit der Mündung nach dem Stadthause und lassen die Plätze und die Quais von einem ungeheuern Rufe: Es lebe der Convent! erschallen. Dann zerstreuen sie sich.

Barras' Colonne macht bei diesem Rufe Halt, um die Menge den Platz leeren zu lassen. In wenigen Minuten verläuft sie sich oder vereinigt sich mit Barras' Bataillonen.

Tiefe Stille herrscht an den Thoren der Gemeine. Léonard Bourdon fürchtet, diese Unbeweglichkeit möchte eine Falle sein. Er glaubt, daß die Empörer sich in den Sälen verschanzt haben, daß sie seine Colonnen niederschmettern und sich unter den Trümmern des Stadthauses begraben werden. Gegenseitiger Schrecken läßt lange Zeit den Grèveplatz leer und Belagerer und Belagerte fern bleiben. Endlich fällt innen ein Schuß. Geschrei des Entsetzens und ein dumpfer Lärm dringen aus den Fenstern. Bei diesem Lärm schreitet Dulac, ein muthiger Agent des Sicherheitsausschusses, an der Spitze von fünfundzwanzig Sappeurs und einigen Grenadieren über den Platz, schlägt die Thore mit Axthieben ein und steigt mit gefälltem Bajonnet die große Treppe hinauf.

XI.

Bei dem Geräusch der Tritte, die näher kamen, hatte Lebas, der mit zwei Pistolen bewaffnet war, Robespierre eine davon angeboten und ihn beschworen, sich den Tod zu geben. Robespierre, Saint-Just, Couthon hatten sich geweigert, Hand an sich zu legen, indem sie es vorzogen, durch die Hand ihrer Feinde zu sterben. Mit unerschütterlicher Ruhe sitzen sie im Saale der Gleichheit um eine Tafel

herum, hören auf das heraufdringende Geräusch, sehen nach der Thüre und erwarten ihr Loos.

Bei dem ersten Kolbenstoße auf den Stufen schießt sich Lebas mit der Pistole durch's Herz und fällt todt in die Arme des jüngeren Robespierre. Dieser, obgleich er seiner Schuldlosigkeit und seiner Freisprechung gewiß ist, will weder seinen Bruder noch seinen Freund überleben. Er öffnet ein Fenster, stürzt sich in den Hof hinab und bricht das Bein. Coffinhal, der, Verwünschungen ausstoßend, in den Sälen und Gängen hin und her eilt, begegnet Henriot, den die Furcht und der Wein ganz stumpfsinnig gemacht hatten. Er wirft ihm seine gemeine Völlerei und seine Feigheit vor, nimmt ihn in seine Arme, trägt ihn an ein offenes Fenster und stürzt ihn vom zweiten Stockwerk herab auf einen Haufen Unrath. „Fort mit Dir, elender Trunkenbold," sagte er zu ihm, indem er ihn hinunterwirft, „Du bist das Schaffot nicht werth."

Unterdessen hatte Dulac, der nichts mehr im Innern des Gemeinehauses befürchtete, einen seiner Grenadiere abgeschickt, um Bourdon's Colonne zu benachrichtigen, daß der Zugang zum Stadthause frei wäre.

Léonard Bourdon stellt seine Leute vor der Vortreppe in Schlachtordnung auf. Er selbst steigt, von fünf Grenadieren und einer Abtheilung seiner Truppen begleitet, hinauf. Er stürzt sich mit Dulac und diesen Leuten nach dem Saale der Gleichheit. Die Thüre fällt unter den Kolbenstößen der Grenadiere. „Tod dem Tyrannen! — Welcher ist der Tyrann?" rufen die Soldaten. Léonard Bourdon wagt nicht, dem Blicke seines entwaffneten Feindes zu begegnen. Etwas hinter dem Peloton stehend und von dem Leibe eines Gendarmen, Namens Méda, verdeckt, ergreift er mit der rechten Hand den mit einer Pistole bewaffneten Arm des Gendarmen und indem er mit der linken Hand auf den zeigt, auf den er zielen soll, richtet er den Lauf der Pistole auf Robespierre und sagt zum Gendarmen: „Der ist's!" Der Schuß geht los; Robespierre fällt mit dem Kopfe vorn über auf den Tisch und sein Blut fließt auf die Proklamation, die er nicht ganz unterzeichnet hatte. Die Kugel hatte die linke Lippe durchbohrt und die Zähne zerschmettert. Couthon, der aufstehen will, schwankt auf seinen ge-

brechlichen Füßen und rollt unter den Tisch. Saint-Just bleibt unbeweglich sitzen. Er betrachtet bald traurig Robespierre, bald stolz seine Feinde.

XII.

Bei den Schüssen und bei dem Rufe: Es lebe der Convent! dringen Barras' Colonnen auf dem Platze vor, ersteigen das Stadthaus, besetzen alle Ausgänge, bemächtigen sich Fleuriot's, Payan's, Duplay's, der achtzig Mitglieder der Gemeine, binden sie, stellen sie reihenweise als Gefangene im Saale auf und machen sich bereit, sie im Triumph zum Convent zu führen. Coffinhal allein gelingt es, bei der allgemeinen Verwirrung zu entkommen; er schlägt die verrammelte Thüre eines unteren Saales ein, geht aus dem Stadthause und flüchtet sich auf den Fluß in einen Wäschkahn, aus welchem ihn am folgenden Tage der Hunger hinaustrieb, worauf er entdeckt wurde.

Barras schlägt mit seinen Colonnen, die lange Reihe seiner Gefangenen in ihrer Mitte, wieder den Weg nach dem Convente ein. Der Tag begann zu grauen. Robespierre, der, das Gesicht mit einem blutigen Taschentuche verbunden, von vier Gendarmen auf einer Bahre getragen wurde, eröffnete den Zug. Die Träger Couthon's hatten ihn an der Ecke des Grèveplatzes aus verächtlicher Nachlässigkeit fallen und auf die Erde hinrollen lassen; sie rafften ihn wieder auf. Seine beschmutzten und zerrissenen Kleider ließen einen Theil seines Oberkörpers halb nackt. Der jüngere Robespierre wurde ohnmächtig von zwei Männern aus dem Volke auf den Armen getragen. Lebas' Leichnam war mit einem blutbefleckten Tischteppich bedeckt. Saint-Just mit vorn zusammengebundenen Händen, mit bloßem Kopfe, mit niedergeschlagenen Augen, mit dem Ausdrucke der Resignation, nicht der Scham im Gesichte, folgte zu Fuß.

Um fünf Uhr zog die Spitze der Colonne in die Tuilerien ein. Der Convent erwartete den Ausgang, ohne ihn zu fürchten. Ein tumultuarisches Geräusch kündigt Barras' und Fréron's Herannahen an. Charlier nimmt den Präsidentensitz ein. „Der feige Robespierre ist da," sagt er, indem er auf die Thüre zeigt. „Wollt ihr, daß er

hereinkomme?" — „Nein, nein!" antworten die Deputirten, die einen aus Abscheu, die andern aus Mitleiden. „Im Convente den Leib eines mit allen Verbrechen bedeckten Menschen zur Schau stellen," ruft Thuriot, „hieße diesem schönen Tage allen Glanz rauben, der ihm zukommt. Der Leichnam eines Tyrannen kann nur Ansteckung bringen. Der Platz, wo Robespierre und seine Mitschuldigen hingehören, ist der Revolutionsplatz."

Léonard Bourdon erzählt, vom Siege berauscht, seinen Zug und stellt dem Convente den Gendarmen vor, der auf Robespierre geschossen hat. Legendre kehrt, mit zwei Pistolen bewaffnet, zurück. Er berichtet, daß er die Jacobiner zerstreut und selbst die Thüren ihres Saales geschlossen habe. Er wirft die Schlüssel auf die Rednerbühne.

XIII.

Robespierre war in einen Wartesaal gebracht worden und lag dort auf einem Tische. Ein umgestürzter Stuhl unterstützte seinen Kopf. Eine ungeheuere Menge drang hinein, ging wieder hinaus, erneute sich, um von den Bänken herab den gestürzten Gebieter der Republik zu betrachten. Einige Deputirte, die Tags vorher ihm noch geschmeichelt hatten, kamen, um sich zu überzeugen, daß der Tyrann sich nicht wieder erheben würde. Man ersparte dem Todeskampfe des Verwundeten weder die Blicke der Neugierde, noch die Schmähungen, noch die Zeichen der Verachtung. Die Huissiers des Convents wiesen ihn den Zuschauern mit dem Finger wie ein wildes Thier in einer Menagerie. Er stellte sich todt, um den Beleidigungen und Schmähungen zu entgehen. Ein Beamter des Wohlfahrtsausschusses, der sich über den Sturz der Tyrannei freute, aber der den Menschen bemitleidete, näherte sich Robespierre, band sein Strumpfband ab, zog ihm die Strümpfe bis auf die Fersen nieder, legte seine Hand an sein entblößtes Bein und fühlte das Schlagen der Pulsader, welches anzeigte, daß noch volles Leben in ihm sei. „Man muß ihn durchsuchen," sagte die Menge. Man fand in der Tasche seines Rockes zwei Pistolen in ihrem Futteral. Auf dieses Futteral war das Wappen Frankreichs gepreßt. „Seht den Bösewicht," rief

die Menge, „der beste Beweis dafür, daß er nach dem Throne strebte, ist, daß er die geächteten Zeichen des Königthums bei sich trug!" Diese Pistolen, welche in ihrem Futterale eingeschlossen und geladen waren, bezeugen hinlänglich, daß Robespierre nicht selbst auf sich geschossen habe.

In diesem Augenblicke kam Legendre durch den Saal, näherte sich seinem Feinde und sagte mit theatralischem Pathos und mit herausfordernder Geberde zu ihm: „Nun, Tyrann! Du, für den noch gestern die Republik nicht groß genug war, Du nimmst heute nicht zwei Fuß breit auf diesem kleinen Tische ein!" Robespierre mußte mit Abscheu und Verachtung die Stimme hören, welche so oft ein einziger seiner Blicke im Convente zum Schweigen gebracht hatte und deren Schmeicheleien ihm seit Danton's Tode widrig geworden waren. Obgleich er unbeweglich dalag, sah und hörte er doch Alles. Das aus seiner Wunde fließende Blut gerann in seinem Munde. Er regte sich wieder und wischte das Blut mit dem ledernen Futterale einer seiner Pistolen ab. Sein erloschener, aber beobachtender Blick schweifte auf der Menge umher, wie um bei ihr Mitleiden oder Gerechtigkeit zu suchen. Er fand nur Abscheu und schloß die Augen wieder. Im Saale war eine erstickende Hitze. Ein heftiges Fieber röthete Robespierre's Wangen; der Schweiß stand ihm auf der Stirn. Niemand leistete ihm hülfreiche Hand. Neben ihm war auf einen Tisch eine Schale mit Essig und ein Schwamm gestellt worden. Von Zeit zu Zeit tauchte er den Schwamm ein und befeuchtete seine Lippen damit.

Nachdem er so lange an der Thüre des Saals, aus dem die heftigen gegen ihn gerichteten Reden bis zu ihm herüberdrangen, ausgestellt gewesen war, wurde er in den Sicherheitsausschuß gebracht. Billaud, Collot, Vadier, die unversöhnlichsten seiner Feinde, erwarteten ihn hier. Sie verhörten ihn der Form wegen. Nur seine Blicke antworteten ihnen. Sie kürzten seine Marter und ihre Freude ab. Er wurde nach dem Hôtel Dieu gebracht, wo Wundärzte seine Wunde untersuchten und verbanden. Robespierre fand im Saale der Verwundeten Couthon, der als Gebrechlicher hingebracht worden war, Henriot, der sich bei seinem Falle schwer beschädigt hatte, endlich seinen

Bruder, dessen Beinbruch eingerichtet worden war. Nach der Anlegung des Verbandes wurden alle Verwundeten fortgeschafft und zusammen in einen Kerker der Conciergerie eingeschlossen. Saint-Just erwartete sie hier neben Lebas' Leiche.

Als Saint-Just in die Conciergerie eintrat, war er daselbst in der niedern Thüre der Einlaßpforte dem General Hoche begegnet, den er selbst einige Wochen vorher in dieses Gefängniß hatte setzen lassen. Hoche, statt seinen Feind bei seinem Falle zu beleidigen, drückte ihm die Hand und stellte sich mit niedergeschlagenen Augen auf die Seite, um den jungen Proconsul vorbeizulassen. Die Helden haben Achtung vor dem Unglück selbst bei denen, von denen sie geächtet worden sind.

Der Maire Fleuriot-Lescot, Payan, Dumas, Vivier, der Präsident der Jacobiner, die alte Lavalette, Duplay, dessen Frau und Töchter, die Wirthsleute Robespierre's, waren anfänglich in das Luxemburg gebracht, dann aber auch in die Conciergerie abgeführt worden.

Um drei Uhr führte oder trug man sie vor das Revolutionstribunal. Der Convent war von jetzt an des Gehorsams so gewiß, daß er nicht einmal das Werkzeug geändert hatte. Die Richter und die Geschwornen waren die nämlichen, welche Tags vorher sich bereit machten, die Feinde derer, welche sie heute opferten, zum Tode zu schicken. Fouquier-Tinville verlas mit dem nämlichen Tone strenger Ueberzeugung die Dekrete, welche die Angeklagten außer dem Gesetz erklärten, und beschränkte sich darauf, ihre Identität darzuthun. Fouquier wagte seine Augen weder zu seinen Collegen bei dem Revolutionstribunale, noch zu Robespierre, seinem Gönner zu erheben.

Um fünf Uhr erwarteten die Karren die Angeklagten am Fuße der großen Treppe. Robespierre, sein Bruder, Couthon, Henriot, Lebas waren nur noch Trümmer von Menschen oder Leichen. Man band sie mit den Füßen, mit dem Leibe, mit den Armen an die Leitern des ersten Karrens. Das Stoßen der Karren auf dem Pflaster entriß ihnen Schmerzenslaute oder Stöhnen. Man führte sie durch die längsten und volkreichsten Straßen von Paris. Die Thüren, die Fenster, die Balkons, die Dächer waren dichtge-

drängt voll Zuschauer und namentlich voll festlich gekleideter Frauen. Sie beklatschten die Hinrichtung und glaubten den Schrecken zu sühnen, indem sie den Mann verwünschten, der ihm seinen Namen gegeben hatte. „Zum Tode! Zur Guillotine!“ schrien um die Karren herum die Söhne, die Verwandten, die Freunde der Opfer. Das nicht zahlreich versammelte Volk schwieg düster, ohne irgend ein Zeichen des Bedauerns oder des Wohlgefallens von sich zu geben. Nur, daß von Zeit zu Zeit junge Leute, denen ihr Vater, Frauen, denen ihre Gatten geraubt worden waren, sich durch das Spalier der Gendarmen hindurchdrängten, auf die Karren losstürzten und Robespierre mit Verwünschungen überhäuften. Sie schienen zu fürchten, daß ihnen der Tod diese Genugthuung ihrer Rache entziehen möchte. Robespierre's Kopf war mit einem blutigen Tuche umwunden, das sein Kinn zusammenhielt und oben auf den Haaren zusammengebunden war. Man konnte nur eine seiner Wangen, seine Stirn und seine Augen sehen. Die Gendarmen der Escorte zeigten ihm den Volke mit der Spitze ihrer Säbel. Er wandte den Kopf weg und zuckte mitleidig die Achseln über den Irrthum, der ihm allein alle Schandthaten zuschrieb, welche auf seinen Namen fielen. Sein ganzer Geist leuchtete aus seinen Augen. Seine Haltung zeigte Ergebung, nicht Furcht an. Das Geheimniß, welches sein Leben bedeckt hatte, bedeckte seine Gedanken. Er starb, ohne das Räthsel seines Lebens zu lösen.

XIV.

Vor dem Hause des Handwerkers, bei dem er gewohnt hatte und der mit Frau und Kindern bereits in Ketten war, hielt eine Bande Weiber den Zug auf und tanzte um den Karren herum einen Rundtanz.

Ein Kind, welches einen mit Ochsenblut gefüllten Eimer trug, tauchte einen Besen hinein und spritzte die Tropfen gegen die Mauern des Hauses. Robespierre schloß während dieses Halts die Augen, um nicht mit anzusehen, wie das Haus seiner Freunde, in welches er das Unglück gebracht hatte, geschmäht wurde. Dies war das einzige

Zeichen von Empfindung während dieser sechsunddreißig Stunden der Todespein.

Am Abend des nämlichen Tages brachen diese Rachefurien in das Gefängniß ein, in welches Duplay's Frau gebracht worden war, erdrosselten sie und hingen sie an der Vorhangsstange auf.

Man trat wieder den Weg zum Schaffot an. Couthon war in tiefes Nachdenken versunken, der jüngere Robespierre war weich. Das Stoßen des Karrens, welches seinen Beinbruch wieder aus der Lage brachte, entriß ihm unwillkürliche Schmerzenslaute. Henriot hatte das Gesicht mit Blut besudelt, wie ein in der Gosse aufgefundener Trunkenbold. Man hatte ihm seine Uniform vom Leibe gerissen und er hatte nur noch sein von Koth beschmuztes Hemde zur Bekleidung. St.-Just war anständig gekleidet; seine Haare waren abgeschnitten, sein Gesicht blaß, aber heiter und er zeigte in seiner Haltung weder Demüthigung noch Stolz. Man sah an seinem frei emporgerichteten Blicke, daß er sich über Zeit und Schaffot erhob, daß er seinem Gedanken zur Hinrichtung folgte, wie er ihm zum Triumphe gefolgt sein würde, sich klar bewußt, warum er starb, und ohne Murren gegen das Schicksal, weil er starb für seine Treue gegen seine Prinzipien, gegen seinen Meister und gegen die Sendung, die er sich selbst gegeben hatte. Er war ein unbegreifliches und unvollständiges Wesen, das nur aus Intelligenz bestand und nur die Leidenschaften des Verstandes besaß; das Herz fehlte ihm eben so sehr, wie seiner Theorie. Darum konnte das Herz seinem abstracten Gewissen nichts vorwerfen und er starb verhaßt und verwünscht, ohne sich schuldig zu fühlen. Er war mit jener moralischen Blindheit behaftet, die zum Untergang führt, während man dem Heile der Welt und der Bewunderung der Nachwelt entgegenzugehen glaubt! Man war erstaunt über diesen Dogmatismus der Ideen bei soviel Jugend, über diesen Fanatismus bei soviel Anmuth, über diese unbarmherzige Unerschütterlichkeit bei soviel Strenge des Gewissens.

Als man am Fuße der Bildsäule der Freiheit angelangt war, trugen die Nachrichter die Verwundeten auf die Plateform der Guillotine. Keiner von ihnen richtete ein Wort oder einen Vorwurf an das Volk. Sie lasen ihr Urtel in

der erstaunten Haltung der Menge. Robespierre stieg mit festem Schritte die Stufen zum Schaffote hinauf. Ehe die Henker das Beil herabfallen ließen, rissen sie ihm den um sein Kinn gelegten Verband ab, damit das Tuch nicht die Schneide schartig machen möchte. Der physische Schmerz entriß ihm ein lautes Brüllen, das bis an das äußerste Ende des Revolutionsplatzes gehört wurde. Der ganze Platz wurde still. Ein dumpfer Schlag des Beils ertönte. Der Kopf Robespierre's fiel. Ein langes Aufathmen der Menge, das dann in ein unermeßliches Beifallklatschen überging, folgte dem Schlage des Beils.

Hierauf erschien St.-Just auf dem Schaffote: groß, schlank, mit gesenktem Haupte, mit gebundenen Armen, die Füße im Blute seines Meisters. Seine hohe Gestalt zeichnete sich in scharfen Umrissen auf dem vom letzten Abendscheine erhellten Horizonte ab. Er starb, ohne die Lippen zu öffnen, indem er seine stumme Unterwerfung oder Protestation mit sich in den Tod nahm. Er war sechsundzwanzig Jahr und zwei Tage alt.

Man warf die zweiundzwanzig Rumpfe untereinander in den Karren mit dem Leichnam Lebas'.

XV.

Einige Wochen nachher kam eine junge, als Wäscherin gekleidete Frau, welche ein Kind von sechs Monaten auf dem Arme trug, in das Haus, in welchem St.-Just gewohnt hatte, und verlangte allein mit der Tochter des Hauswirths zu sprechen. Die Fremde war Madame Lebas, die Tochter Duplay's. Nach dem Selbstmorde ihres Mannes, der Hinrichtung ihres Vaters, dem Morde ihrer Mutter und der Einkerkerung ihrer Schwestern hatte Madame Lebas einen fremden Namen angenommen, sich wie eine Frau aus dem Volke gekleidet und verdiente den Lebensunterhalt für sich und für ihr Kind, indem sie in den Kähnen, welche als Waschplätze auf dem Flusse dienen, wusch. Einige verfolgte Republikaner wußten allein um ihre Verkleidung und bewunderten ihren Muth. Es war ihr weder ein Erbtheil, noch eine Spur, noch ein Portrait von ihrem Manne geblieben. Sie verehrte in der Stille sein Andenken.

Die junge Flüchtige hatte erfahren, daß St.-Just's Wirthin, eine Malerin von Fach, ein Portrait des Schülers Robespierre's besaß, welches sie kurze Zeit vor seiner Hinrichtung gemalt hatte. Sie brannte vor Verlangen, dieses Bild zu besitzen, das sie wenigstens in dem Gesichte des jungen Republikaners, welcher der College und der liebste Freund Lebas' gewesen war, an ihrem Mann erinnern könnte. Die junge Künstlerin, welche selbst durch die Einkerkerung ihres Vaters, der als St.-Just's Wirth verfolgt wurde, in Dürftigkeit gerathen war, verlangte sechs Louisdors für ihre Arbeit. Madame Lebas besaß diese Summe nicht. Sie hatte bei der Beschlagnahme nur einen Koffer mit Kleidern, mit Wäsche und ihrem Hochzeitsanzuge, welche jetzt ihr einziges Besitzthum ausmachten, gerettet. Sie bot den Koffer mit Allem, was darin war, für das Bild an. Der Tausch wurde angenommen. Die arme Witwe brachte während der Nacht ihre Sachen und nahm ihren Schatz mit sich. So war es die Liebe einer Gattin, welche der Nachwelt das einzige Bild dieses jungen Revolutionairs bewahrt hat. Es ist schön, phantastisch, umwölkt, wie eine Theorie, nachdenkend wie ein System, düster wie eine Ahnung. Es ist weniger das Portrait eines Mannes, als das einer Idee. Es gleicht einem Traume der Republik Drako's.

XVI.

Dies war das Ende Robespierre's und seiner Partei; er wurde überrascht und hingeopfert, während er darauf sann, den Schrecken zum Gesetz, die Revolution zur Ordnung, die Republik zur Einheit zurückzuführen. Von Männern, die theils besser, theils schlechter wie er waren, gestürzt, traf ihn das unglückliche Schicksal, an demselben Tage zu sterben, an welchem der Schrecken endigte, und so selbst das Blut der Hinrichtungen, denen er steuern, und die Verwünschungen der Opfer, die er retten wollte, auf sich zu häufen. Sein Todestag bezeichnete den Anfang des Nachlassens des Schreckens, war aber nicht die Ursache davon. Die Hinrichtungen würden mit seinem Siege aufgehört haben, wie sie mit seiner Hinrichtung aufhörten. Die göttliche Gerechtig-

keit machte so seine Reue und seine guten Absichten zu Schanden. Sie machte sein Grab zu einem geschlossenen Abgrunde. Sie machte aus seinem Andenken ein Räthsel, vor dessen Lösung die Geschichte zurückbebt, indem sie ebenso fürchtet eine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn sie sagt: Verbrechen, oder Abscheu zu erregen, wenn sie sagt: Tugend! Um gerecht, und um lehrreich zu sein, muß man kühn beide Worte, die einander widerstreben, vereinigen und ein Wort daraus machen, das beides in sich schließt. Oder vielmehr, man muß darauf verzichten, näher zu bestimmen, was zu definiren man verzweifeln muß. Dieser Mann war und wird ohne Definition bleiben.

Es ist ein Plan in seinem Leben und dieser Plan ist groß: die Herrschaft der Vernunft durch die Demokratie. Es ist eine Triebfeder in ihm und diese Triebfeder ist göttlich: der Durst nach Wahrheit und nach Gerechtigkeit in den Gesetzen. Es ist eine Thätigkeit in ihm und diese Thätigkeit ist verdienstlich: der Kampf bis zum Tode gegen Laster, Lüge und Despotismus. Es ist eine Hingebung in ihm und diese Hingebung ist beständig, absolut, wie ein antiker Opfertod: das Opfer seiner selbst, seiner Jugend, seiner Ruhe, seines Glücks, seines Ehrgeizes, seines Lebens, seines Nachrufs für sein Werk. Endlich hat er ein Mittel, und dieses Mittel ist bald gesetzlich, bald verabscheuungswürdig: die Popularität. Er schmeichelt dem Volke in seinen unedeln Leidenschaften. Er übertreibt den Verdacht. Er regt den Neid auf. Er reizt den Zorn. Er erbittert die Rache. Er öffnet dem socialen Körper die Adern, um das Uebel zu heilen, aber er läßt gleichgültig das reine wie das unreine Blut dahinfließen, ohne sich zwischen die Opfer und die Henker zu werfen. Er will das Böse nicht, allein er läßt es geschehen. Er opfert das Leben des Königs, der Königin und ihrer unschuldigen Schwester dem, was er für politische Nothwendigkeit hält. Er opfert dieser angeblichen Nothwendigkeit den Kopf Vergniaud's, und seiner Furcht und seinem Streben nach der Herrschaft den Kopf Danton's. Er gestattet, daß achtzehn Monate lang sein Name dem Schaffote als Aushängeschild und dem Tode als Rechtfertigung dient. Er hofft später wieder zu sühnen, was nie wieder gesühnt wird: das Verbrechen in der Gegenwart

durch die Heiligkeit künftiger Institutionen. Er berauscht sich an dem Hinblick auf einstiges öffentliches Glück, während Frankreich auf dem Schaffote zuckt. Er erhebt sich selbst zu einer schwindelnden Höhe über die Menschheit. Er will mit dem Eisen alle schädlichen Wurzeln aus dem socialen Boden ausrotten. Er glaubt, die Rechte der Vorsehung zu haben, weil er das Gefühl und den Plan derselben in seiner Einbildungskraft trägt. Er setzt sich an Gottes Stelle. Er will der zerstörende und schaffende Geist der Revolution sein. Er vergißt, daß, wenn jeder sich selbst auf solche Weise vergöttert, zuletzt nur ein einziger Mensch auf der Erde bleiben und daß dieser letzte Mensch der Mörder aller übrigen sein würde! Er befleckt die reinsten Lehren der Philosophie mit Blute. Er flößt der Zukunft Entsetzen vor der Herrschaft des Volks, Widerwillen gegen die Einführung der Republik, Zweifel an der Freiheit ein. Er fällt endlich bei seinem ersten Angriffe gegen den Schrecken, weil er nicht dadurch, daß er ihm von Anfang widerstanden, das Recht und die Kraft erlangt hat, ihn zu überwältigen. Seine Prinzipien sind unfruchtbar und im voraus verdammt wie seine Aechtungen, und er stirbt, indem er wie Brutus entmuthigt ruft: „Die Republik geht mit mir unter!" Er war in der That in diesem Augenblicke die Seele der Republik. Sie schwand dahin mit seinem letzten Seufzer. Wenn Robespierre sich bis zur Krise der Ermattung und der Reue rein erhalten und den Verirrungen der Demagogen keine Zugeständnisse gemacht hätte, würde die Republik in ihm fortgelebt, sich verjüngt und triumphirt haben. Sie suchte einen Ordner, er bot ihr nur einen Mitschuldigen. Er bahnte einem Cromwell den Weg.

Das größte Unglück Robespierre's, als er unterging, war nicht so sehr, unterzugehen und die Republik mit sich fortzureißen, als vielmehr der Demokratie nicht im Andenken des Mannes, der sie mit der meisten Ueberzeugung hatte personifiziren wollen, eine der reinen, glänzenden, unsterblichen Erscheinungen zu vermachen, welche eine Sache für die Treulosigkeit des Schicksals rächen und gegen den Untergang durch die ungeheuchelte und unbegrenzte Bewunderung, die sie der Nachwelt einflößen, protestiren. Die Republik bedurfte im Martyrologium ihrer Gründer einen

Cato von Utika. Robespierre hinterließ ihr nur einen Marius ohne Schwert. Die Demokratie brauchte einen Ruhm, der, von dem Namen eines Mannes ausgehend, für alle Zeiten ihre Wiege überstrahlte, Robespierre erinnerte sie nur an eine große Beständigkeit, eine große Unbestechlichkeit, eine große Reue. Dies war die Strafe des Mannes, die Strafe des Volks, die seiner Zeit und auch die der Nachwelt. Eine Sache ist oft nur der Name eines Menschen. Die Sache der Demokratie durfte nicht dazu verdammt werden, den seinigen zu umhüllen oder zu rechtfertigen. Das Urbild der Demokratie muß hochherzig, edelmüthig, milde und unangreifbar sein, wie die Wahrheit.

XVII.

Mit Robespierre und St.-Just endet die große Periode der Revolution. Das zweite Geschlecht der Revolutionaire beginnt. Die Republik sinkt von der Tragödie zur Intrigue, vom Spiritualismus zum Ehrgeize, vom Fanatismus zur Habgier herab. In dem Augenblicke, wo Alles sich verkleinert, wollen wir stehen bleiben und das betrachten, was so groß war.

Die Revolution hatte nur fünf Jahre gedauert. Diese fünf Jahre sind fünf Jahrhunderte für Frankreich. Niemals vielleicht erzeugte auf unserer Erde, seit der Incarnation der christlichen Idee, ein Land in einem so kurzen Zeitraume einen solchen Sturm von Ideen, Männern, Naturen, Charakteren, von Genies, Talenten, Katastrophen, Verbrechen und Tugenden, als während dieser convulsivischen Entwickelung der socialen und politischen Zukunft, welche nach Frankreichs Namen benannt wird. Ihn sah weder das Zeitalter Cäsar's und Octav's zu Rom, noch das Zeitalter Karls des Großen in Gallien und Germanien, weder das Zeitalter des Perikles zu Athen, noch das Zeitalter Leo's X. in Italien, weder das Zeitalter Ludwigs XIV. in Frankreich, noch das Zeitalter Cromwell's in England. Man könnte sagen, daß die Erde, welche in den Wehen liegt, um die fortschreitende Ordnung der Gesellschaften hervorzubringen, eine Fruchtbarkeit zeigen will, die mit dem Werke der Wie-

dergeburt, welches die Vorsehung vollbringen will, in Verhältniß steht. Die Menschen erstehen, wie unmittelbare Personifikationen der Sachen, die gedacht, gesagt, gethan werden sollen: Voltaire ist der gesunde Menschenverstand, Jean Jacques Rousseau das Ideal, Condorcet die Berechnung, Mirabeau der Blitzstrahl, Vergniaud der begeisterte Aufschwung, Danton die Kühnheit, Marat die Wuth, Madame Roland der Enthusiasmus, Charlotte Corday die Rache, Robespierre der utopische Traum, St.-Just der Fanatismus der Revolution. Und hinter ihnen stehen die zu jeder dieser Kategorien gehörigen untergeordneten Männer, die gleichsam ein Pfeilbündel bilden, welches die Revolution, nachdem sie es vereinigt hat, wieder auflöst und einen Stab nach dem andern wie abgenutzte Werkzeuge zerbricht. Das Licht strahlt auf allen Punkten des Horizontes zugleich empor. Das Dunkel weicht. Die Vorurtheile schwinden zurück. Die Gewissen werden frei. Die Tyrannen erzittern. Die Völker stehen auf. Die Throne brechen zusammen. Europa, von Furcht erfaßt, versucht zu treffen, und selbst getroffen, weicht es zurück, um dieses große Schauspiel von weitem zu betrachten. Dieser Kampf bis auf den Tod für die Sache der menschlichen Vernunft ist tausendmal glorreicher, als die Siege der Armeen, die ihm folgen. Er erobert der Welt unveräußerliche Wahrheiten, statt einer Nation unsichern Zuwachs an Provinzen zu erobern. Er erweitert das Gebiet des Menschen, statt die Grenzen eines Volks zu erweitern. Das Märtyrerthum ist sein Ruhm und die Tugend sein Ehrgeiz. Man ist stolz darauf, einem Geschlechte anzugehören, dem die Vorsehung verstattet hat, solche Gedanken zu fassen, und das Kind eines Jahrhunderts zu sein, welches zu solchen Bewegungen des menschlichen Geistes den Anstoß gegeben hat. Man preist Frankreich wegen seiner Intelligenz, wegen seiner Rolle, wegen seiner Seele, wegen des von ihm vergoßnen Blutes. Die Köpfe dieser Männer fallen einer nach dem andern, die einen mit Recht, die andern mit Unrecht; aber sie fallen alle zum Besten des Werks. Man klagt an, oder man spricht frei. Man beweint oder man verwünscht. Die Einzelnen sind unschuldig oder schuldig, des Mitleidens oder des Hasses werth, Opfer oder Henker. Die That ist groß und die

Idee schwebt über ihren Werkzeugen, wie die stets reine Sache über den Schrecknissen des Schlachtfeldes. Nach einem Zeitraume von fünf Jahren ist die Revolution nur noch ein großer Kirchhof. Auf das Grab jedes dieser Opfer schreibt sie ein Wort, das es charakterisirt. Auf das eine schreibt sie Philosophie; auf das andere Beredtsamkeit; auf dieses Genie; auf jenes Muth; auf dieses Verbrechen; auf jenes Tugend. Aber auf allen steht geschrieben: Gestorben für die Zukunft und Arbeiter am Werke der Menschheit.

XVIII.

Eine Nation muß ohne Zweifel ihre Todten beweinen und sich nicht darüber trösten, wenn Ungerechtigkeit oder Haß auch nur ein einziges Leben geopfert haben, aber sie darf das Blut nicht betrauern, welches geflossen ist, um neue Wahrheiten emporkeimen zu lassen. Gott hat diesen Preis auf das Keimen und Wachsen seiner Pläne mit der Menschheit gesetzt. Die Ideen werden mit dem Blute des Menschen gedüngt. Die Offenbarungen erschallen von den Schaffoten herab. Alle Religionen werden durch die Märtyrer göttlich. Wir, die Söhne der Kämpfer oder der Opfer, wir wollen uns auf den Gräbern versöhnen, um das unterbrochene Werk wieder aufzunehmen! Das Verbrechen hat Alles verdorben, indem es sich in die Reihen der Republik mischte. Kämpfen ist nicht schlachten. Nehmen wir der Sache des Volks das Verbrechen, wie eine Waffe, mit der es sich selbst verwundet und welche die Freiheit in Despotismus verwandelt hat; suchen wir nicht das Schaffot durch das Vaterland und die Proscriptionen durch die Freiheit zu rechtfertigen; verhärten wir nicht die Seele des Jahrhunderts durch das Sophisma der revolutionairen Energie; lassen wir der Menschheit ihr Herz, es ist das sicherste und unfehlbarste ihrer Prinzipien, und erkennen wir mit Ergebung die Schranken der menschlichen Natur an. Die Geschichte der Revolution ist glorreich und düster wie der Morgen nach einem Siege und wie der Abend vor einem neuen Kampfe. Aber ist

diese Geschichte voll Trauer, ist sie auch voll Glauben. Sie gleicht einem Drama des Alterthums; während der Erzähler spricht, besingt der Chor des Volkes den Ruhm, beweint die Opfer und erhebt eine Hymne des Trostes und der Hoffnung zu Gott!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Lamartine, Alphonse <<de>>,

Geschichte der Girondisten aus dem Französischen

Bd.: 8

Leipzig 1847

Gall.rev. 478 gb-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10422489-3